Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek

(Schöpping)

Maximilianspl

Schücking

Verschlungene Wege.

Verschlungene Wege.

Roman

von

Levin Schücking.

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.
Goethe.



Dritter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1867.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Lehrjahre.

Jahre sind dahin geflossen; Jahre, für Emil, für Geraldine, für Hugo reich an innerm Leben und arm an Erlebnissen. Hugo ist in Schönstetten vom Jüngling zum jungen Manne gereift; er hat gelernt, er hat unter der Leitung eines tüchtigen Lehrers die Gymnasialstudien betrieben; er hat geträumt und sich mit seinem ganzen Sein jener Phantasie an die Brust geworfen, welche die wohlthätige Fee ist, die verwaister Herzen sich annimmt.

Und die Welt, die ihn umgiebt, ist schön und harmonisch. Sie hat etwas von einer idealen Existenz. Befreundete Menschen, wie Emil und Geraldine und Schönstetten; eine Natur rings umher, der menschlicher Schönheitssinn den Charakter in sich abgeschlossener Harmonie gegeben hat; dazu die volle Freiheit; dazu das Entferntsein jeder Sorge, auch der leisesten, vor der Zukunft;

es fehlte nichts, was die Wunden, die in Hugo's Seele waren, vernarben lassen konnte, nichts, was die dunklen Eindrücke zerstreuen mußte, die sich einst so schwer auf seine junge Seele gelegt.

Und so schien er in dieser Zeit des Aufenthalts in Schönstetten ein junger Mann, der wenig verrieth, daß er ein anderes Leben in sich trage, als andere junge Männer auch. Was ihn von diesen unterschied, trat nicht hervor, denn er kam mit anderen nicht in Berührung; so blieb es verborgen, daß er das charakteristische Merkmal der Jugend nicht hatte, das Bedürfniß des Vergnügens. Das Vergnügen führt mit den Menschen zusammen. Hugo aber fühlte sich gesondert von den Menschen. Zwischen ihm und ihnen stand der Gedanke an seine Herkunft, an die düstre Gestalt seines Vaters und dessen schreckliches Ende, der Gedanke, daß er in der Welt sei wie ein vom Winde dahergewehtes Blatt, dessen Stamm man nicht kennt . . . dies Bewußtsein wich nicht vom Grunde seiner Seele!

Nicht einmal ein Jäger war aus ihm zu machen, wie Emil versuchte. „Wäre ich ein Bauer", sagte er, „und das Reh oder der Hase zerstörte mir, was ich gesäet und gepflanzt, vielleicht geläng' es mir dann, mir einzubilden, das

arme Reh sei mein Feind und ich könnte es tödten. Aber bekämpfen, was nicht mein Feind ist, tödten, was sich des Lebens erfreut — ich hasse das. Haben Sie Bären oder wilde Eber zu jagen, von denen ich angegriffen werde — wohl, ich bin dabei; aber tödten, nur um sich an seiner Geschicklichkeit im Tödten zu erfreuen — das ist abscheulich! Ich habe als Knabe zu viel davon gehabt. Damals dachte ich nicht. Jetzt thu ich's! Ich will gehen, während Sie fort sind, Ihrer Frau den Grauschimmel zuzureiten, das ist besser. Wir führen einen ehrlichen Kampf mit einander, die wilde Bestie und ich. Und am Ende versöhnen wir uns immer wieder und werden die besten Freunde!"

Emil ließ ihn dabei, wie er überhaupt längst darauf verzichtet hatte, ihn lenken zu wollen. Er hatte längst die schärfere, festere und schneidendere Natur in Hugo erkannt, der seine vielseitigere aber weichere nicht anders beikommen konnte, als indem diese sich ruhig aussprach und ihre Ansichten entwickelte, um die eigenwilligere sich dann entscheiden zu lassen.

Und entschied Hugo dann anders als Emil gewollt, so pflegte dieser zu sagen: „Sie haben eben noch den ganzen Einsichtstrotz der Jugend,

den Stolz auf das eigene Erkennen. Ein junger Mann glaubt, seine Anschauung sei die souveräne, und sein Gefühl das allein gültige. Leben Sie länger und Sie werden erkennen, wie beschränkt unsere Anschauungen sind und wie wenig wir verlangen dürfen, daß unsere Ueberzeugungen Gesetze für Alle sein sollen."

„Aber weshalb sollen sie nicht Gesetze für uns sein dürfen?" entgegnete Hugo darauf; „die Welt ist so eingerichtet, daß Jeder für sich allein steht, sich allein sein Leben machen muß. Was kann ihn bewegen, sich die Gesetze dabei von Anderen machen zu lassen?"

„So sollen Sie aber nicht denken, Hugo; es steht nicht jeder Mensch allein, eine Welt für sich, da, sondern er ist ein winziges Glied in der großen Kette, die Alle umschlingt; er ist ein Tropfen im großen Strome, ein Lichtfunken der großen Geistessonne — Sie müssen fühlen lernen, daß Sie dem großen Allgemeinen angehören. Die Pflanze steht für sich allein und der Hund steht für sich allein; der Mensch ist für andere Menschen da!"

„Und darum ist die Pflanze glücklicher und der Hund gescheiter, als der Mensch", versetzte Hugo. „Das Allgemeine! Was ist es mir? Ich

bin an das Allgemeine nicht gebunden, weder von väterlicher noch mütterlicher Seite her! Ich bin den Dingen hier unten so wenig verwandt, wie die Sternschnuppe, die auf die Erde fällt!"

Emil schüttelte den Kopf . . . „Sie sind doch, meine ich, durch das Blut und durch die Liebe genug mit denen verkettet, denen Sie angehören und die Sie nicht als Sternschnuppe betrachten; auch, meine ich, ein wenig zu jung, um sich schon als ein ausgebranntes Meteor zu betrachten!"

Hugo lächelte. „Da haben Sie Recht, Emil", sagte er — „weder Meteor, noch ausgebrannt. Der Vergleich war schlecht."

„Die Philosophie des Egoismus macht immer schlechte Vergleiche", versetzte Emil.

„Und doch ist sie die einzig richtige. Der Egoismus ist das Grundgesetz der Welt. Die Welt und Alles, was auf ihr ist, strebt, seinem Willen nachzuleben. Nach dem egoistischen Urtrieb des Willens hat sich das Ganze und das Einzelne gestaltet."

Hugo hatte, als er dies sagte, sich in die modernste Philosophie vertieft; er hatte, indem er sich ihr mit der Ausschließlichkeit eines jungen Gemüths, dem sich eine neue Anschauung eröffnet,

hingab und sie vertheidigte, viel Kämpfe mit Geraldine zu bestehen, welche sich als geschworene Feindin dieser Philosophie erklärte.

„Sie haben ja selbst einst behauptet“, sagte sie ihm, „daß der Mensch nicht auf sich allein stehen könne, daß nur der Mensch, der eine Schwester neben sich habe, ein volles Wesen darstelle; und Sie wollten für das Allgemeine wirken, indem Sie eine Brüdergemeinde des Geistes stifteten, in welcher nur der Aufnahme finde, der mit einer Schwester komme!“

„Damals war ich eben noch ein Kind“, antwortete Hugo. „Ich glaubte noch, Jeder könne eine Schwester finden.“

„Und glauben Sie das nicht mehr?“

Hugo zuckte die Achseln. „Emil hat sie gefunden“, sagte er.

„Und Sie nicht auch?“

Er schüttelte mit dem Kopfe.

„Ist Gundel nicht Ihre Schwester?“

„Gundel ist lieb und gut, sie ist rührend. Aber sie ist nicht meine Schwester, denn sie hat so viele andere Gedanken als ich, und die meinen gefallen ihr nicht, sie machen sie nur ängstlich und wirre. Es giebt wenig Schwestern, glaub' ich!“

Geraldine lachte über diese Bemerkung des

jungen Philosophen und Hugo lachte gutmüthig mit. Und da man gehen wollte, eine Ruderfahrt auf dem Teiche im Park zu machen, kam man auf weniger ernste Dinge zu reden.

Die Zeit kam, wo Hugo Schönstetten verlassen mußte, um die Universität zu besuchen. Er reiste über Scheidingen, um Gundel zu sehen und von ihr Abschied zu nehmen. Er fand sie in ihrem großen alten Edelsitz vereinsamt, krank und heiter. Nur eine ältere Gesellschafterin, die Geraldine für sie angeworben hatte, war bei ihr. Die Brustaffection, welche den Arzt früher besorgt gemacht, hatte sich zu einem nicht mehr zu verkennenden Leiden ausgebildet: auf ihren Wangen lagen die verhängnißvollen Rosen.... doch war sie heiter, war thätig, sobald die Stunden der Mattigkeit, die ihr gemeiniglich den Morgen raubten, vorüber, hatte Freude an ihrem Gute, an ihrer Wirthschaft und schaltete darüber wie eine rechte kleine Edelfrau. Hugo hatte sie seit einigen Monden, wo er sie zuletzt besucht, nicht gesehen und war erschrocken, wahrzunehmen, wie das Uebel unterdeß Fortschritte gemacht und wie unverkennbar es ihr das Wesen einer rasch dahinwelkenden Blume gegeben. Es schnitt ihm tief ins Herz und wenn etwas den Ernst erhöhen

konnte, mit dem sein unter den Schatten dunkler Verhältnisse hinlaufender Lebensweg ihn erfüllt, so war es dieser Anblick.

Jetzt, wo der Gedanke an den Verlust der Schwester ihm nahe trat, fühlte er, wie sehr sie ihm Schwester war. Seine Gedanken hatten sie beängstigt, wie er sagte; was in ihm lebte und gährte von geistigen Dingen, hatte kein Echo in ihr gefunden; Gundel hatte nicht viel Geist und noch weniger Wissen; sie hatte nie viel gelesen und nie viel gegrübelt und Lernen war immer ihre schwache Seite gewesen. Aber Gundel hatte ein reiches, hingebendes Gemüth, das ganz dem Bruder gehörte — und Hugo hatte sich daran gewöhnt, dies Gemüth als das seine zu betrachten; sie war ihm dadurch recht eigentlich Schwester geblieben, viel mehr, als er sich selbst Rechenschaft darüber gegeben. Der Gedanke an ihren Verlust war ihm jetzt entsetzlich. Es war ihm, als verliere er mit ihr das einzige Band, das ihn an die Welt, an das „Allgemeine", wie Emil es ausdrückte, kette, als werde er dadurch erst recht und völlig verwaisen. Er beschloß, bei ihr zu bleiben; erst ein Gespräch mit dem Arzt, das ihn fürs Erste beruhigte, ließ ihn diesen Vorsatz aufgeben. Und so schied er denn wieder nach einigen

Wochen Aufenthalts, zum Besuch der Hochschule entlassen mit einer Menge guter Ermahnungen, die Gundel und der Herr Brook ihm gaben.

Beide stimmten in ihrer Moral nicht recht zu einander.

„Du mußt recht brav und fleißig sein, Hugo", sagte Gundel, „und Gott vor Augen haben. Ich habe solche Angst, daß Du Dich duellirst. Du sollst gar nicht fechten lernen, hörst Du, dann kannst Du sagen, Du verständest es nicht; oder schwöre mir, daß Du's nicht thun willst, dann kann Dir Keiner etwas anhaben, wenn Du erklärst, Du habest es abgeschworen. Es ist so schrecklich! Denke an Herrn von Hattstein, wie lange der krank lag! Du bist heftig und stolz, Hugo, ich weiß es, und sagst immer so kühn heraus, was Du denkst. Wie leicht könntest Du Streit bekommen! Die Studenten sollen so roh sein und so viel trinken, ich weiß, das thust Du nicht, aber Du sollst auch sonst auf Dich achten, daß Du nicht krank wirst; es ist nicht genug, daß ich für Dich allerlei warme Dinge gestrickt habe, Du sollst sie auch tragen und anlegen, sobald es kalt wird, und sollst sie hübsch zusammenhalten — ich halte genaue Revision, wenn Du zurückkommst über ein Jahr... ach, Hugo, das ist sehr, sehr

lange, ein Jahr!“ setzte Gundel mit einem Seufzer hinzu.

„Gewiß, Gundel!“ antwortete Hugo, „es ist zu lange für uns, die wir doch eigentlich nur uns auf der Welt haben!“

„Ich habe nur Dich!“ sagte Gundel schwermüthig.

„Ja, und siehst Du“, fiel Hugo ein, „deshalb komme ich schon nach dem ersten Halbjahr in den Ferien zu Dir zurück, um zu sehen, wie es meiner lieben Gundel geht!“

„Ach, das ist schön, das ist brav von Dir!“ rief das junge Mädchen entzückt aus. „Und höre noch Eins, Du sollst auch nicht zu viel studiren, Hugo“, fuhr sie dann fort. „Es ist ja doch gar nicht möglich, bei den vielen, vielen Büchern und Wissenschaften, die es giebt, jemals auch nur im Entferntesten auszustudiren und bis zu Ende mit Allem zu kommen. Deshalb würde ich mir auch gar keine Mühe geben, besonders weit in die Gelehrsamkeit hineinzudringen. Das Wissen ist wie ein Wald, und das Studiren solltest Du, der es ja zum Leben nicht nöthig hat, betrachten wie einen Spaziergang in diesen Wald; da geht man just so weit hinein, wie es Einem Vergnügen macht, und dann giebt man's auf und kehrt heim.

Oder es ist, wie das weite, weite Meer — weißt Du, das wir in Venedig sahen vom Lido aus — schwimm hinein, wenn Dich die Lust treibt, aber nicht zu weit — es ist ja ganz dasselbe, ob Du hundert Schritte weit oder eine Meile weit hineinschwimmst, denn umkehren mußt Du doch einmal! Nicht wahr?"

„Das wohl — aber in diesem Meere kann man immer weiter schwimmen, ohne zu ertrinken, und die Lust des Schwimmens ist's eben, die immer weiter treibt."

„Ach!" sagte Gundel mit verächtlichem Kräuseln der Lippe, „was ist für eine Lust dabei — man bleibt doch immer im kalten Wasser und kommt nicht auf festen Grund — und ertrinken kann man auch! Frag' nur den Küster im Dorfe; der hat auch seinen Sohn studiren lassen, und der arme Mensch ist krank geworden im Kopf von allem Studiren, und übergeschnappt. Versprich mir wenigstens, daß Du nicht bis tief in die Nacht aufsitzen wirst — willst Du?"

Hugo versprach Alles, was Gundel wollte und Gundel versprach ihm dafür zu Weihnachten einen großen Kasten mit einer Bescheerung für ihn, die lauter Sachen, welche sie selbst gemacht, enthalten sollte. —

Herrn Brook's Ansichten über das, was einem jungen, die Hochschule besuchenden Manne zu empfehlen sei, waren andere.

„Herr Schönburg“, sagte er ... Hugo hatte diesen Namen beibehalten ... „die Hauptsache bei einem jungen Manne von richtiger Gemüthsart ist die, daß er ordentlich austobt. Der Wein muß gähren, das Wasser muß im Frühjahr blühen, der Hund muß seine Hundekrankheit durchmachen, und dazu sind nun die deutschen Hochschulen eingerichtet ...“

„Als ein Spital für junge Hunde, die ihre Jugendkrankheit durchmachen?“ fragte Hugo lächelnd.

„Nun, meinethalb, auch dazu!“ versetzte Herr Brook. „Zum Austollen, mein' ich. Das Lernen... du liebe Zeit! Was so ein junger Mensch auf der Hochschule lernt — das ist viel Großes! Es reicht nicht, daß er sich die Butter auf's Brod damit verdient. Aber wenn er als richtiger Student den Zweck seines Aufenthalts auf solch einer gelehrten Anstalt gewissenhaft im Auge hält, als da ist, eine bestimmte Anzahl Laternen zerschlagen, einige Nachtwächter geprügelt, einige Kellnerinnen unglücklich gemacht, eine große Quantität von gegohrenen Getränken, unter Aufwand von möglichst

heftigem Geschrei, Gejodel und Lärm verzehrt und sich mit allen gerade an der Tagesordnung befindlichen rohen Späßen und unsauberen Witzen bekannt gemacht zu haben — dann, mein lieber Herr Schönburg, braucht das reelle positive Wissen, welches der Student von der Universität mitbringt, weiter nicht erheblich zu sein. Er braucht nur das zu lernen, daß es nicht gut ist, zu viel zu wissen. Und dazu hat man an den deutschen Hochschulen das Institut der Professoren... Diese achtbaren Männer sollen dem Studenten als Mahnung, als warnendes Exempel dienen, welch' ein aberwitziges Thier der Mensch durch zu viel Wissen und Ueberstudirtheit wird. Solch ein Professor streut Jahr aus, Jahr ein den Samen seiner Gelehrsamkeit aus; aber er ist gleich als Vogelscheuche daneben gestellt, damit Ihr jungen Vögel nicht zu gierig darüber herfallt. Denn Ihr, Ihr habt die kostbare Zeit besser, Ihr habt sie zum Austollen zu benutzen. Habt Ihr ausgetollt, dann kommt Ihr heim als die richtigen Menschen, wie sie im täglichen Leben zu allen Dingen brauchbar und zu verwenden sind. Ein Mensch aber, der auf der Hochschule, was man nennt gebüffelt und über den Büchern oder „andächtig zu den Füßen seiner Lehrer" gesessen hat, der kommt heim mit noch ungestilltem Durst nach

Fröhlichkeit, Freiheit, Genuß. Der ganze Wechsel auf Glück, den Jedermann vom Schicksal sich ausgestellt glaubt, steckt noch unhonorirt in seiner Tasche. Er kommt nun und denkt, das Leben, das praktische Leben, welches nun für ihn beginnt, solle allsolchen Wechsel honoriren. Da dies nicht sofort geschieht, so hat er allerdings Geduld. Er läßt sich mit der Hoffnung, die er nährt, genügen. Es ist wunderbarlich, welches Quantum Hoffnungen solch ein junger Mensch producirt, ohne daß man sieht, woher er den Rohstoff für dieses Fabrikat bezieht. Er hat, wie viel auch davon im Laufe der Tage verdampft und zu Grunde geht, immer frischen Vorrath fertig!

„Und so geht's denn wohl eine Weile gut. Aber mit der Zeit merkt der Mensch, daß das Leben keine Bank ist, die Wechsel auf Glück annimmt. Der Mensch merkt nach und nach und täglich wird ihm klarer, wie jämmerlich er vom Leben um seine Glückshoffnungen betrogen wird; und je mehr ihm dies offenbar wird, desto rabiater wird er und sucht nun in seinen reifen Jahren die Genüsse, die er in der Jugend nicht erschöpfte, nachzuholen und geräth als alter Mensch auf schlechte Wege. Oder er geräth in eine stille Berserkerwuth — ja, mein lieber Herr Schönburg, es

ist sehr schlau so eingerichtet, daß das Alter stumpf und schlaff macht — wäre das nicht, so würden wir viel tolle alte Herren sehen und nicht von einer furia tedesca, sondern von einer furia senilis reden hören! Und darum halten Sie meinen Rath vor Augen: tollen Sie sich aus am richtigen Ort und in der richtigen Zeit."

Hugo Schönburg hörte dem alten erfahrenen Rupertus lächelnd zu — aber nie wurde ein Rath weniger befolgt, als dieser.

Hugo wurde der solideste Student der ganzen Hochschule. Er war der tugendhafteste junge Mann, der je in ein Colleg gegangen, um Vorlesungen über Geschichte der Philosophie, über classische Autoren, über Kunst und Archäologie, kurz über Alles zu hören, was seine wissensdurstige Seele anzog. Aber seine Tugend war eine über alle Maßen wohlfeile. Er war eine zu ernste und große Natur für den Studentenspaß, eine zu vornehme und sensitive für das Laster, eine zu einsiedlerische für das Vergnügen. Er fand keine Freunde und suchte sie nicht. Die einzigen Wesen, die ihm nahe standen, waren sein Pferd und sein Pudel. Er behauptete, daß wie die Perfectibilität des Menschen, auch die des Hundes kein leerer Wahn sei; und daß die erste große Aufgabe darin bestehe, dem Hunde nach

und nach durch lange an vielen Generationen nacheinander geduldig geübte Ausbildung eine seinem Organe angemessene Sprache zu geben. Sein Pudel, mit dem er sich unsägliche Mühe gab, stand in den ersten Stadien dieser Ausbildung. Er war ein ABC-Schüler in der hündischen Philologie. Wenn er Wasser verlangte, so knurrte er, wollte er zu essen bekommen, so stieß er ein Geknurr in einer andern Tonart aus, und wollte er das Zimmer verlassen, so schlug er einmal an; ging sein Herr ins Colleg, so bellte er zweimal, was „Leben Sie wohl" hieß; und wenn jener zurückkam, bellte er dreimal, was bedeutete „Ich bin froh, Sie wiederzusehn." Man sieht, Caro's Wortschatz war nicht ganz unbedeutend. —

Von Gundel erhielt Hugo oft Nachrichten, auch zuweilen ein Brieflein, welchem ein Schreiben von Herrn Brook beigelegt war, das ihm sagte, daß Gundel's Befinden beim Alten sei, daß es zwar wohl ein wenig bergab, aber nicht gerade schnell bergab gehe. Hugo's Vorschlag, wieder den Süden aufzusuchen, wobei er seine Schwester begleiten wollte, wies der Arzt zurück. Er behauptete, die dann eintretende volle Muße werde Gundel nicht wohlthun, sie werde dadurch zum Bewußtsein ihres Zustandes, zum Grübeln darüber kommen

und das müsse vermieden werden — die tägliche ruhige gleichförmige Beschäftigung im eigenen Hause thue ihr wohl und es sei das Beste, diesen Zustand nicht zu unterbrechen.

Endlich kam die Zeit, wo es begann, schnell bergab zu gehen. Hugo war jetzt drittehalb Jahre lang auf zwei deutschen Hochschulen gewesen; das letzte Semester seines Trienniums opferte er, um in Scheidingen bei der hinsiechenden Schwester zu bleiben. Er pflegte sie mit rührender Aufopferung und Treue. Er war herangewachsen zu einem großen, kräftigen, breitschultrigen jungen Manne; das reiche Haar kräuselte sich in dunklen Locken über seiner schönen klaren Stirn, unter der die feurigen und in stolzem Selbstbewußtsein blickenden Augen um so anziehender unter den scharfgezeichneten Brauen hervorblickten, als sie von Zeit zu Zeit, wenn die breiten Lider sie halb bedeckten, etwas Weiches, Träumerisches, nach Innen Gekehrtes annehmen konnten. Ein dunkler Bart, der sich früh eingestellt hatte, umgab die vollen, kräftig gefärbten Lippen. Die Nase war ein wenig gebogen, die stark ausgebreiteten Flügel daran schienen etwas von der Beweglichkeit annehmen zu können, welche den Nüstern feinraciger Thiere eigen ist. Das Gesicht war von regelmäßiger Schönheit, es war

mehr als das, es hatte das ganze Gepräge eines genialen Marmorkopfes von entschiedenster Idealität. Es war in der That ein rührendes Bild, diesen jungen Mann, dem die Welt mit allen ihren Lockungen und Verheißungen offen stand, in die Einsamkeit eines alten Landhauses, fern von allen Menschen, gebannt und Stunden, Tage, auch Nächte lang am Kopfkissen eines siechen jungen Mädchens sitzen zu sehen, nur bemüht, durch Aufmerksamkeiten aller Art sie ihr Leiden vergessen zu machen und durch die sorglichste Pflege die Psyche zurückzuhalten, die ihre Schwingen zu regen schien, um den Weg in die Heimath des Jenseits anzutreten.

Unter dieser Pflege des Bruders war Gundel eine Kranke, wie es eine sanftere, geduldigere nicht gegeben hat. Sie klagte fast nie — ihre stete Antwort auf Fragen nach ihrem Befinden war: es geht ziemlich; oder: es könnte schlimmer sein; oder: ich bin wenigstens ohne Schmerzen. Sie nahm ihren Zustand hin, wie etwas sich von selbst Verstehendes, Naturgemäßes; sie stellte weder an den Arzt, noch an Hugo Fragen, welche eine innere Beängstigung über den Ausgang ihrer Krankheit verriethen; auf der andern Seite hatte sie nichts von dem Bestreben, welches andere

Kranke ihrer Art zeigen, bedenkliche Symptome vor den Augen der Welt zu verhüllen.

Nur zuweilen verriethen einzelne Aeußerungen, daß sie ihren Zustand völlig erkannte.

„Sollten wir armen Menschen in der That, wie Herr Brook sagt, ausgeblasen werden wie ein Licht?“ flüsterte sie einmal mit einem schweren Seufzer, während Hugo an ihrem Bette saß.

Hugo sah eine Weile sinnend in ihre bleichen, abgemagerten Züge.

„Ausgeblasen werden wie ein Licht?“ wiederholte er schmerzlich, und dann sprang er auf, stampfte zornig auf den Boden und rief wie in tiefster innerer Empörung noch einmal: „Ausgeblasen werden wie ein Licht! Eine Menschenseele, eine heilige Flamme, eine ganze Welt auszublasen wie eine Oellampe, so daß nichts, gar nichts übrig bleibt — bei Gott, ein Schuft, der's wagt! Nein, nein, es kann nicht sein! Am Ende hat uns Alle doch ein Gott erschaffen. Und wären wir Alle zum völligen Erlöschen verdammt, dann wären wir Menschen ja größer als der, der uns erschaffen, denn wir hätten den großen Gedanken der Unsterblichkeit, der Unendlichkeit gefaßt und seine innere Nothwendigkeit erkannt... und der Schöpfer hätte es nicht, er hätte blos ein

großes Spielzeug gemacht, weiter nichts... die Welt wäre eine Riesendrehorgel in seinen Händen, auf der er sich immer dieselben alten langweiligen Weisen ohne Zweck und Nutzen vorspielte!"

Gundel sah ihn ein wenig erschrocken an — dann streckte sie ihm lächelnd die Hand hin und sagte:

„Wir müssen vertrauen, Hugo!"

„Du hast Recht, wir müssen vertrauen!"

„Es ist Alles so gut und weise eingerichtet... es wird nichts Grausames da sein! Glaubst Du nicht auch?"

„Nichts Grausames, nein, gewiß nicht! Nichts, was über des Menschen Kraft, sich darein zu fügen, ginge!" entgegnete er.

„Ich glaube, daß es so ist, wie es in den heiligen Büchern steht und die Kirche es lehrt. Du auch, Hugo, Du nicht auch?" setzte sie mit einem sorglichen Blick auf ihn hinzu.

„Gewiß, Gundel!" sagte er mit bleicher Lippe, aber lächelnd... „ich glaube sogar an Engel, denn ich sehe, daß Du einer bist!" —

Zuweilen wurde dies Krankenwärterleben Hugo's unterbrochen durch den Besuch Emil von Hattstein's, den zuletzt immer öfter Geraldine begleitete, um für eine Zeitlang Hugo's Sorgfalt zu

theilen und ihn abzulösen. Gundel schien es dann immer eine tiefe Befriedigung zu gewähren, mit Geraldine von Hugo reden zu können. Geraldine sah aus ihren Gesprächen, wie viel sie über Hugo nachgedacht hatte, welche Einblicke in seinen Charakter ihre Zärtlichkeit für ihn ihr gegeben.

„Glauben Sie, daß er je böse oder schlecht werden könnte?“ fragte sie eines Tages Geraldine. „Es ist Etwas in ihm, das nicht gut ist, das Wilde, Verachtende. Er kann so verachten!“

„Seine Jugend war nicht danach angethan, um einen ganz guten und sanften Mann aus ihm zu erziehen“, versetzte Geraldine; „wenn sein reiferes Alter ihm auch nur Schmerz und Kampf, vielleicht heftige und unglückliche Leidenschaften brächte, so würde ein solches Schicksal ihn verwildern können. Eine Natur wie die seine bedarf des Glücks. Aber weshalb sollte er es nicht finden? Er wird es finden, ganz gewiß, Gundel, er ist mehr wie Viele fähig, glücklich zu werden!“

„Er soll nicht allein bleiben, wenn ich nicht mehr bin“, fuhr Gundel fort. „Es ist nicht gut für ihn, allein zu sein. Er vergißt dann, daß die Menschen gut sind. Brook redet ihm so böse Dinge vor, an die er selbst nicht glaubt. Wenn ich nicht mehr bin, wird er es noch mehr thun.

Es ist so hart, daß ich bald nicht mehr sein soll! Es kommt mir vor, als wären wir, Hugo und ich, zwei Zeiger an einer und derselben Uhr. Die Zeiger an einer Uhr gehen immer einträchtig zusammen. Wenn der große Zeiger auch rascher ist und viel größere Kreise macht, er kommt doch immer dahin zurück, wo der kleinere seine kleineren beschreibt. Wenn sie still stehen, stehen sie beide in derselben Secunde still. Es müßte auch mit zwei Menschen, die, wie von Einem Uhrwerk, von Einem Wollen und Fühlen bewegt werden, so sein. Ein Zeiger müßte nicht stille stehn vor dem andern!"

„Sie haben Recht, Gundel", sagte Geraldine, „Menschen, die sich lieben, sollten auch nur zusammen scheiden!"

„Versprechen Sie mir etwas, Geraldine", fuhr Gundel fort.

„Und was soll ich Ihnen versprechen?"

„Wenn ich nicht mehr bin, sollen Sie Hugo zuweilen von der Mutter reden. Er soll die Mutter nicht vergessen, wie er thut! Die arme Mutter!"

In Gundel's Wimpern waren Thränen getreten bei diesen Worten.

„Ich verspreche es Ihnen", versetzte Geraldine, gerührt ihre Hand drückend.

„Und Sie, Sie sollen sorgen, daß er nicht immer allein bleibt. Alleinsein ist so schrecklich! Ein Mann wie Hugo kann doch nur leben, wenn er wirkt und arbeitet. Wenn man aber nun Niemand hat, für den man wirkt und arbeitet, so ist's ja, als schöpfe man Wasser in ein Gefäß ohne Boden. Welch trauriges Dasein! Ein einsamer Mensch ohne einen andern, den er liebt, kommt mir vor wie ein Instrument, auf dem niemals gespielt wird, daß die Musik wach wird, die in ihm liegt. Habe ich nicht Recht?"

„Gewiß, Sie haben Recht, Gundel. Ein Mensch ohne Liebe ist ein Instrument, aus dem keine Musik tönt; oder besser, eine Pflanze ohne Blüthen. Aber man kann nichts dazu thun, daß die Pflanze blüht . . . !"

„O doch", fiel Gundel eifrig ein, „und", setzte sie schmerzlich lächelnd hinzu, „ich glaube, wenn Sie Hugo oft von mir reden, wird er eher sich danach sehnen, die Musik zu hören, die in ihm selber liegt!" —

Der Winter kam und seine dunklen stürmischen Tage machten Gundel schwächer und schwächer. Und endlich kam ein Tag, an welchem Emil Hattstein und Geraldine in Scheidingen waren, um einem kleinen dunklen Zuge das Geleite zu geben,

der von dem alten Herrenhause aus sich nach der Dorfkirche bewegte, aus deren grauem stumpfen Thurm dumpfe Glockenschläge über die engumhegte Welt, die inmitten des Waldkranzes von Scheidingen lag, durch eine neblichte trübe Morgenluft tönten. Es war im März; einzelne Schneeflocken, die letzten des Winters, fielen dünn und feucht auf das schwarze Bahrtuch und in den jungfräulichen Myrthenkranz, der auf dem Sarge Gundel's lag. Sie wurde eingesenkt neben ihrer Mutter und neben ihrem Vater, dem guten starken Manne, der, wie Herr Brook sagte, zu gutmüthig gewesen, sich auch nur wider den Tod zu wehren.

Auf das geschlossene Grab legte Geraldine feuchten Auges einen Strauß der ersten Blüthen des Jahres, der feinen, schüchternen und zarten Schneeglocken, des besten Symbols für die pia anima, der sie ihr Have damit zurief. Und dann kehrten Emil und Geraldine zusammt dem düstern, einsylbigen, in sich versunkenen jungen Manne zurück nach Schönstetten, wo man den wie innerlich Ermatteten, durch das Leid der letzten Wochen wie in einen Schlummer alles Denkens und Fühlens Versenkten aufs Neue dem Leben und der frischen Thatkraft zu gewinnen suchte.

In Schönstetten war jetzt Frau Ramberg.

Sie war mehrere Jahre in der Fremde geblieben, wo sie dem Bruder bei der Erziehung seines Kindes, einer einzigen Tochter, beigestanden hatte, bis die Tochter der Erziehung nicht mehr bedurfte, oder sich ihrem Einflusse entzogen hatte... Frau Ramberg sprach sich darüber nicht aus, aber es schienen Unzuträglichkeiten in Beider Charakter zu Tage getreten zu sein, welche Jene veranlaßt hatten, das Asyl aufzusuchen, das ihr Schönstetten zugesagt hatte. Zwischen diesem und Frau Ramberg war jetzt ein eigenthümliches Verhältniß eingetreten. Schönstetten hatte einen Ton verdrossener Höflichkeit gegen sie, der zu sagen schien: „Du hast es so gewollt, als Du Dein böses Mißtrauen wie eine ewige Schranke zwischen uns setztest; nun nimm's auch so!" und die Antwort auf diesen zwischen den Zeilen seines Betragens zu lesenden Vorwurf gab Frau Ramberg schweigend durch die unabläſſige Aufmerksamkeit, die sie für ihn hatte. Sie schien mit vollständiger Selbstlosigkeit nur seinem Dienste zu leben; sie hatte jede Sorge für ihn, sie dachte an Alles, was ihm wohlthun konnte, aber Alles auch nur so weit, wie sie es thun konnte, ohne ihm ihre persönliche Nähe aufzudrängen; sie war wie ein im Stillen waltender Hausgeist für ihn, und ein fremdes Auge hätte

diese Beziehungen, die zwischen seiner Pflege, seinem Comfort, seiner Bequemlichkeit und ihrer Thätigkeit herrschten, gar nicht entdeckt.

Aber auch auf Hugo begann sich jetzt diese ihre Sorge zu erstrecken und bei ihm trat sie nicht persönlich zurück, sie suchte seine Nähe. Hugo hatte Anfangs eine gewisse innere Entfremdung und Kälte, die natürliche Reaction gegen das Zuviel an Wärme und Innigkeit, das Frau Ramberg einst von ihm beansprucht, zu überwinden — dann that ihm ihr Umgang wohl. Neben Emil und Geraldine mit ihrem schönen Optimismus, den das Glück giebt, neben ihrer fröhlichen lebendigen Theilnahme für Alles, neben den zerstreuenden Beziehungen, welche Beide zu Nachbarn, zu neu gewonnenen Bekanntschaften in den nächsten Städten, angeknüpft — neben dem Allen war es Hugo Schönburg willkommen, einen schärferen und pessimistischeren Geist in der ernsten, in ihren Urtheilen oft so schneidenden Frau zu finden. Emil sah den Verkehr des jetzt doppelt düster gestimmten jungen Mannes mit der ernsten, kalten Frau nicht gern. „Sie macht Sie zum Menschenfeind und Welthasser", sagte er. „Frau Ramberg ist nicht der richtige Geist, dem junge Leute horchen sollen. Ich möchte das junge

Mädchen sehen, welches sie in Rom erzogen hat; es wird sich sicherlich in eine scharfe und eisige, richtige alte Jungfer ausblühen!"

„Und weshalb glauben Sie das?" versetzte Hugo. „Sie wird ganz sicherlich keine Gans, keine langweilige blonde Naivheit daraus gezogen haben. Frau Ramberg ist allerdings scharf, aber sie ist auch wahr, sie hat den Muth der Wahrheit, sie sieht die Dinge, wie sie sind, und mit dem Nichtigen, Kleinen, Verkehrten capitulirt sie nicht, sondern nennt es beim rechten Namen. Zum Welthasser macht das nicht just, im Gegentheil, es stumpft den Haß ab, weil es lehrt, die Welt als unter dem Hasse stehend zu betrachten. Es bringt auf die erste Stufe der Ascese, die in dem spernere mundum besteht."

„Es ist sehr weise und bewundernswerth von einem jungen Manne, der die Welt noch gar nicht kennt, sie schon wie ein bärtiger Alter verachten zu wollen."

„Ich meine, mein Leben hat sie mich frühe kennen gelehrt."

„Die Welt? Die ganze, große, unerschöpflich füllereiche Welt?"

Hugo schwieg.

„Wenn Sie sie jetzt verachten und hernach,

später, kennen lernen“, fuhr Hattstein fort, „so werden Sie dann einsehen, welcher Thor Sie waren und werden sich auf der zweiten Stufe der Ascese: spernere se ipsum, sehen, ehe Sie's vermuthen!“

„Ich werde auch wohl noch auf die dritte kommen: spernere sperni!“ versetzte Hugo.

Da ihn jetzt auch die Schwester nicht mehr an die Heimath band, begann Hugo abenteuerliche Pläne zu schmieden; so beschäftigte ihn eine Zeitlang die Idee, vom größten Theile seines Vermögens ein Schiff zu kaufen, es mit eigenen Leuten bemannen und damit die Meere durchschweifen zu wollen, keines Herrn Unterthan, an keiner Heimath Schicksal gekettet, völlig frei und unabhängig wie die Möve oder der Seeadler, die über den Ocean streifen. Eine andere Zeit hindurch war er mit dem Gedanken beschäftigt, in die neue Welt zurückzukehren, um dort eine Colonie zu gründen, einen kleinen Staat, den ganz neue Principien regeln sollten; da sollte es keinen andern Adel als den der Kraft und der Intelligenz geben; kein Erbvorrecht des Bruders vor dem Bruder, keine adelige Namens- und Stammesehre, der Sohn sollte seiner Mutter Namen tragen und keine Mutter sollte ihr Kind zu verläugnen brauchen, weil sie es der Liebe geboren.

Und in anderen Zeiten waren solche Pläne dann wieder völlig in den Hintergrund getreten; Hugo brachte seine Tage auf der Bibliothek zu, er saß über Werken mit großen Kupfertafeln gebückt; er machte Kunststudien; was ihn am meisten dabei anzog, war die Architektur; er studirte die Baudenkmäler der alten Welt und entwarf Pläne, er zeichnete Säulen und Tempel — einen dieser Pläne führte er bis ins kleinste Detail mit großer Sauberkeit aus — es war ein kleiner Tempel, ein „Peripteros", den er im Walde von Scheidingen als Gedächtnißmal für seine arme verstorbene Schwester aufführen wollte. Die Architektur zog ihn am meisten von allen Künsten an, weil sie seinem Thätigkeitsdrang am meisten entgegenkam, weil sie am massenhaftesten, dauerndsten und in den größten Maßen schafft. In seinen Träumen sah er die weiten Prairien vor sich, die grünen Oceane mit dem unbegrenzten Horizont, von denen ihm aus seinen Knabenjahren ein phantastisches Bild in der Seele geblieben. Er sah sich inmitten dieser öden Unendlichkeit beschäftigt, mit einem Heer von Arbeitern ein ungeheures Bauwerk, wie die Welt kein zweites je gesehen, aufzuführen; es stieg in die Wolken empor in ganz namenloser, berauschender Schönheit; hohe Säulen von blen-

dendweißem Marmor umstanden es, und darüber, „wie ein zweiter Himmel in dem Himmel“, wölbte sich eine unermeßliche Kuppel — Hugo war tief unglücklich, wenn er erwachte, das Bild nicht fest-halten und aufs Papier zeichnen zu können.

Emil Hattstein suchte ihn in solchen Beschäfti-gungen zu bestärken; er trieb manche Studien ge-meinsam mit ihm und strebte, ihn namentlich bei solcher Selbstthätigkeit zu erhalten.

Wenn im Familienkreise auf Hugo die Rede kam, sagte er: in einem andern Menschen würde eine solche Neigung zum Denken, Grübeln, zur Einsamkeit und zum schroffen Urtheil über die Welt, in der er selbst etwas von einer schiefen Stellung hat, und die er deshalb glaubt von der düstersten Seite fassen zu dürfen, zum Nihilismus führen. Bei Hugo ist mir trotz seines spernere sperni nicht bange davor. Er ist eine im inner-sten Kern zu positive, kräftige, reiche Natur dazu; er hat zu viel Thätigkeitstrieb und Phantasie dazu. Wenn er den heitern, sorgenlosen Jugendgenuß, das Behagen an den Vergnügungen seines Alters nicht hat, so vergräbt er dies Alles jetzt eben nur wie ein Samenkorn, aus dem ihm eine tüchtige Zukunft erwachsen wird. Aber der Weg, den er geführt worden ist, ist zu sehr danach angethan,

um ihn zum Stolze auf die eigene Kraft, zu einem zu gesteigerten Gefühl des Ichs zu verleiten; er muß in die Welt hinaus, daß er sie kennen lerne, daß er seine Kräfte mit ihr messe und daß er im Kampfe mit ihr demüthig werde.

Graf Schönstetten, der als Hugo's Vormund zunächst hierüber zu entscheiden hatte, schlug Hugo vor, auf Reisen zu gehen. Frau Ramberg eiferte dafür, er solle Italien aufsuchen, er solle eine Zeitlang in Rom zubringen; sie wollte ihn an ihren Bruder dort adressiren. „Nichts", sagte sie, „lehrt groß denken und sich selbst klein fühlen wie Rom!"

Aber Hugo hatte eine Art Idiosynkrasie wider Italien. War es der Gedanke an seine Schwester, der ihn zurückhielt von einer abermaligen Fahrt in das Land, wo er mit Gundel seine venetianischen Tage verlebt? Fühlte er seine Bildung nicht reif für die Bewältigung der mächtigen Eindrücke, die ihn dort erwarteten, oder sein Gemüth nicht klar genug, um jetzt schon Sinn zu haben für ausonische Schönheit? Es war etwas, das ihn abhielt, dem Rathe zu folgen.

Er zog eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich vor.

Als er dazu Abschied nahm, sagte Geraldine:

„Verlieben Sie sich ein wenig, Hugo, auf Ihren Fahrten. Es wird Zeit, daß Sie es thun. An Gelegenheit wird es Ihnen nicht fehlen und es ist nicht mehr zu früh, daß Sie der Thatsache Ihre Aufmerksamkeit zuwenden, daß die Welt nicht blos aus Männern besteht..."

„In welchem Falle sie freilich sehr langweilig wäre", versetzte Hugo — „Sie treffen mit Ihrem Rath da auffallend mit Herrn Brook überein, der mir dasselbe sagt, wenn ich nach Scheidingen komme. Er behauptet, ich habe nicht ausgetollt, und nun sei die einzige Rettung für mich, wenn mich die Frauen in die Kur nähmen und mich ein wenig wild machten."

„In Frauen, welche Sie wild machen, sollen Sie sich nicht verlieben. Die Liebe, die mild und demüthig macht, sollen Sie suchen. Es wird Zeit, daß das Glück seinen Antheil an Ihnen bekommt."

„Und giebt Liebe Glück?"

„Ja. Liebe ist Glück. Sie giebt uns erst die Offenbarung dessen, was Alles an Gutem, Idealem, Jenseitigem in uns ist", versetzte Geraldine sehr ernst. „Wie der Schmerz uns einen Nebelschleier über die ganze Welt legt, zeigt die Liebe uns die Welt im Sonnenschein. In diesem

Sonnenschein dehnt sich der Horizont unsres Auges ins Unermeßliche aus und wir gewahren plötzlich, daß wir inmitten des Unendlichen stehen. Diese Erkenntniß aber ist das Glück. Das Glück liegt nicht, wo die Moralisten es suchen, in dem Bewußtsein der Pflichterfüllung, nicht, wo die Ehrgeizigen es suchen, in der Erreichung ihrer Ziele und Wünsche; es liegt im Gefühle des unendlich erweiterten Daseins und dies Gefühl giebt nur die Liebe."

„Ich will mir diese Theorie merken", antwortete lächelnd Hugo, „und will Acht geben, ob rechts oder links auf meinen Pfaden die blaue Blume wächst, die nach Ihnen der Schlüssel zum Glücke ist." —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wanderjahre.

Hugo durchstreifte die Schweiz; er brachte den Herbst in einer Pension am Genfersee zu; für den Winter ging er nach Paris. Er dachte an Geraldinens Worte und blickte nach den blauen Blumen aus, die der Schlüssel zum Glück sein sollten. Blumen fand er genug, aber er fand den Schlüssel zu diesen Blumen nicht. Es blieben ihm eigenthümlich fremde Erscheinungen, diese jungen Mädchen und Frauen, die er kennen lernte. Zum Theil waren es stille Wesen, welche die Welt vor ihnen fragend anzublicken schienen, als ob die Welt wie ein Räthsel vor ihnen liege. Es verlockte, ihnen dies Räthsel lösen zu helfen. Aber es war ein Irrthum. Sie hatten die Fragen, die aus ihren sanften Augen blickten, gar nicht in sich; sie verlangten nicht nach Antworten und hätten Antworten gar nicht verstanden. Hugo stellte mit der Zeit den Erfahrungssatz für sich fest: Stille Wasser sind seicht. Er fand andere, welche bewegterer

Natur waren. Sie waren lebhafter, klüger, innerlich erregter. Aber er fand sie gleich schwachen Winden oder Ranken, die festwurzelten in Vorstellungen und Annahmen, wie die Erziehung sie ihnen gegeben, und sich nun hin- und herschlängelten, irgend einen Stamm suchend, den die Ranke umschlingen und an dem sie sich für's ganze Leben aufrecht und festhalten wollte. Sollte das Glück darin liegen, von solch einer Ranke umschlängelt zu werden?

Hugo Schönburg war schön, reich, eine ernste, Vertrauen erweckende Natur — es konnte nicht ausbleiben, daß die Frauen ihm entgegenkamen. Er war jung und deshalb war es ebenso unvermeidlich, daß Illusionen über ihn Herr wurden, und daß er sich zeitweise einem Zauber hingab, den eine oder die andere der Mädchen oder Frauen, mit denen der Zufall ihn zusammenführte, über ihn zu üben begann. Aber es ging ihm damit wie einst mit Gundel; wenn er nach der ersten flüchtigen Bekanntschaft beim Sprechen aus sich herausging, so fand er sich entweder unverstanden oder er erschreckte; oder er gerieth in Unterhaltungen, an deren Ende er sich fragte, wie es möglich sei, daß er sich dabei unterhalten habe. Hatte er nicht während des ganzen Verkehrs mit solch einem Wesen den Anschein eines Interesses

für Dinge angenommen, die ihn ganz und gar nicht interessirten? Hatte er sich nicht geistig fortwährend gebückt gehalten? Er ließ dann solche Bekanntschaften fallen und andere ließen ihn fallen. Er war anziehend durch sein Wesen, durch eine Natur, hinter der etwas Ungewöhnliches, eine große und wilde Kraft und die Fähigkeit zu einer verzehrenden Leidenschaft zu schlummern schien. Die Leidenschaft aber wollte nicht erwachen. Und noch weniger war er dazu angethan, auf ein pikantes Spiel einzugehen; er war so grenzenlos harmlos im Umgange mit Frauen, so arglos; er sah, er verstand so gar nichts von dem, was man ihn sehen, verstehen lassen wollte. Dieser deutsche Tectosage war eigentlich ein Gemisch von einem Bären und einem Pedanten; er war vielleicht im Stande, sich in eine blonde Thusnelda oder in die Venus von Milo zu verlieben, aber für die Spitzen, die Grazie, die Odeurs einer gesitteten Dame von Welt hatte er keine Organe. Er kam nicht näher! —

Aber ein gutes Theil des Hangs zu düsterem Ernst und zu Schwermuth wich von ihm auf seiner Bildungsfahrt. Er machte Bekanntschaften, er gab sich mit großer Gründlichkeit dem Studium aller möglichen Sehenswürdigkeiten hin und ging nicht mehr dem Vergnügen aus dem Wege. Er

war in Paris eines Nachmittags mit einem paar junger Männer, die er in der Schweiz kennen gelernt, nach dem Jardin des Fleurs gegangen. Als die Tänze begannen, stürzten sich die beiden Schweizer in das Gewühl und suchten sich Tänzerinnen aus. Hugo blieb in einer Laube sitzen, von der man die Aussicht auf den Tanzplatz hatte. Er schaute eine Weile dem Gewoge da drüben zu und dann wandte er gelangweilt die Blicke davon ab und verfolgte träumerisch die blauen Rauchwölkchen, die aus seiner Cigarre aufstiegen.

Nach einer Weile kam ein junges Weib in die Laube gehuscht, einfacher und anspruchloser gekleidet als die meisten der drüben tanzenden Damen; sie setzte sich Hugo gegenüber an den Tisch und er blickte in ein schönes, feines, blasses Gesicht mit harten, blauen Augen und einem gewissen Ausdrucke von Trotz um die entfärbten Lippen.

Sie sah ihn an und sagte dann: „Ich hoffe, ich werde Sie nicht stören, wenn ich hier raste, bis Sie eine bessere Gesellschaft, auf die Sie wahrscheinlich warten, bekommen!“

„Nein!“ versetzte Hugo. „Sind Sie denn bereits müde? der Tanz hat kaum begonnen!“

„Ich tanze nicht!“ antwortete sie; „ich bin Strohwittwe eines Studenten, der zu seinen Eltern

gegangen ist und der nicht will, daß ich in seiner Abwesenheit mit Anderen tanze . . . er ist ein eifersüchtiger Bär, mein Student . . . ich bin blos hier, um eine jüngere Freundin zu chaperonniren.“

Hugo hatte ein eigenthümliches Gefühl bei der Art Wesen, wie sich ihm eines gegenübergesetzt hatte — er hatte noch nie mit einer Dame dieser Halb- oder Viertels-Welt ein Wort gewechselt; es war Blödigkeit, Scheu, eine Art förmlicher Furcht; jede sensitive Natur mag dies Gefühl haben; die Weise, wie die Fremde harmlos zu ihm sprach, indem sie mit einem Ausdruck von Ernst forschend in seine Züge blickte, ließ ihn mit einer gewissen Theilnahme für das hübsche blasse Wesen antworten:

„Und würde die Eifersucht Ihres Studenten so weit gehen, sich zu erhitzen, wenn ich Ihnen eine Erfrischung kommen lasse?“

„Sie würde, denk' ich, beruhigt bleiben, wenn diese Erfrischung den bloßen Charakter einer kleinen Höflichkeit trüge. Das schließt Champagner aus, aber eine Orange würde sich damit vertragen.“

Hugo winkte einem der umherwandelnden Cigarren- und Orangenhändler herbei und nahm einige der Goldfrüchte aus seinem Korb, um sie vor der Fremden niederzulegen.

Diese begann eine davon mit ihren feinen Fingern zu schälen und zu zerlegen; dann bot sie Hugo davon an; er nahm ein paar Stücke, aber er legte sie vor sich hin, ohne sie zu verzehren. Als sie es zu bemerken schien, sagte er:

„Sie sehen, ich rauche!"

„Und sind ein sehr gutmüthiger Herr!" sagte sie, indem der trotzige Zug um ihre Lippen mehr hervortrat.

Hugo unterdrückte die Frage, woraus sie das schließe ...

„Sehen Sie, das bleibt innerhalb der Grenzen einer harmlosen Koketterie", fuhr sie anscheinend heiter zu plaudern fort ... „ich kann dabei die Grazie entwickeln, womit ich die Früchte zerlege, und der Genuß, den Ihnen dieser Anblick gewährt, ist der Lohn Ihrer Höflichkeit. Damit sind wir quitt."

„Nicht ganz, ich werde Ihr Schuldner!"

„Sehr galant, mein Herr! Sie sind ein Ausländer. Sie sind aus der Schweiz nach Ihrer Aussprache?"

„Nicht doch ... aber ich habe allerdings in der Schweiz meine Uebungen im Französischsprechen gemacht; ich bin ein Deutscher."

„Ein Deutscher! Ich nahm an, Sie seien

ein Landsmann — ich bin aus der Schweiz, aus dem Pays de Vaud."

„Und haben Sie kein Heimweh nach Ihren Bergen und Seen?"

„Manchmal . . . vielleicht . . . ein wenig, wenn ich in der Oper Guillaume Tell höre . . . aber ich vergesse es bald wieder . . . ich bin nicht glücklich gewesen zwischen jenen Bergen und am Ufer jener Seen. Was hat das Herz mit Bergen und Seen zu schaffen!"

„Sind Sie hier glücklicher?"

Sie sah Hugo mit einem ernsten Blicke an. Dann lachte sie laut auf.

„Weshalb lachen Sie?"

„Ein so junger Mann und eine so philosophische Frage!"

„Je jünger man ist, desto mehr sucht man das Glück . . . weshalb soll man Andere nicht fragen, ob sie ein Stück davon gefunden und wie sie es gemacht haben?"

„Und das wollten Sie mich fragen?" sagte sie, ihm scharf in die aufrichtigen Züge sehend. „Wahrhaftig, Sie sehen so aus, als ob es Ihr Ernst wäre. Pardon — ich that Ihnen Unrecht. Ich glaubte, Sie wollten mir Moral predigen."

„Und wenn ich das gewollt hätte?"

„So hätte ich Sie ausgelacht.“

„Ist die Moral so lächerlich?“

„Wenn Sie darunter das Lob der Tugend verstehen, so ist es mir nicht lächerlich, sondern es reizt meine Nerven, es macht mich krank. Sie müssen wissen, daß ich eine Idiosynkrasie gegen die Tugend habe ... es ist das meine schwache Seite!“

Dies Geständniß rief ein Lächeln auf Hugo's Lippen hervor.

„Ich sehe, daß Sie mich nicht verstehen“, fuhr sie eifrig fort ... „ich habe nicht gesagt, daß die Tugend meine schwache Seite sei, sondern daß ich die Tugend hasse!“

„Und was hat sie Ihnen gethan, die Aermste?“

„Sie hat mich schlecht gemacht; sie hat mich erniedrigt, sie hat mich in den Schmutz getreten. Was die Moralisten das Laster nennen, hat mich rehabilitirt, denn es hat mir die Freiheit gegeben, und nur in der Freiheit bleibt der Mensch ein Mensch, der sich selbst achten kann.“

„Das lautet viel philosophischer, als was Sie vorhin sagten“, fiel Hugo ein, „aber es scheint mir eine Philosophie ... des Jardin des Fleurs!“

„Da ist sie doch nicht entstanden, sie ist nicht unter Blumen, sondern sie ist unter Schmerzen

geboren. Mein Leben hat sie mich gelehrt. Ich habe sie als eine weiße Seerose am Ufer des Gewässers gefunden, in das ich im Begriff war, mich zu stürzen."

Hugo sah die Frau vor ihm, die so merkwürdige Dinge sprach und dabei mit äußerster Gelassenheit heiter ihre Orangen speiste, höchst betroffen an. Da es nun einmal seine Natur war, Alles sehr ernst, tief und schwer zu nehmen, von Allem sehr heftig erfaßt zu werden, und da er die volle Gläubigkeit ganz wahrer Charaktere besaß, die ihn überall bei Anderen den aufrichtigsten Ernst voraussetzen ließ, so wurde er von diesen Aeußerungen der jungen Frau förmlich schmerzlich ergriffen. Daß sie selbst Alles, was sie sagte, so kühl und ruhig, als ob es nichts Besonderes wäre, dahin plauderte, änderte nichts an diesem Eindrucke ihrer Worte. Im Gegentheil, es erfaßte ihn deshalb nur noch mehr.

„Sie sehen mich ja ganz erschrocken an", fuhr lächelnd die Dame fort —

„Weil Sie mir eine große Theilnahme einflößen."

„O, ich danke Ihnen, mein Herr! Ich bedarf dieser Theilnahme nicht!"

„Aber ich der Aufklärung. Wenn Sie die

Tugend hassen und darüber dahin gerathen, daß Sie Stellen am Wasser aufsuchen, wo es recht tief ist, so müssen Sie doch einsehen, daß jener Haß sehr verkehrt war ..."

„Sie verstehen mich wieder nicht. Nicht so hängen die Dinge zusammen. Soll ich Ihnen mein Leben erzählen? Nun, weshalb nicht. Sie sehen aus, als ob Sie eine ame candide wären. Ich will Ihnen die Moral, womit Sie vorhin mich beglücken wollten, mit einer andern vergelten, die Ihnen vielleicht zu denken giebt und Ihren Gesichtskreis erweitert. Hören Sie denn: Ich bin die einzige Tochter wohlhabender Leute, die in einem stillen Thale des Pays de Vaud ein kleines industrielles Etablissement bewohnten. Ich wurde erzogen, wie man junge Mädchen erzieht, das heißt, ich lernte lesen, schreiben und rechnen, welches letztere ich vergaß, noch bevor ich es gelernt hatte. Dazu bekam ich sehr gründlichen Religionsunterricht, denn meine Eltern waren sehr gottesfürchtig und sehr strenge und zogen mich auf in frommer Zucht. Sie konnten nicht vermeiden, daß ich hinter ihrem Rücken alle Romane las, deren ich habhaft werden konnte; aber diese Lecture schadete mir nicht, sie erschütterte weder meine Tugend, noch meinen Glauben, noch meine Unterwürfigkeit unter meine El-

tern ... ich war ein sehr gutes Kind! Als ich achtzehn Jahr alt war, warb der Sohn eines wohlhabenden Müllers, der eine Stunde weiter unten in unserm Thale wohnte, um meine Hand. Ich liebte ihn zärtlich, leidenschaftlich, glühend. Die Eltern wünschten unsere Verbindung nicht, denn sie hatten es auf eine glänzendere Partie für mich abgesehen; doch hätten sie nachgegeben, denn Baptiste war ein vorwurfsfreier junger Mann, sein Vater war wohlhabend und überall geachtet. Einst hatten meine Eltern in Genf zu thun; sie ließen mich allein zurück. Baptiste hatte es erfahren. Er kam Abends in der Dunkelheit zu mir. In den Stunden, wo er bei mir war und wir uns unseren wechselseitigen Gefühlen hingaben, entstand ein fürchterliches Unwetter. Wir ließen es tosen. Wir hatten Besseres zu thun, als uns um Sturm und Regen zu kümmern. Ich drang endlich darauf, daß Baptiste gehen müsse. Er nannte mich grausam, daß ich ihn fortsende; er beschwor mich, ihn da zu halten — er war außer sich. Ich kämpfte mit Allem, was in mir aufgestürmt war, aber die Tugend siegte. Ich war unerbittlich und Baptiste mußte gehen. Durch das Unwetter war der Bach unten im Thale, den er zu passiren hatte, zu einem wüthenden Strom angeschwollen;

die Brücke war hoch überfluthet . . . Baptiste mochte auch nicht so besonnen, so seiner Sinne mächtig sein wie sonst; kurz, er kehrte den Abend nicht heim und am andern Tage fand man ihn ertrunken unter den Weiden am Ufer. Meine Tugend hatte ihn in den Tod gesendet!

„Hören Sie weiter. Ich überwand die Verzweiflung — junge Herzen sind zu trösten! Nach zwei Jahren bewarb sich ein anderer Mann um meine Hand. Er gefiel mir — ich liebte ihn nicht, wie ich Baptiste geliebt hatte, aber ich freute mich seiner Huldigungen, ich fühlte eine warme Freundschaft für ihn und lernte ihn täglich mehr schätzen. Ich sagte ihm meine Hand zu, wenn meine Eltern es billigten. Die Eltern billigten es nicht. Der Mann war in guter Stellung, er war Compagnon und die Seele eines kleinen Bankhauses, mit dem mein Vater seine Geschäfte machte; aber er war anderer Confession und die Eltern konnten sich nicht darein finden; man hatte, als man uns taufte und confirmirte, andere Worte über uns gesprochen, wir beteten zu Gott in verschiedenen Kirchen und dies trennte uns für ewig. Ich war ein tugendhaftes Kind und entsagte; meine Eltern drückten mich gerührt ans Herz. Sie selber wählten mir den Gatten, einen Mann aus guter Familie,

chön und stattlich von Aussehen und sehr wohlhabend. Er war ein schwacher Mensch, ein Flachkopf, den ich nicht im Mindesten achtete. Was schadete das? Meine Eltern sahen alle Bürgschaften des Glücks für mich gegeben. Und ich — Sie wissen, mein Herr, ich war tugendhaft und ich ließ mich dem mir fremden Menschen in die Arme werfen — als gehorsame Tochter!

„Ich kann Ihnen nicht beschreiben, was mich bald darauf erfüllte. Genug, daß es das Gegentheil von dem war, was meine Eltern so sicher vorausgesehen, und daß ich mir den Tod wünschte. Ich verabscheute meinen Mann. Er fand, daß ich ein kaltes, tückisches Weib sei und ging, sich anderswo zu amüsiren; er gerieth in schlechte Gesellschaft, die bei seiner grenzenlosen Schwäche und Hohlheit sich seiner bemächtigte, ihn zum Verschwender, zum Spieler machte. Sein Vermögen ging dabei in Rauch auf ... statt sich aufzuraffen und zu retten, was zu retten war, ergab er sich dem Trunke. Unterdeß war ein Schlag gekommen, der meine Eltern ruinirte. Das Bankhaus, welches meinem Vater bei seiner Industrie zur Seite stand, ihm Fonds vorstreckte und dagegen seine Wechsel nahm, fallirte. Weshalb? Der Associé, der es eine Reihe von Jahren hindurch mit großer Thätig-

keit geleitet und trotz schwieriger Conjuncturen aufrecht erhalten, hatte sich davon getrennt, hatte sein Vermögen herausgezogen und war nach Brasilien gegangen, um dort ein Geschäft für sich zu gründen. Es war der Mann, der mich geliebt hatte und dem ich aus kindlichem Gehorsam einen Korb gegeben, weil meine Eltern es so gewollt; der Mann, der anderer Confession war! Er hielt den Anblick meines Unglücks nicht aus und war in die Fremde gezogen!

„Zwei Jahre nach seiner Abreise fallirte das Haus; meine Eltern wurden durch diesen Schlag arm, bettelarm.

„Und zu mir, die von den trübseligsten Auskunftsmitteln leben mußte, kehrte Abend für Abend ein betrunkener, brutaler Mann nach Hause zurück!

„So hatte meine Tugend Baptist in den Tod getrieben, meine Eltern ruinirt und mich in den Schmutz einer Ehe, wie die meine, getreten!

„Verstehen Sie mich jetzt, wenn ich sage: ich hasse die Tugend?"

„Ja", versetzte Hugo, der mit gespannten Zügen ihr zugehört hatte. „Aber für mich hat Ihre Geschichte nicht diese Moral, sondern eine ganze andere. Aber erzählen Sie weiter!"

„Meine Geschichte ist ihrem Ende nahe. Ich

hatte ein Kind und als es starb, ertrug ich den Jammer nicht mehr. Ich entfloh und wanderte nach Paris, wo ich mich mit meiner Hände Arbeit ernähren wollte; ich suchte eine Verwandte auf, die in einem Stickereiladen beschäftigt ist. Sie verschaffte mir Arbeit, da ich aber nichts gelernt hatte, was man in Paris gut bezahlt, zur Gouvernante zu unwissend, zur Bonne zu hübsch war, so mußte ich mich mit einfacher Näharbeit begnügen. Näharbeit in Paris, wissen Sie, was das heißt, mein Herr? Die Tugend, die es auszuhalten versteht, muß keinen Magen haben; auch darf sie nicht das Gefühl für Kälte kennen, das sündhaften Menschen angeboren ist, und ihre Finger müssen ganz dieselbe Behendigkeit besitzen, mögen sie nun warm oder von Frost verklommen und erstarrt sein. Meine Tugend hatte diese Eigenschaften nicht. Und so sprach ich endlich zu ihr: liebe Tugend, wir müssen uns trennen. Ich habe dich sehr geliebt und ich bin dir sehr treu gewesen; zum Lohn hast du mir viel Schmerz zugefügt; ich habe vergebens geharrt, daß du mich endlich lohntest. Geh' jetzt, ich bin fertig mit dir. Ich werfe mich dem Laster in die Arme. Ich werde auf zwei, drei Jahre die Frau des Studenten, der so komische Gesichter schneidet und sein wirres Mähnen-

haar so löwenhaft in den Nacken zurückwirft, wenn er mir auf der Treppe zu meiner Mansarde begegnet; der mir so auffallend oft begegnet und dabei so täppisch galant eine Bonbonnière präsentirt; der mich gestern einlud, mit ihm eine kleine Partie nach St. Cloud zu machen, eine Partie, welche du, alberne Tugend, ohne mir Zeit zur Ueberlegung zu lassen, vorschnell für mich ablehntest und auf welcher ich doch seit Jahren zum ersten Male vielleicht wieder gescherzt und gelacht hätte! — Das habe ich gethan, mein Herr, und das Laster hat mich sehr freundlich aufgenommen; es hat mein armes, von der Tugend zerrissenes Herz geheilt, so gut es anging; mein löwenmähniger Student ist der beste Mensch von der Welt; ich bin sein ganzes Glück. Was braucht ein armes Weib mehr, als das Bewußtsein, daß sie Glück giebt? Die Tugend zog mich in Unglück und Verderben, das Laster lehrt mich Glück geben; das Laster hat mir mein Selbstbewußtsein zurückgegeben, es hat mich in meinen eigenen Augen rehabilitirt, weil ich mich frei fühle ..."

„Und die Freiheit allein giebt uns Würde", sagte Hugo — „darin haben Sie Recht. Aber Sie haben Unrecht, von Tugend und Laster zu reden. Sie sollten von Freiheit und Unfreiheit

reden. Nicht an der Tugend, an der Unfreiheit haben Sie das Leben verloren, weil Sie zu schwach waren, das Selbstbestimmungsrecht jeder freien Menschenseele zu vertheidigen!“

„Das ist Metaphysik!“ versetzte sie. „Ich bin nicht gelehrt genug, um darüber mit Ihnen zu streiten. Nennen Sie es Unfreiheit, wenn es Ihnen Vergnügen macht. Ich bin gelehrt, es Tugend zu nennen, und die Welt nennt es so!“

„Was ich sage, ist keine „Metaphysik“, die Sie nicht verstehen könnten“, fiel Hugo ein. „Ihr Unglück ist, daß man Sie in falschen Vorstellungen aufzog und nicht zu klarem Denken; daß man Ihnen nicht Kenntnisse und Wissen gab, worin Freiheit, Selbstbewußtsein und Unabhängigkeit liegen. Man sollte die jungen Mädchen lernen lassen, wie man die Knaben lernen läßt, dann stände es besser um viele. Sie würden dann hier irgend einen ehrenvollen Wirkungskreis gefunden haben. Jetzt freilich können Sie Ihren Studenten heirathen ...“

„Heirathen? der Student mich?!“ lachte die Fremde bitter auf.

„Weshalb nicht?“

„Würden seine Eltern das zugeben? Nein!“

„Vielleicht giebt es Mittel, den Widerstand

der Eltern weniger heftig zu machen. Sie haben mich mit einer tiefen Theilnahme erfüllt. Ich bin wohlhabend. Ich werde Ihnen eine Ausstattung geben — was sind die Eltern Ihres Studenten?"

„Ehrliche Bäckersleute in Mans."

„Werden zehntausend Francs hinreichen?"

Die Fremde sah ihn verwundert an.

„Das ist ein sehr großes Geschenk", sagte sie dann, „und ich danke Ihnen, mein Herr... wenn es auch nur eine Laune eines Millionärs sein sollte, so danke ich Ihnen doch, denn auch bei den Millionärs sind solche Launen selten..."

„Ich bin keiner, aber..."

„So danke ich Ihnen desto mehr. Aber annehmen kann ich Ihre zehntausend Francs nicht. Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß mein Student eifersüchtig ist? Es würde ihm einen nicht zu verscheuchenden Argwohn, einen tiefen Stachel in die Seele drücken, fände er mich mit einem solchen Reichthum — und dazu habe ich den armen dummen Menschen zu lieb. Nein, nein, wir wollen glücklich sein und uns vertragen, so lange es dauert, und wollen die armen Bäckersleute nicht in Versuchung bringen."

„So senden Sie Ihren Studenten zu mir!"

„Sie sind seltsam hartnäckig, mich und meinen Studenten auf den Pfad der Tugend zurückzuführen, mein Herr“, fiel sie lachend ein. „Nein, nein, ich hüte mich vor diesem Pfade, und da kommt meine Begleiterin.“

Ein junges, ziemlich stark geschminktes Wesen kam mit einem jungen Menschen in der Uniform eines Seecadetten auf die Laube zugeschritten ... Hugo hatte keine Lust, seine Bekanntschaft in diesen Kreisen weiter auszudehnen; er gab der Fremden die Hand und sagte aufstehend:

„Sie haben mir mit Ihrer Geschichte allerdings zu denken gegeben, möge das, was ich Ihnen sagte, Ihnen auch zu denken geben.“

„Das ist ein schlechter Wunsch, mit dem Sie gehen“, versetzte sie. „Das Denken ist auch eine Tugend, die unglücklich macht — ich habe sie mir längst abgewöhnt!“

„So leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl; ich werde Ihnen nicht den Gefallen thun, zu denken“, versetzte sie lächelnd; „aber Sie sind ein guter Mensch, und deshalb werde ich vielleicht an Sie denken.“

Wenn das seltsame Geschöpf, mit dem Hugo diese Unterredung gehabt hatte, nicht weiter darüber nachdachte, desto mehr dachte er selbst darüber nach.

Er sah für die nächste Zeit alle Frauen darauf an, ob ihre Geschichte etwas Aehnliches mit der seiner Bekanntschaft vom Jardin des Fleurs habe. Wie viel Entwürdigungen, fragte er sich, hüllen sich in all' diese glänzende Toilettenpracht, die sich in Kirchen und Theatern breit macht! Und wie heiter, wie gefaßt, wie leicht tragen sich diese Entwürdigungen! —

Hugo hatte vom Grafen Schönstetten ein Empfehlungsschreiben an eine deutsche Dame erhalten, die im Winter in Rom zu leben pflegte, im Sommer reiste und jetzt in Paris war, wo sie einen kleinen Salon hielt, in dem sich Künstler und politische Charaktere der vorgeschrittensten Richtung zu versammeln pflegten. Schönstetten hatte sie kennen lernen, als er sich mit Geraldine in Wien aufhielt, wo sie sich Geraldinens sehr eifrig angenommen. Sie war sehr reich, hatte viele Reisen gemacht und kannte viele Menschen, und die Menschenkenntniß hatte ihr Wohlwollen gegen die Menschen, ihren Eifer, wohlzuthun, nicht vermindert. Frau von Heidweiler war verwittwet; ihr Mann hatte ein Handlungshaus in Livorno gehabt, war in politische Händel verwickelt, eingezogen und während der Untersuchung in einem Gefängnisse Toscana's gestorben — sie sah einen Märtyrer

der Freiheit und der Menschenrechte in ihm, und förderte seitdem mit ihrem Vermögen alle politischen Unternehmungen der Partei der Revolution.

Hugo besuchte zuweilen ihren Salon; sie zog ihn an durch ihre unerschöpfliche Güte, die er vielfach mißbraucht sah, und der Kreis, der sie umgab, war ihm anziehend durch die Fülle von neuen Anschauungen, von weithin sich verstrickenden Beziehungen, von phantastischen Plänen, die ihm da kund und offenbar wurden. Es war eine ganz andere Welt, welche ihn hier umgab, als die, welche ihn bisher umfangen hatte — während diese ein ruhiges Vertrauen auf ihren Bestand zeigte, sah er hier den Strom, der unter ihren Füßen fortwühlte, die Pioniere der Zukunft, die Minengänge bauten, um die ganze alte Welt wie eine alte ihnen im Wege stehende Mauer in die Luft zu sprengen. Man hatte keine Geheimnisse vor ihm, da er bei Frau von Heidweiler eingeführt war und sich offen aussprach und, wie er der Frau vom Hause erzählt, in Amerika seine Jugend zugebracht hatte, also ein geborner Republikaner war; man weihte ihn in Alles ein, man dachte ihm endlich eine Rolle zu, die er übernehmen sollte: er sollte eine Verbindung mit einem deutschen politischen Vereine anbahnen.

Hugo lockte wohl die Aussicht auf ein Bethätigen seiner Kraft für einen Zweck, und der Gedanke, daß eine Gefahr dabei sei, machte ihm diese Lockung nicht geringer. Aber er konnte sich nicht verhehlen, daß ihm die Menschen, die Naturen, mit denen er in Berührung gekommen, innerlich wildfremd waren. Sie stießen ihn mehr und mehr ab. Ihre stillschweigende Voraussetzung bei Allem war, daß sobald die Welt überall eine Republik geworden, das goldene Zeitalter für die Menschheit und für sie insbesondere goldene Tage da sein würden. Hugo dachte über Dinge nach, die er früher in Amerika beobachtet hatte, ohne sich ihre Bedeutung zu erklären und die ihm jetzt in ihrer Bedeutung klar wurden.

„Es ist noch weniger Wahrheit bei diesen Menschen, als bei den anderen", sagte er sich endlich. „Und doch kann die Wahrheit allein retten. Revolutionirt nicht die Welt, sondern bildet sie! Bildung ist Erkenntniß der Wahrheit, und Erkenntniß der Wahrheit führt zu der Weisheit, in der allein der Frieden und das Glück ist. Revolutionen können nicht weiser machen, nicht friedlicher, nicht besser. Können Verschwörer Zustände schaffen, welche besser sind, als sie selber?" —

Frau von Heidweiler hatte es ihm eines

Abends, als er der Erste in ihrem Salon war, wiederholt, daß man beabsichtige, ihm eine politische Mission in Deutschland anzuvertrauen.

„Ich bitte Sie", versetzte er, „lassen Sie diesen Vorsatz nicht zur Ausführung kommen. Ich würde mich für eine solche Rolle nicht eignen. Es ist seltsam, ich bin nicht just besonders begeistert für die Art und Weise, wie die Völker regiert werden; ich bin in einem Freistaate aufgewachsen und meine persönlichen Verhältnisse müssen mich zu einem entschiedenen Feinde vieler Anschauungen machen, die der Welt von heute noch als geheiligte gelten. Trotzdem kann ich nicht mit diesen Leuten gehen, die in so Manchem sich als die Vollstrecker meiner eigenen Urtheile geben. Worin liegt das? Es ist mir, als flösse ein ganzer breiter Strom zwischen ihnen und mir, so fremde Naturen sind es mir!"

Frau von Heidweiler sah ihn mit ihren gutmüthigen Augen lächelnd an; dann sagte sie:

„Das Verschwören ist eben nicht Jedermanns Sache; ich glaube, daß Sie höchstens im hellen Tageslicht auf einer Barricade zu gebrauchen wären!"

„Das ist möglich!" versetzte Hugo — „ja, sagen Sie ihnen das — ich wäre bereit, jede be-

liebige Barricade zu vertheidigen, auf welcher eine offene Flagge, an die ich glaubte, wehte... aber nicht geheime Aufträge auszuführen. Jenes ist auch männlicher!"

„Darum auch leichter!"

„Freilich!"

Ein schwarzlockiger Bildhauer, ein Italiener, der mit einem politischen Auftrage aus Rom gekommen war, trat ein. Frau von Heidweiler machte ihn scherzend mit dem Anerbieten Hugo's bekannt und der Italiener sagte, indem er sich in einem Fauteuil der Frau vom Hause gegenüber niederließ:

„Das kommt daher, weil Sie ein Aristokrat sind. Ein rechter Aristokrat drängt sich, wenn er nicht ganz an der Spitze stehen kann, immer in die allerletzte unterste Reihe!"

„Ich meine, das ist das beste Zeichen der Hingebung für eine Sache!"

„Sich das Vergnügen machen und dreinschlagen ist noch keine Hingebung. Die Freiheit verlangt schwerere Dienstleistungen", sagte Mordini, der Italiener; „sie fordert völlige Aufopferung mit Leib und Gut und Gehorsam bis in den Tod!"

„Eigentlich", antwortete Hugo lächelnd, „ist diese Freiheit dann schlimmer, als die Tyrannei,

wider die Ihr kämpft. Die Tyrannei fordert heutzutage, wo sie ziemlich altersschwach und morsch in den Gliedern geworden, nicht so viel. Die Freiheit aber ist ein Wesen geworden, wie der Alte vom Berge, das schreckliche Assassinenhaupt, auf dessen Wink seine Anhänger sich in den Tod stürzten ... oder wie die furchtbare Göttin der Tughs, deren Opfer auf Schritt und Tritt verfolgt werden, Wochen, Monden lang, bis der tödtliche Stahl sie trifft!"

„So ungefähr", sagte Mordini; „der Unterschied ist nur, daß die Tyrannei fordert und daß man der Freiheit freiwillig Opfer bringt."

„Sie bleibt doch eine schaurige Göttin!"

„Aber doch eine Göttin!"

„Würden Sie so denken, wenn Ihnen nun wirklich angesonnen würde, die Rolle eines Tughs zu spielen, Jemanden zu ermorden?"

„O, ganz gewiß!" versetzte der Bildhauer, indem ein unheimliches Feuer in seinen schönen dunklen Augen aufflammte — „wenn mir ein Werkzeug der Tyrannei oder ein Verräther bezeichnet würde, der fallen müßte, wenn das Loos mir den Dolch in die Hand gäbe, ich würde ganz gewiß nicht zurückbeben!"

„Sie würden den Unglücklichen ermorden?"

„Ich würde das Urtheil, das über ihn gesprochen, vollziehen — ruhig und sicher, darauf verlassen Sie sich!"

Mordini sprach mit einer so ruhigen Bestimmtheit, daß Hugo sich widerwärtig davon berührt fühlte.

Frau von Heidweiler, die es wahrnahm, fiel ein: „Euch Italienern gilt eben ein Menschenleben wenig... Ihr habt Alle etwas vom Banditenblut in Euch!"

Es kamen andere Gäste, und das Gespräch nahm eine andere Richtung.

Hugo hielt seine Blicke dabei auf die Frau vom Hause gefesselt. „Wie ist es möglich", sagte er sich, „daß eine Frau von diesem weichen Charakter mit diesen Menschen sympathisirt? Kann ein Gemüth so furchtbar tief verletzt und gereizt werden, daß es lächelnd zusieht, wie man morden und die Welt in Flammen setzen will? Wie groß und reich muß dann das Gemüth in einer Frauenseele sein können, wenn es fähig ist, so verwundet werden zu können! Man sollte eine solche Frau lieben, weil sie so gut und daher so furchtbar ist!"

Hugo beendete seinen Pariser Aufenthalt, als er großjährig ward. Graf Schönstetten, sein Vormund, hatte ihn gebeten, zu diesem Termine zu-

rückzukehren. Nach dem Tode Gundel's war Hugo in Folge des Testaments seiner Mutter, der Frau von Hangfort, Erbe von Scheidingen geworden. Da die Summe, welche seine Mutter ihm ursprünglich ausgesetzt, eine hinreichende Rente abwarf, um alle seine Bedürfnisse zu bestreiten, so hatte sein Vormund die Einkünfte von Scheidingen für ihn ungeschmälert zurücklegen können und mit Herrn Brook's Rath verzinslich angelegt. Als Hugo zurückgekommen war und ihm nun Graf Schönstetten vor Gericht Rechenschaft über sein Vermögen gab und ihm die Verwaltung desselben in die Hände legte, sah er, daß er ein sehr wohlhabender Mann war; Herr Brook schätzte Scheidingen auf zweimalhunderttausend Thaler; das ursprüngliche Legat der Frau von Hangfort betrug dreißigtausend Thaler und beinahe vierzigtausend Thaler waren vom Grafen Schönstetten capitalisirt worden.

„Was machen wir nun mit dem Mammon, Brook?" sagte Hugo, als er von der gerichtlichen Verhandlung heimkehrte.

„Ja, ja!" sagte Herr Brook... „das ist eine schwierige Frage! Wir haben nicht ausgetollt, wir haben keine Leidenschaften, und sind nun doch so reich! Was beginnen wir mit dem Gelde?"

„Es wäre thöricht", fuhr Hugo lächelnd fort, „es im Kasten schimmeln zu lassen. Ich werde viele Bücher kaufen, einige sehr schöne Pferde und einen zahmen Löwen als meinen Begleiter auf meinen Spaziergängen halten. Aber ich fürchte, das absorbirt unsere Einkünfte nicht! Auch nicht, wenn wir einen hübschen Park anlegen, für den ich mich auch verzweifelt wenig interessiren würde — die grobe freie Flur und der ungehobelte Wald sind mir eigentlich lieber. Wir wollen für die Gemeinde etwas thun... ihr zum Beispiel eine neue Kirche bauen; ein schönes, geschmackvolles, architektonisches Werk, zu dem ich selbst die Pläne entwerfen will..."

Herr Brook schüttelte den Kopf.

„Damit geschähe Niemandem ein Gefallen; die Gemeinde ist an die alte Kirche gewöhnt und für geschmackvolle Dinge hat der Bauer keinen Geschmack. Es ist ihm damit nicht geholfen! Der Mensch bleibt sich gleich, in welche Kirche er auch geht. Er opfert seinem lieben Herrgott und den Wünschen seines Pastors recht gern seine gesunde Vernunft, seinen Verstand und sein Denken auf; aber niemals etwas von seinen Leidenschaften und von seinen bösen Trieben!"

„Nun, so reißen wir das alte Castell von

Scheidingen nieder und bauen ein prächtiges neues!"

„Ebenfalls nach eigenen Plänen! Nun ja!" sagte Herr Brook; „aber schade um das alte, das noch lange vorhält, und es ist fraglich, ob ein so unerfahrener Baumeister, wenn Sie's nicht übel nehmen, etwas zu Stande bringt, was viel besser ist, als der gute alte Kasten, der auch seine Vorzüge hat. Ich meine auch, Sie sollten damit warten, bis sie eine Frau haben!"

„Weshalb?"

„Der Biber baut nicht eher, als bis er Familienvater ist, und der Sperling trägt sich nicht ohne Beihülfe der theuren Gattin sein Nest zusammen. Der Mensch ist erst ein guter Hausbauer, wenn eine Hausfrau ihm hilft. Sie muß das Praktische dabei vertreten."

„Eine Frau! Woher soll ich eine Frau bekommen?"

„Hier in Scheidingen studiren Sie sich aus den Büchern freilich keine heraus — umgekehrt, Sie studiren sich aus dem Weiblichen hinaus!"

„Was wollen Sie damit sagen, Brook?"

„Damit will ich sagen, daß Sie durch das Studiren zu ernst, zu düster und zu weise für die Weiber werden. Die Weiber lieben nur die

Männer, um sie zu Narren zu machen. Sie drehen ihnen Nasen, sie verrücken ihnen den Kopf, sie lehren sie nach ihrer süßen Syrenen-Melodie tanzen. Solch ein Weib will wissen, daß Euer Glück von ihrem Lächeln abhängt, daß sie Euch durch ein Wort in Verzweiflung stürzen kann, daß sie Euch den Schlummer raubt, daß Ihr in ewiger Aufregung seid, daß Ihr keinen ruhigen Moment mehr habt und vor Sehnsucht nach ihr sterbt. Sonst macht ihr die Sache keinen Spaß. Einen ruhigen Liebhaber liebt sie nicht; es sei denn, daß die Ruhe durch eine Kugel über ihn gekommen, die ihm in einem Duell um ihrer schönen Augen willen durch den Kopf gegangen ..."

„Pfui, Teufel, Brook — welches böse Maul haben Sie!"

„Ich kann nicht dafür", sagte Brook; „es ist so meine Auffassung des „ewig Weiblichen". Und was ich sagen wollte, wenn Sie über Ihren Büchern hocken bleiben und einen stoischen Philosophen aus sich ziehen, so studiren Sie sich aus diesem ewig Weiblichen hinaus und nachher mag Sie keine mehr!"

„Wie ich keine von der Sorte, die Sie da schilderten!"

„Kann's Ihnen nicht ganz verdenken!“ lächelte Brook. „Ich war auch so gescheit.“

Hugo hielt trotzdem an seiner Idee fest, die ihm Beschäftigung für seinen Thätigkeitstrieb versprach. Er wollte bauen und zeichnete sich Pläne zu einem kleinen Schlosse. Es beschäftigte ihn und zog ihn ab von seinem grübelnden Gedankenleben, das ihn in seiner Menschenabgeschiedenheit wieder zu umspinnen begann. Eine Natur, welche so tief empfand und auf welche Alles, was das Leben ihr entgegentrug, einen so nachhaltigen Eindruck machte, mußte Gift aus der Einsamkeit ziehen. Sie mußte ihr immer mehr die jugendliche Sorglosigkeit nehmen, die Gabe des Vergessens schwächen, die heiteren Seiten des Daseins entrücken; dagegen das große wirre Räthsel einer Welt, in der die Summe des Unglücks so viel größer ist, als die Summe des Glücks, in welcher der Schmerz und das Leid die Freude überwiegt, wie der Ocean das feste Land, immer beängstigender auf eine junge und doch schon so ernste, nach innen gerichtete Seele legen. Und er fühlte endlich selbst, daß er sich dem faustischen Sinnen und Denken entreißen und daß er wieder hinein müsse in die Welt und ihr Streben.

Wenn diese Welt nur wahr wäre, dann, sagte

er sich, wäre es leicht, zu thun, was ja Hattstein immer von ihm verlangte, sich als Glied des Ganzen, als Tropfen im Strome des Allgemeinen zu fühlen. Aber sie war nicht wahr. Sie log, diese Welt; die Lüge war ein öffentliches Institut. Nach der klaren Einsicht über wahre Sittlichkeit, welche eine humane Bildung der Welt gegeben, war Hugo so vollberechtigt auf das Dasein und auf eine ehrenvolle Stellung im Leben, wie jeder andere Mensch. Und doch log die Welt ihn zu einem ehren- und rechtlosen Kinde, einem Kinde der Schande, das seines Vaters Namen nicht tragen durfte, sondern einen gemachten Namen hatte, wie man für einen Hund sich einen Namen macht. Die Welt erkannte längst für das Zusammenleben der Menschen, für die staatliche Ordnung, für die bürgerliche Einrichtung der Gesellschaft neue, auf Freiheit und Gleichheit und Solidarität Aller gegründete Principien an; diese Grundsätze waren seit einem Jahrhundert gepredigt und lagen jetzt der ganzen Zeit im Blute, sie herrschten in allen Geistern vor, sie waren in allen Büchern zu lesen. Und doch war die Welt eingerichtet im directen Widerstreit mit ihnen; in Kirche und Staat sah Hugo sie einen Glauben und Gefühle und Voraussetzungen lügen, die sie

nicht mehr hatte. In den Völkern war der Trieb der Verbrüderung, der Geist des Friedens; und doch log sich die Welt die Nothwendigkeit vor, unermeßliche Heerschaaren zu unterhalten, als ob morgen ein Volk über das andere herfallen wolle, es zu zerfleischen.

Als er Brook einmal solche Gedanken äußerte, sagte dieser nach einer Weile Besinnens:

„Lieber Herr Schönburg, Sie treiben ja Baumeisterei, darum will ich Ihnen mit einem Gleichniß aus dieser Kunst antworten. Nehmen Sie an, wir hätten eine alte Mauer, worin der Mörtel nicht mehr taugte. Sie hätten nun den allervortrefflichsten Cement kommen lassen und er läge wohl gemischt und verarbeitet da. Was nun thun? Wie wäre der alte Mörtel aus den Fugen wegzubringen und der neue an die Stelle zu setzen?“

„Man müßte die ganze Mauer umreißen und neu mit dem frischen Mörtel aufbauen.“

„Gott steh' uns bei! Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort. Die ganze Mauer umreißen, damit uns das ganze Haus, die Welt einstürzt, und wir ohne Dach und Fach unter der bloßen Himmelsdecke da liegen?“

„Aber anders geht es nicht!“

„Nein, anders geht es nicht!“

„Alſo was iſt zu thun?“

„Was zu thun iſt? Nichts! Wir dürfen die ganze Mauer nicht einreißen. Alſo laſſen wir ſie ſtehen. Und daneben im Zuber den ſchönen neuen weißen Mörtel. Er mag da ſtehen und ſich an unſerer Anerkennung ſeiner Güte erfreuen; zur praktiſchen Bewährung ſeiner Güte kommt er fürs Erſte nicht. Nur ſo nach und nach nimmt man hier und dort aus der Mauer eine gar zu ſchadhafte Stelle aus und flickt ſie mit Hülfe des neuen Mörtels wieder zu. Und ſo verwandelt ſich denn wohl im Laufe der Jahre die alte Mauer in eine neue mit dem neuen Mörtel. Aber auf einmal geht es nicht!“

„Alſo meinen Sie, durch allmäliges Flickwerk müſſe die Welt ſich umgeſtalten, nicht durch neuen Aufbau?“

„So meine ich. Ich meine, Sie dürfen ſich nicht ereifern, daß die Welt nicht alle ihre alten Mauern umreißt, da ihr doch ſo gelehrte Herren wie Sie und viele Andere einen ſo ſchönen neuen Mörtel bereitet haben. Der Mörtel muß im Zuber ſtehen und warten!“

„O über Deine geflickte Welt! Ich haſſe ſie!“

„Man muß Geduld haben“, verſetzte Herr Brook. „Könnte man mit ganz neuen Steinen

arbeiten, so wär's etwas Anderes! Aber was hat man denn Anderes in der Welt, als die alten Steine der alten Mauern? Das ist Ihnen nicht ideal genug — kann's mir denken. Ist aber doch so."

Nicht ideal genug — nein, das war's, eine Welt voller alter Mauern war Hugo nicht ideal genug. Sein Idealismus war sein Leiden. In diesen Idealismus und dessen volle Jugendfreude hatten seine Erfahrungen, die ihm Welt und Menschen von so unschöner Seite in ihrer Nacktheit gezeigt, Gift und Galle geträufelt, und im Studiren und Denken, das nur den verhängnißvollen Scharfblick für die Wahrheit steigerte, lag kein Gegengift für den unheilvollen Stoff, der in seine gesunde Natur gekommen. Und in seiner Einsamkeit noch weniger. Sie stachelte nur den Sehnsuchtsdrang, das Bedürfniß des Idealen und lehrte die Menschen fürchten, unter denen allein die Sehnsucht doch ihre Befriedigung finden konnte. —

Hugo reiste eines Tages nach Schönstetten hinüber, um seine Baupläne zu zeigen und mit den Freunden zu besprechen.

Diese freuten sich, daß Hugo mit einer so praktischen Absicht sich beschäftige. Aber an den Plänen hatten sie viel auszusetzen. Die Façaden waren viel zu schön, zu prächtig mit ihren Säulen,

Attiken und Bildsäulen; das Innere war viel zu wenig praktisch und nach den Anforderungen heutiger Bequemlichkeitsbedürfnisse eingerichtet.

Frau Ramberg meinte, es sei Jeder ein Thor, der ein solches Bauwerk entwerfen und ausführen wolle, bevor er nach Rom gegangen, um dort seine Phantasie mit tausend neuen Motiven zu befruchten, sich an Anschauungen zu bereichern und seinen Geschmack zu bilden.

„Das ist wahr", sagte Hattstein — „Sie sollten in der That hingehen, Hugo."

„Es käme mir ein wenig lächerlich vor", versetzte Hugo, „wenn ich, um ein bescheidenes Landhaus, denn Anderes will ich ja nicht, zu bauen, nach Rom reiste, dort erst die großen Meisterwerke Michel Angelo's, Fontana's und San Gallo's zu studiren!"

„Sie sollen nicht blos um deshalb hingehen", fiel Emil Hattstein ein; „ich meine überhaupt, es thut Ihnen eine tüchtige Dosis Italien noth — nach dem langen Genuß von Scheidingen!"

„Das mag wahr sein", versetzte Hugo nachdenklich . . .

„Und vielleicht", sagte Geraldine, „bringen Sie dort zu Stande, was Ihnen auf Ihrer früheren Reise nicht geglückt ist — sich zu verlieben!"

„Wie sehr Sie wünschen, mich umstrickt zu sehen“, versetzte Hugo. „Aber dies Mal bin ich auf meiner Hut. Wenn Herr Brook früher in demselben Rath mit Ihnen überein kam, so hat er mich jetzt gewarnt!“

„Wie und wodurch?“

„Er sagt, alle Frauen seien Koketten; wenn Sie ihn gehört hätten, Geraldine, würde sich Ihnen das Haar gesträubt haben!“

„Herr Brook ist ein abscheulicher Mensch“, entgegnete Geraldine, „und Ihr böser Genius!“

„Nehmen Sie's nicht so ernst. Er ist ein Original, das doch oft sehr richtige Bemerkungen macht. Was er von den Frauen sagt, glaube ich ihm nicht; ich halte die Frauen nicht für so schlimm. Ich theile die Frauen in zwei Classen, in Frauen wie Gundel, sehr, sehr gut, aber ohne viel Verstand; und Frauen wie Frau Ramberg, mit viel, viel Verstand, aber nicht sehr gut. In was für eine Art soll ich mich nun verlieben?“

„Wohin rechnen Sie mich?“ fragte Geraldine lächelnd, ohne die Frage zu beantworten.

„Sie gehören in keine Classe. Sie sind ein Phönix. Und eine Nachtigall obendrein.“

„Ich danke Ihnen!“

„Und da solch eine Vereinigung nicht zum zweiten Male in der Welt sein wird, so habe ich darauf verzichtet, eine Frau zu suchen!“

„Sie fangen an, mich eifersüchtig zu machen, Hugo“, sagte lachend Hattstein.

„Das hätten Sie längst werden können“, entgegnete Hugo scherzend.

„Wenn Sie sich kein höheres Ideal von einer Frau machen, so ist es nicht so schlimm“, fiel Geraldine ein. „Sie werden Ihr Ideal dann schon finden. Es ist mit der Liebe wie mit der Religion. Wer das Bedürfniß nach einem Gotte hat, findet seinen Gott schon, und wer die Liebe in sich hat, schafft sich schon sein Ideal!“

„Aus dem ersten besten Rohstoff!“ bemerkte spöttisch Hugo.

Die drei jungen Leute gingen, als sie diese Reden wechselten, im Parke von Schönstetten auf und ab; sie hatten eine kleine Höhe erreicht, auf der eine leichte Veranda von durchbrochenem Lattenwerk, das mit großblätterigen Schlingpflanzen überzogen war, sich erhob.

Man hatte eine schöne Aussicht da auf den ganzen Park, die Wasserpartieen unten im Thale, wo ein kleiner Fluß klares Bergwasser durch die Anlagen spülte, und das freundliche Schloß-

gebäude jenseits, das mit seiner nächsten Umgebung ein reizendes Landschaftsbild darstellte.

„Wir könnten hier den Kaffee nehmen“, sagte Geraldine; „ich will gehen, es dem Papa zu sagen und meine Arbeit zu holen.“

Sie eilte rasch den Hügel hinab.

Hugo und Emil setzten sich unterdeß in der Veranda. Emil zog sein Cigarrenetui heraus und während er Feuer entzündete, sagte er:

„Wollen Sie unserem Rathe folgen, Hugo?“

„Vielleicht. Es mag sein, daß Sie Recht haben. Ich verflache mich. Ich muß mich dem entreißen.“

„Sie verflachen sich? Umgekehrt, sie vertiefen sich zu sehr; es ist immer Ihr Fehler gewesen, das Leben zu tief zu nehmen!“

„Wie man's auffaßt! Ich meine, es liegt eine Verflachung darin, wenn man über Büchern hockt, denkt, grübelt und die Gedanken wilde Seelenflüge durch die Unendlichkeit machen läßt, von denen man nichts heimbringt als ein unbestimmtes Sehnen nach Glück. Man wird flach und insipide darüber. Wer die Welt mit gesunden Sinnen ansieht, der sagt sich, daß er doch nicht mit ihr fertig wird und ihre Geheimnisse nicht löst; daß er auf dem Wege den Frieden nicht findet. Ist

es nicht flach und dumm, sich das Leben in Träumereien dahinfließen zu lassen? Nein, nein, ich will hinaus ins Leben! Es muß eine Seite haben, wo es auch mir einen Kranz bietet — es muß, oder ich müßte verzweifeln!"

Hugo sprach dies so düster und so sehr wie einen Aufschrei einer wunden Brust aus, daß Emil Hattstein erschrak.

„Gewiß, gewiß hat es das, es hat mehr als einen Kranz für Sie. Sie können schaffen, wirken, gestalten . . ."

„Wenn ich ein Künstler wäre! Die Künstler haben es gut!"

„Weshalb blos die Künstler? Jede schaffende Arbeit hat ihre Lohneskränze. Und sind Sie nicht Künstler?"

„Haben Sie das etwa an meinen Plänen entdeckt, welche Ihr so scharf getadelt habt?" fragte Hugo mit bittrem Lächeln.

„Pectus facit disertum", versetzte Emil. „Die Brust, das Gemüth macht den Künstler. Das, Hugo", fuhr er fort, seine Hand zärtlich auf die Schulter des jungen Mannes neben ihm legend, „graben Sie sich ein: das Gemüth macht den Künstler und — den Lebenskünstler. Es giebt uns die Kunst, unser Sein richtig zu ge=

stalten, und haben wir das gethan, dann kommt die Hand des Glücks, uns den Kranz für diese unsere Leistung auf die Stirn zu legen. — Der Frieden ist ein hoher, ferner Stern; aber wem, wie Ihnen, die zwei Psycheschwingen Phantasie und Gemüth gegeben wurden, der erreicht ihn. Es ist das das Letzte, was ich Ihnen als Ihr ehemaliger Mentor sagen kann; es ist das Höchste, was ich mir errungen, der Inbegriff meiner Weltweisheit: die Phantasie, die, allem Schönen zugewandt, es sich innerlich zu gewinnen und darin seine Lebensluft zu finden weiß; das Gemüth, das sich auf den Glauben an Gott stützt, das sich an der Liebe nährt, sie geben allein den Frieden. Das Gemüth aber ist eine Rose, die nicht voll erblüht, wenn nicht die Leidenschaft gekommen ist, sie wach zu küssen."

„Ihre Geheimlehre . . ."

„Ist nicht neu, das gebe ich zu, aber sie ist wahr. Also regen Sie die Schwingen . . . und lassen Sie sich die Rose wachküssen!"

„Die Rose sich wachküssen", wiederholte Hugo; „als ob ich mich nach diesem Kusse nicht sehnte; als ob nicht meine ganze Seele lechzte nach dem Leben des Gemüths! Wo aber blüht es, wo ist es zu finden? Und wissen Sie, daß Ihre Philosophie eine egoistische ist; daß Sie selbst dem

widersprechen, was Sie mir früher oft sagten, der Mensch müsse sein Dasein als ein dem Allgemeinen gehörendes Eigen betrachten?"

„Dem widerspreche ich nicht; wenn Sie dem Schönen leben und es fördern, und wenn Sie im Gemüth den Glauben und die Liebe haben, werden Sie auch dem Allgemeinen leben. Sei es nun in einem ruhenden Dasein, dessen Arbeit sich nach innen wendet, oder einem strebenden, das schafft und gestaltet: dem Allgemeinen dienen wir immer. Ein weise errungenes Glück giebt eine stumme Lehre, welche auch eine That für das Allgemeine ist. Diesem kommt unsere Arbeit mittelbar zu Gute, wenn wir auch zunächst für uns selbst wirken, und so zu dem großen Heere der Sterblichen einen vollen ganzen, weisen und glücklichen Menschen stellen. — Aber ich sehe meinen Schwiegervater kommen mit einem mir unbekannten Fremden!"

Hattstein stand auf, um die Nahenden zu begrüßen. Der Fremde war ein noch junger Mann, etwa von Hattstein's Lebensalter, sehr elegant gekleidet und von lebhaften Bewegungen ... er kam Hugo bekannt vor, ohne daß dieser sich gleich entsann, wo er ihn gesehen — auch er ging ihm jetzt entgegen und sah, wie Hattstein ihm außer=

ordentlich herzlich die Hand schüttelte. Als Hugo zur Gruppe trat, sagte Hattstein:

„Ich stelle Ihnen meinen Freund und Vetter Schönburg vor — er ist ein alter Bekannter von Ihnen, aber das ist so lange her, daß er Ihnen aus dem Gesicht gewachsen sein wird. Hugo, kennen Sie Ihren holländischen Gastfreund Ramberg noch?"

„Herr Ramberg!" rief Hugo überrascht aus — „in der That, es ist lange her seit meiner improvisirten holländischen Ferienreise!"

„Die Zeit hat unterdeß einen sehr stattlichen und imponirenden Herrn aus Ihnen gemacht", sagte der Ankömmling, indem er Hugo mit großem Wohlgefallen betrachtete und ihm die Hand schüttelte.

„Nehmen die Herren unter unserer Veranda Platz!" rief Graf Schönstetten, weiter schreitend, und als man da oben unter dem umgrünten Schattendach sich gesetzt hatte, sagte Hattstein:

„Spät kommt Ihr — doch Ihr kommt! Wie lange ist's her, seit ich Sie gebeten habe, einmal aus Ihrem holländischen Stillleben herauszukommen und auf einige Wochen das unsere zu theilen!"

„Freilich", sagte Ramberg, „wogegen ich Sie denn anflehte, sich einmal aus Ihrem westphäli-

schen loszureißen, um mein holländisches anzusehen. Und da der Berg nicht zu Mohamed kam, so mußte Mohamed sich wohl entschließen, zum Berge zu gehen ..."

„Mohamed hatte nie einen weiseren Einfall", versetzte Graf Schönstetten — „ich habe schon lange gewünscht, die Bekanntschaft des rechten Ramberg zu machen; nachdem mir der falsche so gut gefallen", fuhr er mit einem lächelnden Blick auf Hattstein fort, „konnte ich auf den rechten nur um desto mehr gespannt sein!"

„Und wer ist der falsche?" fragte Ramberg; „ich denke nicht, daß an dem Namen etwas Falsches haftet!" —

„Weiter nichts", fiel Hattstein ein, „als daß er einmal als Flagge über einer falschen Waare aufgezogen wurde ... ich habe damals, als Sie mir den Vorschlag machten, unsere Schicksale gegen einander zu vertauschen, von diesem kühnen Vorschlage nur insofern Gebrauch gemacht, als ich Ihren Namen annahm, um mich hier auf Schönstetten einzuführen — habe ich es Ihnen nicht geschrieben?"

„Vielleicht — ich denke ja", sagte Ramberg; „es war übrigens dazumal ein etwas blödsinniger Einfall von mir, dieser Schicksalstausch — der

Mensch kann sich sein Schicksal nicht eintauschen; er muß es sich von seiner eigenen Natur machen lassen, und je nachdem die ist, so wird auch die Arbeit. Ist es eine solide, fürsichtige Natur, so wird die Arbeit auch gut und dauerhaft; und ist es eine flotte, leichtsinnige, oberflächliche, so taugt die Arbeit nichts und geht alle Augenblicke wieder aus dem Leim!"

„Hoffentlich ist Ihnen Ihr Schicksal nicht aus dem Leim gegangen?" sagte Hattstein, da Ramberg seine Worte mit einem Seufzer geschlossen hatte.

„Doch", versetzte Ramberg, „gründlich aus dem Leim; ganz vollständig!"

„Aber wie so?"

„Meine gute Frau ist gestorben."

„Todt? Ihre hübsche kleine Frau ist todt?"

„So ist es! Sie ist vor einem Vierteljahre gestorben — mit dem Kinde, das sie mir eben geboren hatte; und ich, ich bin wieder, wozu der liebe Gott mich bestimmt hat, der heimathlose Weltbürger!"

Die Anderen drückten ihm ihre Theilnahme aus; der trauernde Wittwer nahm diese Beweise gerührt entgegen, aber er plauderte sehr bald in harmloser Heiterkeit weiter.

„Mein Schwiegervater hat mir ein hübsches

Capital überlassen", sagte er, „von dem ich leben kann und das mir erlaubt, nach so langem Stillesitzen in meinem sauberen und reinlichen Swammerdam, einmal wieder den lieben Staub der deutschen Heerstraßen zu schlucken und zu sehen, was das ungewaschene Vaterland macht. Darum sehen Sie mich auf der Wanderschaft. Ich habe bereits in der Nähe von O. Therese Fresenborg aufgesucht, um ihr die letzten Grüße meiner Frau, ihrer ehemaligen aufrichtigen Freundin, zu bringen ... Sie wissen ja, eine Frauenfreundschaft zerstört das nicht, wenn einmal die Eine ein kleines Attentat auf den Bräutigam der Andern macht; wir hassen uns dann ein wenig, aber wenn am Ende der Geschichte keine ihn bekommt, so steht der Regenbogen der Versöhnung bald wieder farbenreich an unserm Himmel!"

„Und wie haben Sie Therese Fresenborg gefunden?" fragte Hattstein.

„Sehr glücklich; sie lebt auf einem sehr hübschen Gute, das Papa Fresenborg hat kaufen müssen; hat zwei Kinder und betet ihren Gatten an; unter uns gesagt, dieser Gatte scheint mir ein geriebener Patron, der seine Nachbarn im Pferdehandel beschwindelt — aber freilich, im Pferdehandel, heißt das Sprüchwort, betrügt ein Bruder den andern,

und sonst ist er gewiß der Ehrenmann, den Frau Therese in ihm sieht."

„Und dafür wollen auch wir ihn halten", sagte Hattstein lächelnd, „wenn er Therese glücklich macht!"

„Und nun bin ich zu Ihnen gekommen, Sie ein wenig daran zu erinnern, daß ein Mensch, wie ich, in der Welt ist, und nachdem ich Sie gesehen", fuhr Ramberg fort, „wollte ich meinen Stab weiter setzen — ich habe den Norden und Westen der Welt kennen lernen und möchte mir jetzt den Süden ansehen."

„Den Süden?" fragte Graf Schönstetten, „und wohin gedenken Sie zu gehen?"

„Ueber die Alpen ... den Winter denk' ich in Rom zuzubringen."

Hattstein blickte Hugo an und da er keinen verneinenden Wink von diesem erhielt und überlegte, daß solch ein heiterer Reisegefährte für Hugo der rechte Mann sein möchte, sagte er:

„Schönburg hat ähnliche Reisepläne. Wenn diese so weit zur Reise gediehen sind, erhalten Sie vielleicht an ihm einen Gesellschafter für Ihre Fahrt nach dem Süden."

„In der That? das träfe sich ja ganz ausgezeichnet glücklich für mich, der nun einmal zu den Menschen gehört, die, wenn sie allein, mit

dieser Gesellschaft unzufrieden sind und sie überaus langweilig finden!

„Und würden Sie die meine kurzweiliger finden?“ sagte Hugo lachend.

„Ich denke“, versetzte Ramberg; „den Versuch will ich wenigstens wagen!“

„Nun wohl“, entgegnete Hugo rasch entschlossen, „ich werde mit Ihnen gehen!“

„Das ist Recht!“ rief Graf Schönstetten aus, und Hattstein nickte freudig Hugo seinen Beifall zu.

Geraldine kam den Pfad zur Veranda heraufgeschritten: ein Diener mit dem Kaffeezeug folgte ihr. Die Herren erhoben sich und Hattstein stellte ihr den Freund vor, indem er ihr zugleich sagte, daß sein Erscheinen Hugo's Reiseplan zur Ausführung gereift habe und daß die beiden Herren sich einander anschließen würden.

Geraldine wünschte Glück dazu, obwohl sie ein wenig betroffen Ramberg ansah, wie fragend, ob dieser Fremde der rechte Begleiter ihres jungen Freundes für eine solche Fahrt sei.

Ramberg schien zu ahnen, was sie dachte, wenigstens sagte er, während die Gesellschaft sich wieder setzte:

„Ich hoffe, Herr Schönburg wird an mir

einen welterfahrenen und praktischen Gesellen finden. Als Conversationslexicon zum Aufschluß über Kunstwerke, Alterthümer und römische Ruinen werde ich zwar bedauerliche Lücken zeigen und nur mit großer Vorsicht zu benutzen sein; aber was Welt- und Menschenkenntniß angeht, so habe ich eine gute Schule durchgemacht und mein angebornes Talent achtbar entwickelt. Angebornes Talent, sage ich, denn ich bin von Haus aus ein Berliner und Sie wissen, jedem Berliner Kind tritt als gütige Fee die Weisheit an die Wiege und legt ihm die Intelligenz hinein. Ich habe es in Berlin bis zum Auscultator gebracht und dann gab ich schon den ersten Beweis meiner praktischen Richtung, indem ich in diesem hoffnungsvollen Stadium menschheitlicher Entwickelung eine andere Laufbahn einschlug und der Strömung westwärts folgte. Inmitten dieser Strömung habe ich allerdings etwas vom „Stromer" angenommen ... doch nicht just zuviel — Herr von Hattstein, der mich auf dieser Stufe der Entwickelung kennen lernte, wird es mir bezeugen."

„Nun", bemerkte Hattstein lächelnd, „über das Maß des Yankeethums, das Sie angenommen und als praktische Lebensweisheit vertheidigten, ließe sich streiten ..."

„Weshalb darüber streiten?“ fiel Ramberg ein — „ich versichere Sie, in Holland hat man es ohnehin gründlich von mir abgewaschen. O man wäscht so gründlich in Holland! Und so bin ich denn ein sehr reeller, zuverlässiger Charakter geworden — nach dem alten Weltlauf: der Mensch wird gut, wenn er glücklich wird; wer so glücklich ist, wie ich ...“

„Und das sagen Sie, der eben seine Frau verloren hat?“ fragte Hattstein neckend.

„Ja so!“ rief Ramberg aus... „es ist sehr grausam von Ihnen, mich daran zu erinnern; wenn ich im Genusse des Augenblicks und in der Freude des Wiedersehens eines alten Freundes den Schmerz vergangener Tage vergesse, darf dann der Freund Wermuth in den Becher der schönen Stunde gießen? Es ist abscheulich von Ihnen, Hattstein — nicht wahr, Herr Schönburg? Wir Wilde sind doch bessere Menschen?“

Je länger Ramberg in dieser Weise plauderte, desto mehr beruhigte sich bei seinem offenen harmlosen Wesen Geraldine über ihr erstes Bedenken.

Und so wurde denn die Reise besprochen; und am andern Tage ging Hugo nach Scheidingen, dort seine Vorbereitungen zu treffen. Ramberg blieb unterdeß als Gast in Schönstetten. Etwa zwei

Wochen. Dann kam Hugo zurück, um Abschied zu nehmen und mit Ramberg die Fahrt anzutreten. Frau Ramberg hatte einen Empfehlungsbrief an ihren Bruder für den Wanderer geschrieben … er trug die Adresse: Herrn Landschaftsmaler Korn, zu erfragen im Café greco.

Und so brachen denn Beide auf; es war im Anfang des Septembers. Als die Mitte des Octobers gekommen, hatten Beide glücklich ihr Reiseziel erreicht.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die ewige Stadt.

Die moderne Welt hat zwei äußerste Gegensätze, zwei große Mittelpunkte modernen und antiken Lebens, die man gesehen haben muß, um zu erkennen, was Ideales und Großes, was von erhabenem Drang und von dunklem Triebe, von Riesenkraft und von elender Schwäche, von Göttlichem und von Dämonischem Alles in der Menschennatur liegt. Sie sind die beiden Gipfelpunkte dessen, was der Mensch geschaffen; denn Größeres, das über sie hinausginge, giebt es nicht; aber auch nichts, was unter sich verschiedener wäre, als — London und Rom.

Das eine hüllt sich in Nebel und das andere badet sich in Sonnenlicht. Das eine ist in fortwährender krampfhafter Thätigkeit, seine Blicke auf die Gegenwart, seine Gedanken auf die Zukunft richtend. Das andere ruht auf den Lorbeern seiner Vergangenheit, es bewacht still die Reste und die Ruinen des Gewesenen und seine

Hand legt es sacht auf Alles, was neu sich gestalten will, mit dem mahnenden Wort: „Tastet das Gewordene nicht an!“

Es weist dabei auf seine Trümmer, auf seine Monumente hin. Baut diese Trümmer Euch neu auf in Euren Gedanken, spricht es dabei. Bekleidet diese Monumente neu mit dem alten unnennbaren Glanze. Träumt Euch die Menschen hinein, von denen sie vor zwei Jahrtausenden belebt wurden, die sich zwischen ihnen bewegten; stellt sie Euch vor, Kaiser und Senatoren, Ritter und Volk, Philosophen, Rhetoren, Dichter und Künstler — welche Menschen waren sie, wie dachten und wie schufen sie? Sind die Menschen von heute größer als sie? Haben unsere Denker oder hatten die ihrigen die Wahrheit? Fassen unsere Künstler oder faßten die ihrigen das Schöne mit tieferer Seele auf?

Die Menschheit ist seit Jahrtausenden nicht größer geworden, der Wille des Einzelnen nicht mächtiger, sein Blick nicht schärfer.

Erst nach und nach drängten sich Hugo Schönburg diese Gedanken auf. Er war im Anfange enttäuscht von Rom. Das, was darin der schmutzigen italienischen Stadt gehört, stellte sich zwischen ihn und das Ewige der ewigen Stadt; aber jeder

neue Tag seiner Wanderungen durch diese ließ das Letztere mehr hervortreten und nahm ihn mit immer mächtigeren Eindrücken gefangen.

Diese Eindrücke waren so, daß sie ihm innerlich zu viel zu verarbeiten gaben, als daß er nicht hätte die Stille und die Concentration suchen sollen. Er machte seine Wanderungen mit Ramberg, aber er vermied es, auf die Bekanntschaften einzugehen, die sich dem Fremden in Rom mehr als irgendwo entgegentragen. Er hatte seine Bekannte von Paris her, Frau von Heidweiler, die den Winter in Rom zubrachte, aufgesucht und Ramberg bei ihr eingeführt; er hatte ein paar Abende im Salon der Dame zugebracht, und Menschen aus aller Herren Ländern dort gefunden; mit keinem war er in nähere Berührung getreten, und den Brief, den Frau Ramberg ihm an ihren Bruder gegeben, hatte er gar nicht überbracht. Er sehnte sich für's Erste nicht nach weiteren Bekannten — und er hatte ein gewisses Widerstreben, mit dem Bruder der Frau Ramberg in Berührungen zu kommen. Er fühlte sich aus den alten Beziehungen heraus in eine ganz neue Welt versetzt; er fühlte sich wie hinausgehoben über das, was hinter ihm lag; er wollte aus seinem stillen Phantasie-, seinem arbeitenden Gedankenleben nicht

herausgezogen und wieder in Beziehungen zu den hyperboräischen Dingen geführt werden, über die er sich hinauswachsen fühlte. Er schrieb auch seltener und immer seltener an die Freunde in Schönstetten.

Seine ersten Beschäftigungen hatten sich den Kunstschätzen der Museen, den Kirchen und den Bildern zugewendet. Das architektonische und das pittoreske Element zogen ihn zunächst an. Der Sinn für das Plastische war erst halb in ihm erschlossen, das Gefühl für die strenge nackte Schönheit der Gestalt ohne Farbe und ohne Hintergrund war erst im Aufdämmern begriffen; er suchte sich erst durch Studien in diesem Reiche zu orientiren. Aber was bei diesen Studien und bei dem Anschauen der Reste und der Monumente der alten Welt in ihm erstand, das war ein ganz überwältigendes Bild von der Schönheit und Herrlichkeit und dem Glanze des alten Rom, das immer lebendiger in seiner Phantasie sich ausbildete und endlich so fest und bestimmt seiner Einbildungskraft eingeprägt war, als hätte er vor langen Jahren, in seiner Kindheit Tagen, es mit Augen geschaut. Er sprach Ramberg davon, er schilderte es ihm, er malte es ihm aus, weil während dieses Ausmalens es ihm selbst immer klarer und deutlicher wurde.

„Es mag sehr schön gewesen sein“, sagte Ramberg dann, „dies alte Rom mit seinen hundert Thoren und seinen Triumphbogen, seinen tausend Riesentempeln und Hallen, seinen hunderttausend Bildsäulen aus parischem Stein und Bronze und Gold und seiner Million von weißleuchtenden Marmorsäulen. Aber es ist doch Ein störender Gedanke dabei.“

„Und welcher?“

„Daß all' diese Herrlichkeit da war zum Genuß für die allerinfamste Canaille, welche die Sonne beschienen hat.“

„Das ist stark ausgedrückt!“

„Aber wahr! Schon der Gedanke an die alte Sclavenwirthschaft — es waren doch wohl zwei Drittel aller Menschen in dieser Wunderstadt Sclaven — verdirbt mir das Vergnügen daran. Ich habe im Süden der Vereinigten Staaten einen Ekel wider die Sclaverei bekommen; was wollen Sie; es mag thöricht sein, eine lächerliche Idiosynkrasie — aber es ist nun einmal so; es dreht sich mir Alles im Leibe herum, wenn ich daran denke. Und dann dies große Menschenschlachthaus, das Colosseum dort, ist mir ein überaus unheimliches Gebäude. Als ich noch im Flügelkleide das Joachimsthalsche Gymnasium besuchte, war in

Berlin eine große Menagerie zu sehen, in welcher ein Thierbändiger seine Künste zeigte. Er verkehrte als vertrauter Hausfreund mit einer achtbaren Löwenfamilie, erschien zum Besuche bei ihnen zu jeder Tagesstunde, betrieb mit ihnen heitere Gesellschaftsspiele und stand in den intimsten Beziehungen zur Frau vom Hause, die ihn umarmte, ihm die Hände küßte und die Reitpeitsche apportirte, während ihn mit dem harmlosen Gatten die allerwärmste Freundschaft verband. Ich weiß nun nicht, wie es kam, ob vielleicht der harmlose Gatte das Gekose mit der gelben Frau Gemahlin übelnahm, oder sonst etwas sein Gefühl der Hochachtung für den alten Freund verändert hatte, kurz er zeigte sich eines Tages in der Laune, Händel mit ihm anzufangen, schlug seine Zähne in seinen Oberarm und riß ihn zu Boden, worauf er ihm mit zornigem Gebrüll seinen heißen Athem ins Gesicht schnob. Und im selben Augenblicke fuhr die liebende Gattin dem Unglücklichen mit den Zähnen ins Genick, riß da eine furchtbar blutende Fleischwunde auf... ob der arme Teufel gerettet oder umgekommen ist, ich weiß es nicht, ich hatte genug, ich stürzte fort — aber ich habe das Bild nicht aus der Erinnerung verloren, das schauerliche Thier, wie es seine Zähne in das lebende,

zuckende Fleisch schlug... und seitdem mag ich nicht an die Tausende und Abertausende denken, die in diesem gepriesenen, von Marmor und Gold strotzenden Amphitheater zum Halloh und Jubel der römischen Canaille den wilden Bestien vorgeworfen wurden."

„Sie haben Recht", sagte Hugo nach einer Pause; „es war eine Canaille. Die Triumphzüge ihrer Imperatoren waren Hinrichtungszüge für die Schaaren der Gefangenen, welche zwischen den triumphirenden Siegern durch das jubelnde Volk schritten. Das Volk jubelte, wenn die Gladiatoren sich hübsch und kunstgerecht erwürgten und anmuthig verbluteten. Menschentödten war ein Volksspaß. Zu den Festen Nero's leuchteten in Werg und Pech gehüllte Menschen als Fackeln. Auf ihren Tafeln bei ihren Festmahlen brieten lebende Thiere vor ihren Augen. Ja, es war eine Canaille!"

Hugo hatte viel damit zu schaffen, mit dieser Weise, die Dinge anzusehen — mit dieser Seite der alten Welt. Alles Schöne, alles Hohe, alles Erhebende, Alles, was den Geist mit tiefer Befriedigung erfüllen kann, war um diese Menschen der alten Welt versammelt. Ihr Auge konnte sich baden in Schönheit. Ihre Seele konnte sich wiegen

auf dem Gefühle der Macht, schwelgen im Bewußtsein ihrer Größe und Herrlichkeit!

Und doch waren diese Menschen nicht gut! Was ist an den Menschen, wenn die Schönheit sie nicht edel, das Glück nicht gut, die Macht nicht milde macht? Wozu ist dann die ganze urschlechte Race da? Er konnte den Gedanken nicht überwinden. Er warf ihm eine Bitterkeit in die Seele, die mit jener Aehnlichkeit hatte, welche sich seiner bemächtigt, als er, halb noch ein Knabe, zum ersten Male die Entdeckung machte, das überhaupt das Schlechte in der Welt sei. Es beschwor ein Gefühl in ihm herauf, wie aus jener Nacht, da er aus Scheidingen geflohen, den Tod in der Seele. Es lag Tage lang wie ein Druck auf ihm.

„Man darf sich eben um die Menschheit nicht viel kümmern", meinte Ramberg endlich eines Tages, als sie wieder davon sprachen — „und muß sehen, daß man nur selber als ehrlicher Kerl möglichst heiter durch die Welt kommt!"

„Sie haben Recht!" entgegnete Hugo. „Doch würde ich das ausdrücken: man muß sehen, daß man aus sich selbst eine harmonische Welt gestaltet, die der äußern Welt nicht bedarf. Aber wie kann man das, wenn..."

„Sie vollenden nicht!“

Hugo vollendete nicht. Er war nicht in der Stimmung, vor Ramberg seinen Satz auszusprechen:

„Wie kann man das, wenn man fühlt, daß man selber doch immer nur eine halbe Welt ist; wenn man in der Seele eine Sehnsucht trägt, die erst gestillt werden muß, ehe man den Kreis um sich, der die harmonisch in sich selbst getragene Welt umziehen soll, abschließen kann? Denn so lange zieht uns die Sehnsucht immer aus uns heraus, dem fernen fremden Ideal nach, und unser Sein, statt sich in sich zu festen, verschwimmt in Träumereien und verliert ewig das schon Errungene wieder.“

Aber Rom ist so füllereich, so mächtig, so unerschöpflich an Eindrücken, daß es die einzelnen nicht lange über uns Herr bleiben läßt. Und da jeder Tag neue brachte, ward auch Hugo seinen ernsten Betrachtungen wieder entrückt, und an einem schönen warmen Nachmittage wandelten die beiden Freunde aus Deutschland in heiterer Stimmung durch das Gedränge von vornehmen Fremden und geputzten Einheimischen auf dem Monte Pincio umher, umgeben vom reichen Immergrün tropischer Gewächse und umschwirrt von den Klängen der Musik einer französischen Regimentsbande.

Sie waren im heitersten Geplauder, Ramberg machte allerlei Glossen über die mitunter sehr auffallenden Gestalten in der bunten Masse, die den berühmten Spaziergang, das Stelldichein der römischen „Welt" erfüllte.

Hugo war stehen geblieben und blickte zwei Damen, einer großen von schönem stattlichen Wuchs und einer kleineren, die an ihm vorübergegangen, nach.

„Nun", sagte Ramberg, „so kommen Sie doch... ich hätte gar nicht geglaubt, daß Sie sich für ein weibliches Wesen so interessiren könnten, um so lange stehen zu bleiben und ihm nachzuschauen!"

„Und weshalb nicht", versetzte Hugo ... „ich könnte mich ganz außerordentlich, ganz leidenschaftlich für ein weibliches Wesen interessiren, wenn es mir nur interessant wäre."

„Und ist Ihnen diese große blonde deutsche Thusnelda interessant?"

„Für den Moment, ja!"

„Sie finden sie hübsch?"

„Hübsch? Welches Wort! Wie kann man sich in Rom um etwas kümmern, was hübsch ist! Sie sind und bleiben doch der eingefleischte Berliner!"

„Also mehr... schön, majestätisch, grandios..."

„Sie hat einen anziehenden Kopf, der sich in Marmor gehauen gut ausnähme, glaub' ich, wie die ganze Gestalt... aber nicht deshalb hab' ich ihr nachgeschaut, sondern weil ich sie eben im Vorübergehen das Wort Plato aussprechen hörte. Wie kommt ein Weib, das hier auf dem Monte Pincio spazieren geht, um ihre Toilette zu zeigen, Toiletten zu sehen und moderne Opernmusik anzuhören, dazu, von Plato zu reden?"

„Von Plato? Das ist freilich seltsam, wenn nicht vielleicht ihr Schoßhund Plato heißt, was allerdings nicht gerade ein häufig vorkommender Taufname für Hunde ist; oder das Wort „Platow" war und einen russischen Grafen bedeutet, der ihr die Cour macht..."

Hugo schüttelte den Kopf.

„Ich glaube nicht", sagte er; „ich beobachtete sie neulich schon in der Villa Ludovisi; sie hatte sich dem Junokopf gegenübergesetzt und schien Zeit und Welt zu vergessen über den Anblick... auch daß es sehr kalt in dem Casino der Gallerie war... sie trippelte mit den Füßen vor Frost, ihre Nasenspitze wurde ganz roth vor Kälte... aber sie fühlte nichts davon, so versunken war sie in das marmorne Antlitz der Göttin. Kann ein Frauen-

zimmer die namenlose Hoheit dieses Kopfes, das ganze hohe Griechenthum, den durch Schmerz gemilderten Macht- und Schönheitsstolz dieses Steingesichts fassen?"

„Eh-chi lo sa! Aber vielleicht ist es eine Künstlerin! Vielleicht knetet sie in schmutzigem Thon herum und macht selbst Götterbilder, nach... tüchtigen Modellen!"

„Ach pfui, verderben Sie mir die Phantasie nicht. Sie sind abscheulich, Ramberg. Einem Manne, wie mir, der auf der Welt nichts weiter hat, als seine Phantasie, muß man sie nicht verderben, — es kommt mir immer wie eine persönliche Beleidigung vor, wenn man mir von unschönen, unsittlichen Dingen, von widrigen Vorstellungen redet; mir wird immer übel zu Muthe — mag ich nun Aerzte von scheuslichen Leiblichkeiten sprechen hören, oder gezwungen sein, hinter die Coulissen des Lebens zu blicken. Welches Bild..., dies Mädchen mit dem edlen Kopf und der stolzen königlichen Haltung im saloppen Néglígé nassen Thon durchwühlend und irgend einen halbnackten Bauer aus dem Ciocciarenlande als Modell ihr gegenüber zu denken!"

„Wie reizbare und empfindliche Nerven Sie haben!" lachte Ramberg. „Sie sind dann sicherlich

auch schon aus ästhetischen Gründen kein Anhänger der Darwin'schen Theorie, sondern lassen die Welt aus dem reinsten aller Dinge, aus dem bloßen Nichts blank und funkelnd hervorgehen."

„Gewiß nicht als ein Ur-Immundezzaio aus dem Schlamm! Schon der Gedanke ist abscheulich. Aber kommen Sie, dies Gewühl hier ist lästig und die Verdi'sche Opernmusik, welche diese französische Regimentsbande abdudelt, daß sich Gott erbarm, ist unerträglich."

„Aber Plato!" warf der Andere ein... „wenn wir unsern Rundgang fortsetzen, werden wir ihr sogleich wieder begegnen."

„Lassen wir es, Sie haben mich aus der Stimmung gebracht — wandeln wir lieber in die Villa Medici und sehen von dem Belvedere aus die Sonne niedergehen."

„Es ist merkwürdig, wie leicht Sie aus der Stimmung gebracht werden können — ich bin mit meinem Geplauder wohl oft so unglücklich, Ihrer Stimmung, namentlich Ihrer Schwärmerei für Rom solch einen kleinen Stoß zu geben — gestehen Sie es nur, ohne zu fürchten, daß Sie mich dadurch sehr unglücklich machen — ich werde mich mit dem Gedanken trösten, daß es Ihnen durchaus nicht schadet, wenn ein guter Bekannter

Ihnen zuweilen die Illusionen ein wenig stört und die Rückseite der römischen Dinge zeigt, die mitunter recht miserabel und widrig sind: ohne mich hätten Sie fortwährend eine Brille auf, die Ihnen Alles rosenroth zeigte... erst wenn Sie einmal auf dem Heimwege aus unserer Trattoria Abends überfallen, mißhandelt und ausgeplündert sind, kann ich Sie gewissenberuhigt verlassen und annehmen, daß Sie das richtige Gleichgewicht wieder gefunden haben... das Pro und das Contra abzuwägen wissen!"

„Sie sind sehr gütig, lieber Ramberg, und gar zu bescheiden, sich so als bloßes Bleigewicht für den zu großen Schwung meiner Begeisterung für Rom zu betrachten", lautete die lachend gegebene Antwort; „und warum reden Sie von verlassen? Ich denke, wir halten den Winter hindurch zusammen aus! Rom ist ernst, sehr ernst... da ist mir ein so heiterer Geist wie Sie ein Gegensatz..."

„Eine Erholung, ein Spielzeug, ein lustiger Rath, der die melancholischen Gedanken ein wenig zerstreut und ablenkt... wahrhaftig, Sie sehen mit Ihrem Faustgesicht eben drein, als sagten Sie sich innerlich:

Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten verhaßt!

Nein, nein, leugnen Sie es nur nicht — ich bin Ihnen nicht böse darum, wenn Sie nur nie, sobald ich zu Ihnen komme, sprechen:

Daß diese Fülle der Gesichte
Der trockne Schleicher stören muß!

Aber analysiren wir jetzt unsere Freundschaft nicht länger. Das Analysiren ist eine deutsche philosophische Unsitte und hier in Rom, wo schon das Denken ein Laster ist, unverzeihlich, und hier sind wir am Einlaßpförtchen in die Villa Medici — in der dunkelschattigen, stillen, grünen Gartenwelt... Lorbeerhecken und Marmorstatuen und immergrüne Berceaus — wundervoll, schön wie ein Traum, ein echtes Stück Hesperien, werden Sie sagen. Aber merkwürdig, blicken Sie einmal durch ein Loch dieser immergrünen Hecken, so sehen Sie große Gartenbeete, auf denen absolut nichts, gar nichts wächst als Gras und Nesseln. Der Garten ist blos der Hecken wegen da — Sie müssen mir einräumen, daß das die höchst unpraktische Rückseite der Sache ist."

„Wäre Ihnen lieber, wenn auf diesen Beeten Teltower Rüben gezogen würden?"

„Gewiß — es kommt Alles auf eine richtige Würdigung der Dinge an. Wenn Sie glauben, der Lorbeer vertrüge sich mit der Rübe aus Tel=

tow nicht, so schieben Sie ihm einen höchst ungerechtfertigten Geburtsstolz unter. Die Abstammung besagten Strauchs von einer illegitimen Verbindung zwischen lustigem Göttervolk wie Apollo und Daphne berechtigt ihn keineswegs, auf ein wohlschmeckendes Gewächs niederzusehen, für welches ich immer eine ausgezeichnete Hochachtung gehabt habe. Was thu' ich mit der Poesie, wenn sie mir die Diners verdirbt! Können Sie mich widerlegen, edler Ritter, tiefsinniger Faust, dem der Mephistopheles abhanden gekommen ist und der nun verwaist und rathlos mit seinem Wagner nach Rom gewandert, um ihn da zu suchen?"

„Was sich Alles in Ihrem Kopfe durcheinanderwälzt", rief Schönburg aus, ein wenig betroffen seinen Begleiter anschauend — „Apollo, Teltower Rüben und Mephistopheles! Uebrigens mögen Sie da ausnahmsweise vielleicht etwas gesagt haben, worin ein Korn Wahrheit ist. Ein Faust ohne Mephistopheles, ohne das Dämonische, was zum Faust gehört — also eine grübelnde deutsche Gelehrtenseele, ein Bücherwurm am Ende wie Andere auch..."

„Nur mit einem Wagner an der Seite..."

„Es ist etwas, was ich mir schon öfter ge-

sagt habe. Aber lassen wir es jetzt, seien Sie ein wenig still, wenn Sie können; wenn ich diesen Hain betrete, ist mir immer, als käm' ich in einen heiligen Tempelbering, in ein ahnungsvolles Götterheiligthum; von jener hohen Treppe, die aus dem Dickicht der Wipfel niederführt, müßte mir eine Gestalt des Olymps entgegenschreiten..."

Sie hatten den hochliegenden Hain an der Südostseite der Villa erstiegen und betraten die von dichten Wipfelkronen überwölbte Allee, in deren Mitte ein Springquell sich in eine Schale ergießt, während am Ende eine steile Steintreppe sich im grünen Laube verliert.

Das Ganze konnte den Eindruck eines Doré'schen Märchenbildes machen; man konnte sich in der dunkeln undurchsichtigen Wipfelregion hoch oben über der Treppe irgend ein verzaubertes Feenschloß, Dornröschens Zauberpalast träumen. Ramberg sagte:

„Es wird Einem wahrhaftig so zu Muthe, als geriethe man hier in eine Gegend, in der man als Kind schon gewesen, um bei irgend einer verwunschenen Prinzessin seine Karte abzugeben ... das reinste Grimm'sche Märchen, wie meine Großmutter sie uns Kindern erzählte, wenn wir hinter dem Kachelofen ... Sie wissen, nur Berlin kennt den zweckmäßigen Kachelofen ..."

„Aber halten Sie doch ein mit Ihren Berliner Kachelöfen!“ rief Hugo aus... „mit Ihrer Großmutter, mit Ihrer unreinen Phantasie, die Alles durcheinander schmutzt... wie können Sie hier, gerade hier davon beginnen!“

„Beschmutzt meine Großmutter Ihnen die Phantasie?“ lachte Ramberg auf.

„Zum Henker ja... wie Alles, was Sie da von Grimm'schen Märchen, verwunschenen Prinzessinnen und so weiter wälschen. Ein reinlicher Geist scheidet die Dinge, welche nicht zusammengehören, und bringt nicht unsern nordischen Spuk, unsere aus herbstlichen Wiesennebeln geborenen Phantasmen, unsere im dürren Laub eines entblätterten Waldes raschelnden Gespenster in diese Welt des Südens, in diesen Hain,

Qui ingenti ramorum protegit umbra,

und in dessen dunkles Immergrün nur die weißleuchtenden Gestalten der reinen griechischen Göttersage gehören.“

„Ach, Sie sind ein schrecklicher classischer Schulmeister, Schönburg“, antwortete Ramberg lachend — „ich dachte, ich hätte eben etwas recht Schönes und Geistreiches gesagt, was so recht Ihr eigenes Gefühl ausgesprochen, und nun beschmutzt es Ihre weißleuchtende Phantasie!“

Sie stiegen die Treppe hinan; als sie die Hälfte derselben erreicht hatten, rief Ramberg, der voraus war, aus:

„Wir werden nicht die Einzigen da oben sein... Damen... und, wahrhaftig, Sie kommen eben recht, Schönburg, ich sehe ein blaues Kleid... das ist Fräulein Plato — auf Ehre!"

Schönburg blickte empor — er sah, daß auf dem kleinen Belvedere da oben in der That die Dame stand, der er vorhin nachgeschaut hatte. Sie stand an die Brüstung gelehnt, welche den engen, um eine kleine gewölbte Loggia umherlaufenden Altan umgiebt, und blickte in die Campagna hinaus. Ihre Begleiterin stand an der andern Seite und sah von dort aus auf die ewige Stadt hinab.

Als sie oben angekommen waren und die Damen grüßten, sah Fräulein Plato, wie Ramberg sie nannte, Schönburg mit einem prüfenden kalten Blicke an — es lag etwas Kaltes, Hartes in ihren Augensternen, jene Schärfe, die blaue Augen haben, wenn sie die Trockenheit zeigen, die ihnen eigen sein kann; ihre Züge waren regelmäßig und mußten, als sie in erster frischer Jugendblüthe strahlten, sehr schön gewesen sein — die Stirn hoch und auffallend stark ausgebildet, um-

geben von einfach gescheiteltem hochblonden Haar; das Kinn war kräftig und breit, es redete von einem selbstbewußten Charakter, aber um den feinen Mund lag ein Zug von Leiden und davon sprach auch die zarte, nur leise mit Roth überhauchte Farbe des Gesichts. So machte das Ganze mehr den Eindruck eines geistig vornehmen und intelligenten Wesens als der Schönheit.

Ihre Gestalt war groß und schlank; die von einem schwarzen Tuch umhüllten Schultern zeigten die schön abfallenden Linien eines plastischen Gebildes.

Auf dem engen Raume mußte man so dicht zusammentreten, daß ein Gespräch unvermeidlich war ... Ramberg hatte es sehr bald eröffnet, indem er der zweiten Dame, einer kleinen, zarten, in schwarze Seide gekleideten Gestalt sagte:

„Das ist schön wie ein Traum, was da unter uns und rings umher sich ausbreitet, dieser Blick auf Rom!“

Die kleine Dame sah zu ihm auf und antwortete dann in einem süddeutsch tönenden Dialect:

„Es ist in der That eine prächtige Aussicht... man glaubt immer, sobald man eine Höhe erstiegen hat, die einen Blick auf die ewige Stadt gewährt, diese sei die schönste von allen ...“

„Um gleich am andern Tage eine schönere zu finden!" fiel Ramberg ein. „Ich meine, die aus den Farnesischen Gärten ist doch die Krone von allen . . . waren Sie dort?"

„Doch ja, wir gehen von Zeit zu Zeit hin . . ."

„Sie sind schon längere Zeit hier?"

Das Fräulein schien nicht für gut zu finden, auf so directe Fragen zu antworten; sie wandte sich an ihre Gefährtin mit den Worten:

„Wollen wir gehen, Constanze . . .? Der Luftzug möchte zu kühl werden für Dich hier oben!"

Das Fräulein im blauen Kleide sagte lakonisch: „O nein!" und fuhr fort, nach dem von der Abendbeleuchtung in ganz unbeschreiblich schöne violette und rosige Töne gekleideten Sabinergebirge auszuschauen. Schönburg fühlte sich nicht unbefangen genug, sie anzureden.

„So laß mich Dir wenigstens den Ueberwurf umgeben", sagte die in Schwarz und warf ihrer Freundin ein leichtes Mäntelchen über die Schultern, das sie bisher über dem Arm getragen. Dabei stieß sie an den schwarz eingebundenen Reiseführer, den die Andere neben sich auf die Mauerbrüstung gelegt — das Buch fiel hinunter.

„Ach, der unglückliche Förster . . . nun ist es doch gut, daß er schwarz eingebunden, man wird

die Flecken nicht so gut sehen!" rief Ramberg lächelnd aus, während Hugo rasch die Treppe hinuntergeschritten war, um das Buch da unten in der Tiefe zu suchen.

„Machen Sie ihm denn das sonst zum Vorwurf?" sagte Constanze jetzt.

„Freilich — ein ordentliches Reisebuch muß roth sein und nicht durch eine andere Farbe zu einer Art Nationalcocarde werden — jeder Deutsche, der diesen schwarzen Professor unter meinem Arme sieht, glaubt Ansprüche auf meine Landsmannschaft machen zu können!"

Schönburg hatte das Buch wenige Fuß tief unter dem Altan, auf dem Hügel, auf dem das kleine Belvedere steht, gefunden — er kam jetzt damit zurück und überreichte es der Dame in Blau.

„Ich danke Ihnen — Sie sind sehr gütig!" sagte diese freundlich zu Schönburg. „Aber komm jetzt, Beatrix — wir wollen gehen."

Sie winkte Schönburg einen kurzen Gruß zu und schritt die Treppe hinab, während ihre Begleiterin ihr folgte, ohne sich anders zu verabschieden, als durch einen Ramberg streifenden lächelnden Blick.

Hugo blickte ihnen nach, bis sie unter dem Dickicht der Zweige verschwanden.

„Nun — folgen wir!“ sagte Ramberg . . . „die Sonne ist ja hier oben doch untergegangen, für Sie wenigstens!“

Hugo antwortete nicht — er schaute noch eine Weile auf die Stadt hinaus und dann wandte er sich, um zu gehen — Ramberg nach, der bereits begonnen hatte, die Stufen niederzuschreiten.

Die Allee des kleinen Hains war bald zurückgelegt; am Ende derselben führt eine zweite Treppe an ein Thor hinab, durch das man aus den unteren Gartenanlagen der Villa in den hochgelegenen kleinen Wald gelangt und das unsere beiden Freunde offen gefunden hatten, als sie gekommen waren.

Jetzt sahen sie am Fuße der Treppe wartend die beiden Damen stehen. Das Thor war geschlossen worden.

„Ach, wir sind eingeschlossen!“ sagte Ramberg niedersteigend und auf das Thor zugehend, um zu klopfen.

„Wir haben schon einige Male geklopft, aber es hilft nicht — Niemand kommt!“ bemerkte die Dame in schwarzer Seide.

„So heißt es auch hier, wie so oft in Rom, Geduld haben!“ versetzte Ramberg ... „in so guter Gesellschaft ist die Aufgabe nicht schwer!“

„Constanze blickte ruhig zu einem Stück Basrelief auf, welches in der Mauer neben dem Thore eingelassen war. Schönburg folgte ihren Augen und nachdem er die alte Arbeit eine Weile überblickt, sagte er:

„In guter Gesellschaft ist man immer in Rom; es ist immer ein Stück, wenn auch zerbrochener Schönheit da!"

„Das ist wahr", versetzte Constanze lächelnd... „wohin man blickt, ist irgend etwas, das fesseln muß. Es ist eine treffliche, ich möchte behaupten, griechische Arbeit, dies zertrümmerte Basrelief da!"

„Wie viel anmuthigen Ausdruck und Schönheit hat das Gesicht des Jünglings, der ein Ruder oder was es sein soll, in der Rechten hält!" bemerkte Hugo.

„Sehen Sie bei plastischen Werken zuerst auf die Schönheit des Gesichts und den Ausdruck der Züge?" fragte Constanze.

„Darf man das nicht?"

„O, weshalb nicht!"

„Und doch fragen Sie ein wenig ironisch."

„Ich meine, es darf nicht das Erste sein, was man dabei ins Auge faßt. Auch wird jeder Bildhauer, in dessen Atelier Sie kommen, es mit einem süßsauern Lächeln aufnehmen, wenn Sie an seiner

Statue Anmuth und Ausdruck der Gesichtszüge loben, wie es die Laien zu thun pflegen ... als ob sie irgend ein Madonnenbild vor sich hätten."

„Aber was will der Künstler anders, als zunächst den Kopf ins Auge gefaßt haben?" fragte Hugo, „der an seiner Gestalt das Erste und Wichtigste ist, der den Spiegel des Gemüths bildet, auf dem sich die ganze Innerlichkeit und der tiefste Seelenaffect ausprägt, ohne den deshalb die Bedeutung der dargestellten Situation nicht zu verstehen ist ..."

Der große Eifer, womit er sprach, schien Constanze zu fesseln. Sie blickte zum ersten Male aufmerksamer in seine Züge und sagte dann langsamer und gehaltener:

„Bei den Werken der Sculptur spricht die ganze Gestalt ihren Sinn durch Haltung, Bewegung, durch jedes Glied, durch die Stellung der Füße und die Hebung der Arme, der Hände aus. Die innere Bedeutung wird durch das Ganze abgespiegelt. Zum Ganzen gehört denn freilich auch der Kopf, er ist die krönende Spitze, die Vollendung des Ganzen, aber er ist nur ein wesentlicher Theil, nicht die Hauptsache!"

„Ich kann das nicht ganz einräumen ..."

„So lange Sie das nicht können, ist Ihnen

der Sinn für Plastik nicht ganz erschlossen", fiel Constanze lebhafter ein. „Wir Deutsche haben nun einmal eine geistige Richtung, die uns romantische Gemüthsaffecte und tiefsinnige Seelen- und Herzensinnerlichkeit auch da suchen heißt, wo wir sie nicht suchen dürfen: in den Werken einer classischen Kunst, welche nur durch schöne Formen und edle Linien den einfachen Gottheitsstrahl der Schönheit aus ihrem Marmor leuchten lassen will; mehr nicht!"

„So giebt es zwei Arten, die Antiken zu bewundern", entgegnete Hugo.

„O gewiß!" entgegnete Constanze — „eine, welche vor die Pudicitia oder den Junokopf wie vor ein Portrait von Vandyck tritt und die Herzensgeschichte des dargestellten Wesens aus den Zügen lesen möchte; eine andere, welche nur einen Abglanz schönen reinen Menschenthums oder großen leuchtenden Götterdaseins in sich aufnehmen will... aber so klopfe doch, Beatrix... ich höre draußen gehen!"

„Ich hätte das längst gethan", versetzte Beatrix lächelnd, „hätte ich Deinen geistreichen Vortrag zu unterbrechen gewagt."

Sie klopfte, während Ramberg einfiel:

„Und es ist sehr grausam, daß Sie es jetzt

thun... ich sehe meinem Freunde an, daß er noch lange nicht überzeugt ist und noch sehr gern etwas antworten würde, worin jedenfalls von dem „Unendlichen" in der Kunst die Rede gewesen wäre; ohne das spricht ein Deutscher nicht von ästhetischen Dingen!"

„Sie irren", sagte Hugo — „ein Deutscher spricht lieber gar nicht, wenn er einsieht, daß er erst noch nachzudenken hat!"

Er machte der Dame eine Verbeugung, in welche er eine gewisse Bedeutsamkeit zu legen gewußt haben mußte, denn sie erröthete, als sie sie erwiederte, um sich zu verabschieden. Denn einer jener Franzosen, ein Diener der Académie Impériale, die in der Villa Medici ihren Sitz hat, war herbeigekommen und hatte von außen das Thor erschlossen. Die beiden Paare trennten sich.

„Sollen wir ihnen folgen, um zu sehen, wo sie bleiben?" fragte Ramberg.

Hugo schüttelte den Kopf.

„Um ihnen lästig zu erscheinen?" sagte er.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Ein Ausflug in die Campagna.

Um nicht ganz sich selbst abhanden zu kommen unter all den mächtigen Eindrücken, hatte Hugo seine Studien fortgesetzt. Er arbeitete in den Morgenstunden... was, darüber hatte sein Reisefreund keine genaue Vorstellung; er gab ihm Schuld, daß er an einer classischen Tragödie in Versen und fünf Acten schreibe... oder an einer Abhandlung über die Katakomben, oder an einer ähnlichen ersprießlichen und für die bürgerliche Gesellschaft nützlichen Arbeit. Den Nachmittag machten Beide zusammen Ausflüge. Am nächsten Tage wanderten sie zum Thore von San Giovanni hinaus; sie besahen die Ausgrabungen der Via Latina und wandten sich dann Tavolata zu, einer Campagna-Osterie mit einem stillen Schankzimmer, dessen Wände lustige Maler aus dem Norden mit allerlei heiteren Bildwerken verziert haben. Auf dem Wege fiel ihnen eine Gruppe von vier Männern auf, welche auf einem der als Weideplätze um-

hegten Landstücke bei einander standen und mit der vollen italienischen Lebhaftigkeit debattirten. Ein anständig gekleideter Mann bildete den Mittelpunkt. Drei Campagnolen, die mit Ackergeräthschaften versehen waren, standen um ihn her und tobten und schrieen auf ihn ein.

„Gehen wir zu ihnen“, sagte Ramberg, „um zu sehen, was sie haben, vielleicht verhüten wir Mord und Todschlag oder die Ausplünderung eines Landsmannes...“

„Es wird nicht so schlimm sein; dies ganze Geschrei und diese erhobenen Fäuste sind wohl nur die harmlosen Begleiter einer ganz freundschaftlichen Unterhaltung über die Verpachtung eines Stückes Land oder die Benutzungsweise desselben!“

So freundschaftlich mußte aber die Unterhaltung doch nicht sein; denn so wie die Beiden sich der Gruppe näherten und von ihr wahrgenommen wurden, riefen die Campagnolen sie an und winkten sie lebhaft herbei; der als Städter gekleidete Herr sah ihnen dabei mit einem mißvergnügten Gesicht schweigend entgegen.

„Sie sind Fremde!“ riefen die Arbeiter ihnen zu... „kommen Sie hierher... Sie sollen sagen, wer Recht hat... kommen Sie hierher, Signori.“

Hugo und Ramberg sahen, als sie herantraten,

daß die Gruppe sich auf einem Bodenstück befand, welches man begonnen hatte umzugraben, um irgend eine Cultur darauf auszuführen, und daß vor den Füßen des Mannes aus der Stadt ein mit Erde beschmutztes Steinbild lag.

„Da sehen Sie hier“, riefen die Campagnolen — „wir haben es beim Graben aufgefunden — es lag nicht zwei Fuß unter der Erde — es ist ein kostbares Stück, ein wunderbares Ding, es ist unbezahlbar, es ist ein Schatz, der sein Gewicht an Gold werth ist ... und nun sagt der Padrone, es sei nicht zehn Scudi werth und will uns nicht mehr als fünf Scudi für unser Theil geben!“

„Eh, diese Menschen sind Narren, sie sind Kinder“, rief der Mann aus der Stadt dagegen — „sie haben das alte Bild in meinem Boden gefunden und bilden sich nun ein, für die werthlose schlechte Arbeit müsse ich ihnen ein Vermögen an den Hals werfen — sie glauben, sie könnten mich bei dieser Gelegenheit ausplündern, wie Schufte, die sie sind, alle zusammen!“

„Nun, Demonio“, rief einer der Arbeiter dazwischen, „die Herren, welche Forestieri sind und denen wir trauen, sollen sagen, ob wir Recht haben oder nicht, sie sollen sagen, ob das Bild zehn Scudi werth ist oder mehr, viel mehr!“

Ramberg zog ein Messer hervor und begann die Erde von der Statue abzukratzen, ein Campagnole lief, ein Büschel Gras und Kräuter auf dem nächsten Weidestück zusammenzuraffen, um damit den alten Marmor abzuwischen . . . man sah bald, daß man es mit einer guten Arbeit zu thun hatte — ein junger Bacchus mit einem Leopardenfell über der Schulter; nur der rechte Unterarm und ein Fuß fehlte, und die rechte Schulter war ein wenig verletzt, so eben beim Ausgraben; der frische Bruch zeigte das eigenthümliche Flimmern des parischen Marmors.

„Ihr habt Recht, Leute", sagte Hugo — „der Fund scheint mir mehr werth als zehn Scudi, weit mehr!"

„Eh, da haben wir's . . . der Signor Forestiere versteht die Sache... da hören Sie's, Signor Stratelli!"

Sie sahen dabei triumphirend ihren Gegenpart an.

„Weit mehr!" sagte dieser verächtlich und durch die Dazwischenkunft der Fremden sehr gereizt . . . „Sie werden viel davon verstehen — Sie werden wohl selbst einen Haufen Scudi für ein altes Ding, wie man deren jeden Tag findet, geben!"

„Ich selbst!" entgegnete Hugo, durch das Wesen und die Weise des Mannes, der offenbar die ar-

men Finder des Bildes hatte benachtheiligen wollen, empört, „ich selbst werde zwar in Verlegenheit kommen, wenn ich solch einen Stein in meinen Koffer verpackt mit heimnehmen muß ... aber weil Sie mich beim Worte nehmen, so gebe ich vierzig Scudi für den Fund. Aber weshalb nicht die Sache von geschworenen Kunstverständigen in Rom abschätzen lassen — das würde ja allem Streit ein Ende machen?"

Der Städter zuckte die Achseln und die Campagnolen murmelten etwas von Governo und Behörden. Sie schienen alle diesen Weg gleich unpraktisch zu finden; Jener aber sagte:

„Nun gut denn, Herr, wenn Sie vierzig Scudi zahlen wollen, so kommen Sie in meine Wohnung in Rom — hier ist meine Karte, geben Sie mir die Ihrige — wir wollen dann über den Handel reden mit mehr Bequemlichkeit und Ruhe, als es hier möglich ist. Euch Leuten will ich die Hälfte mit zwanzig Scudi zahlen — hier sind sie — und nun denk' ich, werdet Ihr zufrieden sein und über die ganze Sache keine unnützen Worte mehr machen, weder hier noch irgendwo anders!"

Er zog aus dem Taschenbuch, aus dem er seine Karte genommen hatte, ein grünes Bankbillet hervor und reichte es den Leuten. Ihre

Mienen drückten immer noch Unzufriedenheit aus, aber sie schwiegen und gaben durch Kopfnicken zu verstehen, daß sie allerdings das Unterlassen unnützer Worte über die Sache von nun an im beiderseitigen Interesse fänden.

Hugo wandte sich zum Gehen.

„Auf Wiedersehen", sagte er zu dem Herrn.

„Auf Wiedersehen", versetzte dieser ... „ich erwarte, daß die Herren zu mir kommen und mich nicht durch Ausbleiben in Schaden bringen!"

„Sie haben meine Adresse!" entgegnete Hugo und verabschiedete sich mit einem Gruß an die Campagnolen.

„Um was sind Sie nun reicher?" sagte Ramberg, als sie aus dem Gehörkreise der Leute waren... „um einen schönen antiken Bacchus, oder um eine Erfahrung, wie man in Rom Forestieri beschwindelt, indem man an ihrem Wege in der Campagna einen solchen Streit in Scene setzt, um sie zum Kaufen zu verführen?"

„Weder um das Eine noch um das Andere", entgegnete Hugo, „denn jedenfalls wird der Bacchus, wenn ich zu diesem Menschen komme, einen fabelhaften Werth bekommen haben, der mich auf den Kauf gern verzichten läßt; und daß die Scene geflissentlich eingeleitet sei, um uns zu täuschen,

ist eine rechte Forestieri-Idee; — Ihr Berliner glaubt, Ihr seid auf Schritt und Tritt hier von Schwindlern umringt!"

„So ungefähr", antwortete Ramberg — „und dabei ist es freilich tröstlich zu sehen, wie diese Menschenrace nicht allein uns Fremde, sondern auch sich unter einander zu überlisten sucht."

„Es ist nicht so schlimm — sie locken uns gern das Geld ab, das ist wahr, aber übrigens sind sie eine ehrliche Race; man muß nur mit ihnen umzugehen verstehen!"

In der Tavolata war der Wein schlecht, und die Aussicht auf die ferne Peterskuppel an der einen, auf die nahen, epheuumrankten Aquaductruinen an der andern Seite schienen Hugo nicht dafür zu entschädigen; er hörte nicht auf Ramberg's Späße über die komische Malerfigur, die an der Wand abgebildet war, wie sie unter einem mächtigen Sonnenschirm dasitzt und emsig Farben kleckst, während der Teufel an die Spitze des Schirmes einen Faden gebunden hat und ihn damit umreißt. Hugo schien von einer inneren Unruhe geplagt und drängte zum Aufbruch.

„Sie sind ein ungemüthlicher Mensch, Schönburg", sagte Ramberg; „alle ungemüthlichen Menschen haben keine Ruhe, wenn sie im Wirthshause

hinter der Flasche sitzen. Ich fühle mich dann ganz — wie Rabelais sagt — als grand prêtre de la dive bouteille und beneide den Papst in seinem Vatican nicht. Apropos — werden Sie morgen in den Vatican gehen — es ist Vaticanstag morgen."

„Gewiß!"

„Ich dacht' es mir — nachdem Ihnen so gründliche Belehrung geworden, auf welcher untergeordneten Stufe in der Kunst des Betrachtens und Sehens Sie stehen, werden Sie eifrige Studien machen, sich darin zu vervollkommnen ... vielleicht finden Sie dort Ihren Professor wieder, und ist das Glück Ihnen ganz hold, so setzt sie wohl gar ihren Unterricht ein wenig fort."

„Wir können das ja hoffen!" entgegnete Hugo lakonisch.

„Sagen Sie mir, aus welchem Lande ist Ihr Fräulein Plato, welchem Stande gehört sie an und in welchen Kreisen hat sie sich bewegt?"

„Und woher soll ich das wissen?"

„Das hätten Sie nicht Alles längst ergrübelt? Beaumarchais fand einen weißen Atlasschuh im Garten des Luxembourg und ließ am andern Tag ins Anzeigeblatt setzen: Gefunden ein Schuh einer Dame von 25 bis 26 Jahren, mit blondem Haar,

blauen Augen, etwas über mittler Größe, mehr stark als mager und von selbstbewußter fester Haltung u. s. w. Und Sie sollten von einer Dame, mit der Sie zweimal geredet und die Sie interessirt, nicht mehr wissen, als Beaumarchais aus einem bloßen Schuh erkannte, nicht woher, aus welcher Sphäre sie stammt, wie..."

„Wer sagt Ihnen, daß sie mich interessirt, mehr wie die Weiber alle?"

„Sie selber sagten es neulich... weil sie Plato genannt, habe sie Sie angezogen... Sie müssen auch gestehen, daß, wenn der Name Plato's ein Schlüssel zu Ihrem Herzen geworden ist, Sie an einer platonischen Liebe leiden, das ist klar..."

Ramberg lachte herzlich über seinen Spaß und dann fuhr er fort:

„Hören Sie meine Conjecturen an, meine Beobachtungen. Der Gegenstand Ihres platonischen Interesses ist fünfundzwanzig Jahre alt — ich will Ihre Gefühle nicht verletzen, indem ich siebenundzwanzig sage, was zu dicht an das bedeutungsvolle Uebergangsstadium von gereifter zu welker Schönheit grenzte. Sie ist ein wenig leidend — man sah es an der Sorge ihrer Begleiterin für sie — als Leidende verwöhnt, als Phönix von Bildung noch viel mehr. Aber sie gehört

nicht den vornehmen Ständen an, sie hat nicht den sich wiegenden saccadirten Gang einer Dame, die gewohnt ist, lange Seidenroben über Parquetböden und Teppichgemächer nachzuschleppen. Sie hat nichts von dem Schmachtenden, der weichen Nonchalance eines privilegirten Wesens, das in der parfumirten und grenzenlos langweiligen Poesie des Salons lilienstengelig aufwuchs. Ihr Schritt, ihr Wesen hat etwas Strammes, ich möchte sagen Lebenskämpferhaftes; ihre Stimme etwas Trockenes, Hartes, wie ihr Blick. In Summa: ich glaube, sie ist die Tochter eines deutschen Professors, das einzige Kind desselben und deshalb schon bei der Geburt in ein Meer von Gelehrsamkeit getaucht, wie Achilles von seiner Mutter Thetis; sie verachtet deshalb weibliches Wirken und weiblicher Hände kleinliches Schaffen; sie fühlt sich als geistige Potenz und will nur heirathen, wenn ein ganz berühmter Mann um sie anhält, einerlei, wie er dann aussieht, und wenn er auch einen Höcker hat. Da Sie mit einem solchen nun nicht aufwarten können und es auch sehr fraglich ist, ob Ihr famoses Trauerspiel in fünf Acten Sie berühmt macht, lieber Schönburg, so sehen Sie, stehen Ihre Aussichten schlecht — aber ich würde mich an Ihrer Stelle trösten, lieber Freund —

ich denke mir, Sie verlangen zur Frau kein Professorenkind, das Sie immer ein wenig wie einen der Unterricht bedürftigen Zuhörer ihres Vaters behandeln würde, sondern ein Weib mit der vollen Wärme und dem vollen Hingebungsbedürfnisse einer echten weiblichen Natur. Starke energische Männernaturen lieben wie der alte Goethe die Clärchen, die Grethchen — nicht die Constanzen!"

Hugo lächelte.

„Meinen Sie?" sagte er... „glauben Sie, daß eine volle und kräftige Mannesnatur, worunter Sie so gütig sind mich zu zählen, zu seiner anderen Hälfte eines jener weichen, seelenguten Geschöpfe suche, deren schönster Reiz die holdselige Unbewußtheit ist, und die in dieser verführerischen Unbewußtheit so viel kleiner Tücken, Launen, Verstellungskünste und Perfidien nähren, so daß sie auch nicht ahnen, welche kleine Schlangen sie sind?"

„Oho — Sie werden ja ganz bitter... spricht ein dépit amoureux aus Ihnen? Haben Sie unangenehme Erfahrungen gemacht?"

„Unangenehme Erfahrungen? Nun ja! Diese stille, von der Gluth der niedergehenden Sonne beleuchtete Campagna, über der dort so herrlich der Monte Gennaro aufglüht, ist ganz der Ort dazu, sich auszusprechen, wenn man auch nur einen

Berliner neben sich wandeln hat... Ich habe eine sehr unangenehme Erfahrung gemacht. Das Leben meines Gemüths hat sich seit Jahren, wo ich einsam bin, in der Sehnsucht nach dem hohen und edlen Eros, von dem Plato spricht, concentrirt. Ich habe nach einem Weibe gesucht, von gleichem Metall gegossen, wie ich selber bin, von gleichem Wuchs, von gleicher Scheitelhöhe mit mir — mit einem Wort, im Weibe einen Freund! Ich habe es nicht gefunden, ich fand kleine Wesen mit großem Egoismus, kleine Zierpuppen mit großer Koketterie oder — kluge, tüchtige, aller Ehren werthe Frauen; die aber waren häßlich oder alt! Ich mußte an Michel Angelo denken, der kein Weib von seinem geistigen Wuchs auf Erden fand — und als er endlich eins fand, da trat sein Schönheitssinn zwischen ihn und sie. Sie war häßlich! An seinem Schönheitssinn scheiterte sein Glück. Ich weiß nicht, ob dies historisch ist — aber ein Dichter hat es so dargestellt und sein Gedicht hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht."

„Stolzer Römer!" sagte Ramberg.

„Es mag sehr stolz lauten, allerdings!" versetzte Hugo; „das Gefühl der Stärke ist eben meine Schwäche; so oft ich mir auch sage, daß

ich bis zu dieser Stunde mit all meiner Stärke nichts geschafft oder vollbracht oder geleistet habe. Was wollen Sie?.

Man fühlt den Saft in seinen Adern rinnen,
Den Schmerzesdrang, ein Großes zu beginnen,
Und von dem Werk, das erst im Traum bemeistert,
Vom ungepflückten Lorbeer sich begeistert!"

„Und um es im Leben wirklich zu bemeistern, dazu fehlt uns dann der Mephisto!" sagte Ramberg lachend. „Und wissen Sie, womit Leute, die so unermeßlich hohe Ansprüche machen, enden?"

„Nun?..."

„Damit, daß sie irgend ein Geschöpf der untergeordnetsten Art, wohl gar ein Malermodell oder so etwas heimführen!"

„Sie haben Recht, meiner zu spotten!" versetzte Hugo. „Sie werden es schon aus Höflichkeit niemals so stark thun, wie ich selbst es thue, wenn ich mir sage, du bist ein Thor mit deinen unermeßlichen Ansprüchen, mit deinem unstillbaren Durst nach dem Ideal. Es liegt in meinem Schicksale, das kein glückliches war. Ich war früh einsam, unabhängig, mein eigener Herr und reich."

„Welch bitteres Lebensloos!" fiel Ramberg ironisch ein.

„Das ist es in der That... es ist besser, wenn Noth und Zwang ein zu großes Selbstgefühl zwingen, in der Arbeit Gleichgewicht und Maß zu finden. Ich habe zwar gearbeitet, oft sogar fleißig, aber ich habe nicht erarbeiten müssen. Das, was die Arbeit producirt, ist der beste Stoff, unsern Charakter zu bilden; wie Statuen geschliffen werden mit dem Marmorstaub, den sie selbst abgeworfen unter den Raspeln der Bildhauer. Ich habe mich nicht durchzuarbeiten brauchen, das ist mein Unglück. Der belehrende Blick auf das Geleistete würde mich sonst demüthiger gemacht haben. Alle Verhältnisse meines Lebens haben nur dazu gedient, einen stolzen Trotz auf mich selber groß zu ziehen; mich mit meinem, wenn Sie wollen, frechen Selbstgefühl in Widerspruch gegen die Welt zu setzen. Vielleicht käme ich nicht dazu, dies zu erkennen, wäre ich nicht in Rom. Rom macht demüthig. Es hat etwas Zermalmendes. Aber genug. Vergessen Sie es — hätt' ich Ihnen diese Selbstbespiegelungen in der schönen Form geben können, wie ein Childe Harold die seinen, so dürften Sie es behalten — so aber schließe ich wie ein Frauenbrief: Verbrennen Sie diese Zeilen! Sehen Sie, wie magisch

dort die Peterskuppel sich abzeichnet am dunkelroth glühenden Horizont. O Rom!"

„O Rom!" versetzte Ramberg; „es ist freilich der rechte Ort für Sie; es ist die Stadt der Welt, wo man die wunderbarsten Charaktere bei einander findet, auf die seltsamsten Menschen stößt!"

„Und schein' ich Ihnen solch ein seltsamer Kauz?"

„Wenn Sie's nicht übel nehmen, ja. Sie sind ein unabhängiger, reicher, gesunder, schöner Mann, so etwas wie ein Halbbruder von dem verwogenen Gesellen in San Pietro in Vincoli, an den Sie mich immer erinnern, wenn ich Sie mit Ihrem kecken blitzenden Auge ins Weite schauen sehe... und Sie gehen hier umher und grübeln und denken! Wollen Sie denken, so denken Sie an des Horaz Carpe diem, und jetzt lassen Sie uns in die Palombella gehen, wo wir gute Freunde hinter den strohumflochtenen Foglietten des Est est finden!"

„Sie haben Recht — lenken wir unsere Schritte dahin!"

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Signora.

Am andern Tage wanderte Schönburg in die Via della Margutta, die auf der Karte des Herrn, den er gestern in der Campagna gefunden, bemerkt war. Signor Stratelli, Mercante di Campagna, hatte er darauf gelesen. Der Mann gehörte also zu den meist sehr wohlhabenden Geschäftsleuten, welche Stücke Landes aus den Latifundien der Campagna anpachten, um sie zu verunterpachten, Producte aufkaufen und wieder verhandeln, Viehheerden dort fett weiden lassen u. s. w. Das Haus, welches Schönburg in Via Margutta betrat, machte einen angenehmen Eindruck durch Reinlichkeit und frische Tünche des Treppenhauses; im ersten Stock erschien, nachdem die Schelle erklungen, ein sehr hübsches Mädchen in der Tracht der Albanerinnen, dem rothen Mieder und mit dem durch das schwarze Haar gezogenen großen Silberpfeil. Auf Schönburg's Frage nach dem Herrn gab sie die Auskunft, daß

Signor Stratelli ausgegangen, daß er jedoch sehr bald heimkehren müsse, und daß der Herr gebeten würde, sich einen Stock höher hinaufzubegeben, wo er die Frau des Signor Stratelli finden werde.

Da die Frau eines römischen Mercante so viel von den Geschäften zu wissen und zu verstehen pflegt, wie der Signor Padrone selber, so schritt, um mit jener zu verhandeln, Schönburg die zweite Treppe in das höhere Stockwerk hinauf.

Als die Thür auf sein Klingeln sich geöffnet hatte, trat er in einen kleinen Corridor, der mit Gypsbüsten auf Consolen rechts und links geziert und in den Ecken mit Oleander- und Gummibäumen besetzt war — aus einer Thür rechts, die in eine kleine Küche führte, trat eine Person in einer Haustracht, die nicht leicht erkennen ließ, ob sie die Hausfrau oder die Dienerin hier sei. Auf Schönburg's in italienischer Sprache gegebene Erklärung, weshalb er komme, sagte sie in deutscher Sprache:

„Sie sind ein Fremder, ein Deutscher wohl?“

„Sie haben Recht ...“

„Und Sie wollen zur Signora Stratelli, weil Sie den Signor Padrone nicht gefunden? ... wie kann man Sie da heraufschicken, die Signora

weiß nichts von den Geschäften des Padrone und will nichts davon wissen; die Teresa da unten ist eine Gans . . . aber treten Sie ein, Sie werden, bis der Padrone zurückkommt, die Arbeiten des Herrn Korn betrachten; treten Sie näher . . ."

Schönburg glaubte zu bemerken, daß die Donna mit einem gewissen Verdruß sein Begehren, mit der Signora zu verhandeln, aufnahm, und daß sie des Padrone nur mit einer gewissen sarkastischen Betonung des Wortes erwähnte.

Mehr jedoch fiel ihm der Name Korn auf... Korn — so war der Name des Bruders der Frau Ramberg, an den er einen nicht mehr ganz frischen, an den Ecken ein wenig zerstoßenen Brief in der Tasche trug . . . und diese Frau hier sprach von Arbeiten, die er betrachten solle; also war der Korn, vor dessen Thür er stand, ein Künstler, wie der Bruder der Frau Ramberg — es war ohne Zweifel derselbe, und Hugo Schönburg wurde von einer unbezwinglichen Versuchung erfaßt, auf dem Fleck umzukehren und durchzugehen. Es war ihm nicht im Mindesten darum zu thun, sahen wir früher schon, an die alten Strecken, welche er auf seinen Lebenswegen durchmessen, erinnert zu werden, an die Strecken, die er wie durch kaltes

Dunkel und düstere Schatten dahinlaufend, erblickte... er ängstigte sich vor dieser Vergangenheit; mit dem Egoismus einer sensitiven Natur schob er die Wiederberührung mit ihr von sich ab; er wollte hier in Rom dem Schatten entkommen, er wollte seiner Sehnsucht nach Sonne und Licht nachgehen, und er wollte Herrn Korn aus dem Wege gehen...

Darum legte er die Hand auf den Arm der Donna und sagte lebhaft:

„Nein, nein, ich würde gewiß stören; ich komme ein anderes Mal wieder; lassen Sie's, melden Sie mich nicht!"

Dabei wandte er sich rasch zum Fortgehen.

Besuche der Winterfremden sind aber in dem Atelier eines römischen Künstlers zu erwünschte Dinge, als daß Hugo so leichten Kaufs davongekommen wäre; er stand bereits wieder auf der Schwelle der Wohnung des Herrn Korn, als die Frau, ihm nacheilend, ihn erfaßte und mit großer Zungengeläufigkeit sagte:

„Aber mein Gott, weshalb denn, der Herr Korn wird sich sehr freuen, wenn Sie seine Sachen ansehen wollen..."

Hugo war entschlossen, trotzdem die Flucht zu ergreifen, als sich am andern Ende des Corridors

die Thür öffnete, und in den Rahmen dieser Thür eine Gestalt trat, deren Anblick ihn aufs Höchste überraschte und seinem Entschluß sofort eine andere Wendung gab.

Es war eine junge Dame, die auf der Schwelle erschien, wie um zu sehen, wer im Corridor spreche — eine junge Dame, in einem einfachen Jäckchen von schwarzem Stoff und in einer dunkelblauen Robe, das Haar glatt gescheitelt, so daß jetzt die schöne, reich entwickelte und doch so harmonisch gebildete Stirn frei hervortrat ... und diese Dame war Niemand anders, als „Fräulein Plato", wie Hugo's Reisegefährte, oder „Constanze", wie ihre Begleiterin von neulich sie genannt hatte.

Hugo stand höchst betroffen und blickte in ihre schönen Züge, als ob er eine Erscheinung vor sich sehe.

Ein leichtes Erröthen glitt über ihr Antlitz, als sie ihn erkannte; sie trat gemessenen Schritts heran; mit einer gewissen kühlen Freundlichkeit sagte sie dann:

„Treten Sie immerhin näher, wenn Sie kommen, um meines Vaters Atelier zu sehen. Fremde sind ihm zu jeder Tageszeit willkommen!"

Ohne ein Wort zu erwiedern, folgte er ihr und betrat nun einen ziemlich großen und hohen Raum, in welchem links am ersten Fenster, dessen

Licht graue Papiervorsätze dämpften, ein ältlicher Herr im Malerkittel vor einer Staffelei saß. Dieser erhob sich und Hugo sagte nun, mit einem Blick auf die Kunstschätze um ihn her, welche an den Wänden zu sehen waren:

„Es ist ein günstiger Zufall, der mich hierherführt — ich kam eigentlich, mit dem Signor Stratelli wegen der Bacchusstatue zu reden . . .“

„Wegen einer Bacchusstatue?“ fiel der Maler, ein mittelgroßer, hagerer Mann mit ergrauendem Haar und tief eingefurchten, aber sehr beweglichen Zügen, ihm ins Wort — „davon wissen wir nichts!“

„Man wies mich aber, weil der Herr nicht zu Hause sei, hier herauf“, fuhr Hugo Schönburg fort, „und so müssen Sie die Störung entschuldigen . . .“

„Entschuldigen Sie sich nicht“, unterbrach ihn Constanze, „man macht meinem Vater ein Vergnügen, wenn man seine Arbeiten betrachtet.“

„Ich danke Ihnen aufs Herzlichste für diese Erlaubniß — vorher jedoch muß ich mir eine Frage erlauben“, sagte Hugo Schönburg — „Sie heißen Korn?“

„Das ist mein Name!“ erwiederte der Maler.

„Und haben eine Schwester in Deutschland?“

„Allerdings!“

„So habe ich ein Empfehlungsschreiben an Sie ... von dieser Schwester!“

„Sie? ... in der That?“ rief der Maler aus.

„Ich heiße Hugo Schönburg!“

„O — Hugo Schönburg — meine Schwester hat mir von Ihnen erzählt ... Sie hat Sie einmal für ihren Sohn gehalten ... in der That, Sie sind Hugo Schönburg? So seien Sie uns herzlich willkommen!“

Korn schüttelte Hugo die Rechte; Constanze hielt während dessen, wie überrascht, ihr forschendes Auge auf Hugo gerichtet, ohne eine Sylbe zu reden.

Hugo zog sein Taschenbuch hervor, in welchem der Brief für Herrn Korn steckte und reichte diesem das Schreiben.

„Ich hoffe, Sie entschuldigen, daß ich den Brief so verspätet abgebe ... Rom macht einem Fremden, der es zum ersten Male sieht, so viel zu schaffen ...“

„Sie sind freilich dadurch entschuldigt“, versetzte der Maler und vertiefte sich sogleich in den Brief.

„Und wie geht es meiner Tante?“ fragte jetzt Constanze — wie es Hugo vorkam, mit einem ziemlich kühlen Tone.

Hugo gab Bericht, daß es ihr ganz wohl gehe und daß sie sich in ihrer jetzigen Umgebung ganz glücklich zu fühlen scheine.

„Und sie lebt in guter Harmonie mit der Tochter des Grafen Schönstetten, mit der Frau von Hattstein?“ fragte Constanze.

„In der besten“, entgegnete Hugo. „Sie weiß sich stille unterzuordnen — darin liegt wohl das Geheimniß dieser Harmonie!“

Constanzens Züge hatten sich bei den Nachrichten über ihre Tante nicht erhellt. Es schien nicht, daß sie mit einer großen Wärme der Anhänglichkeit an sie dachte. Auch ließ sie jetzt den Gegenstand des Gesprächs fallen und da sie schwieg, blickte Hugo sich nach den Kunstwerken um, die den Raum erfüllten. Doch bewegte ihn so sehr die Begegnung mit dem Wesen, das seine Gedanken in den letzten Tagen so viel beschäftigt hatte, das er die Bilder in Goldrahmen, die unfertigen Arbeiten, die ohne Rahmen an der Wand aufgehangen waren, Statuetten, alterthümlichen Krüge, Bücher und das bunte Allerlei, welches auf Möbeln und Borden ein Maler-Atelier zu füllen pflegt, ziemlich traumhaft und unbestimmt vor seinen Blicken schwimmen sah. Dann fesselte er seine Aufmerksamkeit an das Bild, welches der Künstler eben auf

der Staffelei hatte, und bald nahm er wahr, daß es ein ungewöhnliches, aber ganz eigenthümliches Talent verrathe. Es war eine Landschaft; das Motiv hatte die eine der berühmten Gallerieen bei Albano gebildet. Man sah links die uralten Stämme der wunderbaren Allee, in der drei weißgekleidete Mönche unter den dunklen Zweigen dahinschritten; rechts sah man ein Stück des Sees; auf dem blauen Spiegel desselben brannte ein tief purpurner Wiederschein der untergehenden Sonne, und über die dahinter liegenden Berge, über den Himmel oben war eine Fülle von glänzenden prachtvollen Farbentinten geworfen; es war da ein glorioses Stück Sonnenuntergangsbeleuchtung geschildert. Aber dabei trat nur zu deutlich das Streben hervor, Dinge darzustellen, Nüancen und Töne wiederzugeben, die sich vom Pinsel nicht wiedergeben lassen, welche die Musik der Natur sind, die kein Sterblicher nachspielt, der Duft der Erscheinung, den man nicht auf grundirte Leinwand festlegen kann. So war das Bild eine Schilderei geworden, welche der Ungebildete als etwas Blendendes, für ein Wunder der Kunst hält, der große Haufe der „Kenner“ achselzuckend belächelt, der Künstler aber wieder bewundert, wegen eines tiefen Verständnisses für Licht- und Farbenwirkung, für die Effecte von

Luft und Wasser und Sonnenschein und Wolken, wenn er auch tadelt, daß dies tiefe Verständniß sich nicht bis zu der Einsicht erhebt, wo die Grenzen der Kunst und des Darstellbaren liegen. Als Schönburg seine Augen nun auch über die anderen an der Wand hängenden Bilder mit festerem Blicke schweifen ließ, sagte er:

„Sie haben wohl nie Arbeiten von dem Engländer Turner gesehen?"

„Woraus schließen Sie das?" fragte der Maler, der sich wie in die Gedanken, die der Brief in ihm erregt, verloren, wieder niedergelassen und aufs Neue seine Palette ergriffen hatte. „Ich halte Turner für den größten Landschafter unserer Zeit, vielleicht aller Zeiten!"

„Das ist das Urtheil vieler Briten über ihn", versetzte Schönburg, „und es ist nicht zu leugnen, daß man seiner guten Periode glänzende Leistungen verdankt; in seiner späteren Zeit aber verirrte er sich durch die Sucht, das Unmalbare zu malen, in eine Farbentrunkenheit, die ihn über die Grenze zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen, wie mir scheint, sehr weit hinausführte."

„Und Sie werden an ihn erinnert, indem Sie meine Bilder sehen?" fragte Herr Korn ein wenig kaustisch.

„Ich werde an alle genialen und kühnen Geistesflüge erinnert, welche an der Unzulänglichkeit der materiellen Mittel scheiterten ..."

„An Icarusflüge also!" fiel Korn ein... „nun, ich danke Ihnen, ich sehe, Sie sprechen wie ein ehrlicher Deutscher Ihre Meinung aus und wissen ihr eine Form zu geben, daß sie nicht verletzt. Ob Sie Recht haben, ist eine andere Frage. Wir suchen alle die Natur und die Dinge wiederzugeben, wie wir sie sehen; der Laie urtheilt nach der Art, wie Er sie sieht. Wer kann sagen, daß er das Richtige sehe?"

Und dabei strich Signor Korn mit hellstem Gelbroth eine grelle Vergoldung an eine lichtviolette Wolke.

Dagegen hätte Schönburg Manches zu sagen gehabt, aber es war nicht seine Absicht, gleich beim ersten Schritt in das Haus mit einem Streit zu debütiren — er begann sich den einzelnen Bildern zuzuwenden und Constanze nahm nun das Wort und erklärte ihm die dargestellten Gegenden. Manche davon hatte Schönburg gesehen, andere waren ihm fremd; so geriethen Beide in eine höchst lebhafte und anregende Unterhaltung, wie zwei Menschen, die an denselben entzückenden Punkten Aehnliches empfunden und gedacht haben.

Schönburg setzte sich endlich auf Constanzens Einladung ihr an der andern Seite des Tisches gegenüber, an dem er sie sitzend getroffen und auf dem eine weibliche Arbeit lag, an der sie fortwährend beschäftigt war. Indem er nun in ihre Züge blickte, hatte er das eigenthümliche, nicht abzuweisende Gefühl, daß er sich einer Person gegenüber befinde, die ihm längst im Leben begegnet sei, wie einer alten befreundeten Erscheinung, und so sprach er sich mit einem Sichgehenlassen und einer warmen Offenherzigkeit aus, die sonst Fremden gegenüber durchaus nicht seine Weise war. Auch Constanze sprach in gleicher Art mit großer Lebhaftigkeit, ihre Wangen hatten sich höher dabei geröthet.

„Es wundert mich eigentlich“, bemerkte Schönburg endlich, indem er auf ihre unablässig fleißigen Finger blickte, „Sie so beschäftigt zu finden — ich hätte schon nach dem kurzen Gespräch von neulich eher erwartet, Sie ganz geistigen Beschäftigungen hingegeben zu finden — wohl von Büchern oder Künstlergeräth umgeben . . .“

Sie sah ihn forschend an, wie um zu sehen, ob dies ernst oder neckend gemeint sei.

„Wenn ein Mann das sagt, so ist es meist Spott“, sagte sie; „aber wenn Sie es auch so

gemeint haben, so will ich Ihnen doch gern gestehen, daß ich die Frauenbeschäftigung keineswegs aus Leidenschaft dafür wähle; ich meine aber, wir Frauen haben den Vortheil, während wir denken, unsere Hände mit nützlicher Arbeit beschäftigen zu können, während die Männer unterdessen höchstens blauen Dampf machen. Deshalb", fuhr sie lächelnd fort, „halten wir unsere Gedanken auch fester; wir stricken oder sticken sie fest, während die Männer sie im blauen Rauch sich auflösen lassen!"

„Darin mögen Sie Recht haben", versetzte Schönburg — „was ich aber eben sagte, bin ich weit entfernt, spöttisch gemeint zu haben. Ich hoffe nicht, daß Sie mich zu den pedantischen Männern zählen, welche das Weib als etwas betrachten, das in die Naturgeschichte gehört."

„Wir würden diese pedantischen Männer schon kleinlaut machen", fiel Constanze lächelnd ein, „wenn unsere Schulen mehr thäten, das Weib an strenge Uebung der Geisteskräfte zu gewöhnen. Wenn ein Kind das schulpflichtige Alter hat, so nimmt man das eine und spricht zu ihm: Du bist ein Knabe, also komm, Du sollst von nun an viele Jahre lang, ein ganzes Drittheil eines Menschenlebens hindurch, unablässig geschult, an strengste Folgerichtigkeit Deines Denkens gewöhnt,

mit strenger Zucht gezwungen werden, eine unermeßliche Fülle von Thatsachen in Dich aufzunehmen. Zum andern Kinde aber spricht man: Du bist ein Mädchen, Dich nimmt man für einige Jahre in einer Anstalt auf, worin Du einige höchst nothwendige Dinge, die Du aber vergessen kannst, sobald Du die Schule verlassen hast, lernst, ohne rechten Ernst, ohne je zu erfahren, was höchste Anstrengung der Geisteskräfte und was ausdauernde Arbeit ist . . . und dann geh in Frieden und stelle ein Muster echter Weiblichkeit, das heißt ein gutmüthiges, anschmiegsames Hausgänschen oder ein sorgliches, emsig schaffendes Mütterchen dar, denn dazu bist Du geboren . . . ach, wie unendlich viel ließe sich darüber sagen!"

„Wir sind darin in der That ganz einer Meinung!" erwiederte Schönburg, lächelnd über den Eifer, womit Constanze dies gesprochen. „Es zeugt überhaupt nicht von humaner Bildung, den Unterschied der Geschlechter so stark zu betonen und stets vor Augen zu haben, wie wir thun. Man soll den Menschen als Menschen, jeden nach seinem Wesen und nach seinen Anlagen, nehmen, und seine freie ihm eigene Individualität nicht in die Kategorieen schicken, wie man Recruten in die Regimenter oder gar Gefangene in die Ga-

leeren schickt. Wenn eine Frau Geist oder Talent hat, so soll man diese Thatsache nicht gegen die andere, daß sie eine Frau ist, zurücktreten lassen, nicht die fette Kuh — möcht' ich sagen — von der magern fressen lassen. Mag ihr Talent auch schwach sein, es auch nur zu untergeordneten Ergebnissen bringen: in dem geistigen Streben und Ringen liegt ein unendlich höherer Werth als in einem gut gestrickten Strumpf, einem wohlgarnirten Häubchen oder einem vortrefflich gerathenen Küchenproduct; und was das Gemüth angeht, das man von der Frau verlangt, so meine ich, vertieft und erweitert sich dies bei der geistig thätigen Frau, bei ihrem, wenn auch schwachen und unzulänglichen Ringen nach dem Ideal, mehr als bei der „echt weiblichen" Beschränkung auf den Cultus der Alltäglichkeit. Ich wenigstens möchte eine Frau, deren höchster Ruhm jenes „domi mansit, lanam fecit" wäre, nicht — sie würde mich grenzenlos langweilen mit ihrer Wolle!" —

„Es freut mich, daß Sie so reden", erwiederte Constanze, die ihn groß und offen, während er so sprach, angeblickt hatte ... er sah in ihren Mienen, daß er durch seine Worte ihre Freundschaft gewonnen, und durch die ganze Art und Weise, in welcher das Thema sie berührte und erregte, daß

sie durch eine andere Auffassung desselben wohl persönlich gelitten und sich gehemmt gefühlt hatte. In der That fiel der Maler jetzt, indem er mit vergnügten Zügen über sein Bild fort auf Schönburg blickte, ein:

„Wenn Sie noch lange so fortfahren, mein werther Herr, so verführen Sie am Ende meine Tochter noch, ihrem Papa die Palette und den Pinsel aus der Hand zu nehmen und statt seiner die Leinwand zu beklecksen... der gute Wille dazu ist schon da, und es hat mir früher Mühe genug gemacht, sie zu der Einsicht zu bringen, daß ein Frauenzimmer immer andere Dinge zu thun hat, die, mögen sie noch so geringfügig sein, doch auch gethan sein wollen!“

Ob sie oder ob Du die Leinwand bekleckst — es wird für die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts wohl auf Eins hinauslaufen, dachte Schönburg. Er fand nicht Zeit zu antworten, denn man hörte Schritte auf dem Corridor; es wurde an die Thür geklopft und auf Signor Korn's „Herein“ trat der Mercante di Campagna, Stratelli, ein.

Stratelli grüßte Korn mit einem vertraulichen Kopfnicken, Constanze, welche ihn nicht zu beachten schien, sondern sich jetzt über ihre Arbeit bückte, gar nicht, und sagte, auf Schönburg zutretend:

„Man hat mir gesagt, daß Sie meiner hier harrten, Signor; entschuldigen Sie, daß ich Sie warten ließ... was den Bacchus angeht, so habe ich über ihn einen Kunstverständigen gesprochen; er hat das Werk in Augenschein genommen und sagt, daß es einen viel höhern Werth, einen außerordentlichen Werth habe..."

„Das ist für Sie sehr erfreulich", fiel Schönburg ein.

„Sie begreifen jetzt", fuhr Signor Stratelli eifrig fort, „daß ich Ihr Gebot von vierzig Scudi nicht mehr annehmen kann."

„Sie nehmen es nicht an?"

„Wie könnt' ich das, Sie werden es mir nicht zumuthen — aber ich will Sie nicht wie einen ganz Fremden behandeln, dem ich vielleicht tausend Scudi als den wahren ganzen Werth des Bacchus abforderte; weil wir nun einmal schon früher darüber gesprochen haben und ich mir denken kann, wie sehr Sie danach verlangen, ein Kunstwerk zu besitzen, welches ja fast in Ihrer Gegenwart gefunden wurde, so will ich den Preis für Sie auf hundertundzwanzig Scudi setzen, aber auch keinen Bajocch weniger."

„Ich danke Ihnen", entgegnete Schönburg, „für Ihre freundliche Gesinnung. Aber ich ver-

zichte alsdann auf den Ankauf dieses Kunstwerkes, nach dem ich gar nicht so verlange, wie Sie glauben."

„Wie, Sie finden den Preis noch zu hoch?"

„Darüber sage ich nichts ... es mag sein, daß es, wie Sie sagen, tausend Scudi werth ist, und ich gratulire Ihnen dazu!"

„Dann werden Sie jedenfalls meine Forderung sehr niedrig finden — Sie werden nicht verlangen, daß ich noch mehr, daß ich auf hundert heruntergehe... doch, wenn Sie dazu..."

„Gewiß nicht, da ich, wie gesagt, den Ankauf gar nicht mehr beabsichtige", erwiederte Schönburg sehr kühl.

„Nun, mein Gott, es ist nicht mein Geschäft, der Handel mit diesen alten Sachen, und deshalb ist mir jeder Käufer lieb — geben Sie achtzig Scudi..."

„Es muß wohl an meiner Ungeübtheit im Italienischen liegen, daß Sie mich nicht verstehen, Signor", entgegnete Schönburg, „ich will Ihren Bacchus nicht!"

„Nun zum Henker, Herr", fuhr hier Signor Stratelli auf, „so zahlen Sie denn Ihre vierzig Scudi und nehmen das alte Ding."

„Nicht vierzig Paul", sagte Schönburg aufstehend.

„Was!“ rief der Italiener, „Herr, Sie haben vierzig Scudi geboten … Sie sind an dies Gebot gebunden … man wird Ihnen das zu zeigen wissen!“

„Der Herr und die Dame hier“, erwiederte Schönburg mit äußerster Ruhe, „haben gehört, wie Sie vorhin mein Gebot von vierzig Scudi abgelehnt haben. Ich bin deshalb an nichts mehr gebunden. Höchstens können Sie behaupten, daß ich durch dies Gebot Sie gestern verführt hätte, als halben Preis einer werthlosen Sache zwanzig Scudi an Ihre Arbeiter zu zahlen. Wenn Sie mir also einen Sachverständigen stellen, der mir erklärt, daß Sie dadurch benachtheiligt seien, so werde ich Ihnen die zwanzig Scudi baar ersetzen — den Bacchus aber können Sie unter allen Umständen für sich behalten.“

Der Mercante wollte gereizt antworten, als Constanze sagte:

„Sie wissen, daß das Bureau für Ihre Handelsgeschäfte nicht hier in diesem Zimmer ist; lassen Sie es also gut sein, Stratelli!“ Dabei nickte sie ihm mit einer gewissen gebieterischen Hoheit mit dem Kopfe zu, wie eine Fürstin ihrem Diener sagt: Geh!

Stratelli sah sie mit einem wüthenden Blicke

an, dann nahm er seinen Hut, und mit den Worten:

„Wir werden noch darüber reden, mein Herr!“ verließ er zornig das Zimmer.

Signor Korn murmelte etwas in den Bart, Constanze blickte auf ihre Arbeit, die sie angestrengt förderte; Schönburg fühlte sich verlegen inmitten des Paares, das, jedes auf seine Weise, seine Handlungsweise zu beurtheilen schien — er sagte deshalb zu dem Maler:

„Sie halten vielleicht für redlicher, wenn ich bei dem, was ich einmal geboten, geblieben wäre...“

„Ich kenne ja von der ganzen Geschichte nichts, so wenig wie von den übrigen Geschäften meines Herrn Schwiegersohnes...“ fiel Korn ein.

„Ich glaube, daß Sie ganz in Ihrem Rechte waren!“ rief Constanze aus, indem sie mit einer merkwürdigen Offenheit sofort die Partei des Fremden gegen ihren eigenen Gatten nahm.

„Ich danke Ihnen“, versetzte Schönburg, „daß Sie mich nicht ungerecht beurtheilen — ich handelte so, weil ich mich nicht in dies leider landesübliche Feilschen zu finden wußte; aber das Ende der Sache ist nun, daß ich um meine Hoffnung gekommen bin, ein schönes Kunstwerk zu erhalten. — Ich möchte einen Ersatz für das Verlorene,

und es böte sich der schönste, wenn ich eines dieser Bilder gewinnen könnte."

Er überblickte noch einmal prüfend die Bilder an der Wand, und dann blieb sein Auge auf dem haften, welches eben auf der Staffelei im Entstehen begriffen war.

„Würden Sie mir dieses da, sobald es vollendet, überlassen?" fragte er.

Signor Korn nickte mit dem Kopfe.

„Weshalb nicht?" sagte er — „Ich will es vollenden. Hat es dann noch Ihren Beifall, so gehört es Ihnen für zweihundert Scudi. Entspricht es in der Ausführung Ihren Erwartungen oder Ihrem Geschmacke nicht — nun wohl, so lassen Sie es mir; es ist mir immer ein kleiner Riß am Herzen, wenn ich das, was ich geschaffen, aus den Händen geben muß ... Sie sehen, daß Sie sich alsdann nicht zu geniren brauchen."

„Wohl denn, der Handel gilt!"

„Das heißt, nur dann", fiel Korn ein, „wenn Sie von Zeit zu Zeit kommen, um zu sehen, wie das Werk vorschreitet?"

„Gewiß werde ich das ..."

„Je öfter, desto besser!" entgegnete Korn, dessen Freundlichkeit gegen Schönburg sich wenigstens nicht vermindert hatte seit der Scene des-

selben mit seinem Schwiegersohne ... „Wir sehen so wenig Menschen und haben doch das Bedürfniß des Verkehrs mit gebildeten Freunden ... Sie sehen, daß Sie willkommen sind, so oft Sie vorsprechen!“ —

Schönburg nahm seinen Hut und empfahl sich.

Constanze reichte ihm die Hand und sagte:

„Wir hoffen, Sie also bald zu sehen!“

Als er die Treppe niederstieg und auf dem Treppenvorplatz des ersten Stocks angelangt war, sah er die Thür des letztern, die angelehnt gestanden, sich öffnen und den dunklen, den echtesten Italienertypus tragenden Kopf Stratelli's hindurchfahren.

„Signor, favorisca, ich bitte auf ein Wort...“ sagte er, indem er Schönburg mit der Hand einlud, über seine Schwelle zu treten.

„Was steht zu Ihren Diensten?“ fragte dieser eintretend, und dem Mann in sein Bureau am Ende des kleinen Corridors folgend.

„Nehmen Sie Platz, Signor ... lassen Sie uns vernünftig reden über unser Geschäft ... Sie haben selbst anerkannt, daß Sie mich in einen großen Schaden gestürzt, indem Sie mich durch Ihr Gebot von vierzig Scudi verleiteten, zwanzig an meine Arbeiter fortzuwerfen; Sie weigern sich

jetzt, die vierzig zu zahlen. Ich könnte Sie dazu gerichtlich zwingen, ganz gewiß, ich könnte es ... aber ich will in Frieden die Sache auf sich beruhen lassen, wenn Sie meinen Vorschlag annehmen: Zahlen Sie mir zehn Scudi als Hälfte dessen, was ich ausgelegt, und dafür gewähre ich Ihnen die Hälfte des Geschäftsgewinnes, den wir aus einem etwaigen anderweitigen Verkauf der Statue ziehen ... wir werden Compagnons in Beziehung auf dies Geschäft ... wir senden die Statue nach England ..."

Schönburg lachte bei diesem Vorschlage laut auf.

„Halten Sie ein", sagte er, „ich bin nicht so naiv, mit einem gewandten römischen Geschäftsmann in Compagnie zu treten ... Sie eröffnen mir da eine brillante Aussicht auf eine tüchtige Spesenrechnung für die Sendung nach England ... ich habe Ihnen ja gesagt, ich will Ihnen, wenn Sie es verlangen, Ihre Auslage einfach ersetzen, wenn ein Kunstverständiger ..."

„Ein Kunstverständiger!" schrie Signor Stratelli erhitzt auf, indem er mit Händen und Füßen dabei zu agiren begann ... „der uns am Ende wieder zehn Scudi für die Taxation berechnet und vielleicht noch den Fund dem Governo denuncirt ..."

„Nun", fiel Schönburg ein, gelangweilt und

verdrossen über die ganze Geschichte — „so nehmen Sie auch ohnedem Ihre zwanzig Scudi; hier sind sie — und nun lassen Sie mich jetzt von der Sache nichts mehr hören, wenn ich bitten darf."

Er zog sein Taschenbuch und legte die zwanzig Scudi auf den Tisch.

„Ach, Sie wollten wirklich — in der That, ich danke Ihnen, Signor!" rief überrascht Stratelli aus; „das heißt nobel und wie ein Cavalier gehandelt — ich sage Ihnen tausend Dank, Signor!"

Sein ganzes Wesen hatte sich plötzlich verändert und legte jene unbegrenzte Hochachtung an den Tag, welche der Römer Jedem zeigt, der einen Versuch, ihn zu beschwindeln, charakterfest zurückschlägt und doch nicht geizt.

„Und nun leben Sie wohl, Signor Stratelli!" sagte Schönburg, indem er für sich hinzusetzte: bluten muß man am Ende doch immer, wenn man sich mit diesen Römern einläßt!

„A rivederla! à rivederla!" rief ihm der Italiener nach, ihn bis zur Treppe geleitend.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Aufschlüsse.

Während der ganzen Zeit, daß Schönburg in dem Hause in der Via Margutta gewesen, hatte ihn innerlich die Frage beschäftigt: welche Bewandtniß hat es mit dem Verhältniß dieser Leute zu einander... Constanze ist die Signora Stratelli, und doch scheint Niemand weniger als sie die Stellung einer Frau auszufüllen — sie ist nicht in seinen Geschäften, er nicht in der Wohnung des Schwiegervaters, aus der man ihn fortweist, heimisch; und niemals wohl hat mir ein weibliches Wesen so wenig den Eindruck einer verheiratheten Frau gemacht, als gerade sie!

Als er zu Hause seinen Freund Ramberg gefunden und diesem sein Erlebniß mitgetheilt, sagte dieser:

„Da hätte ich denn wohl nun die Freundespflicht, mit der Vertrauten Ihrer Dame irgendwie anzubandeln und dieser auf schlaue Weise den

Zusammenhang der Dinge abzulocken. Nun, was legt man sich nicht auf um eines Freundes willen! Sie sollen in tiefer Rührung staunen, was ich leisten werde. Einstweilen kann ich Ihnen sagen, daß ich nicht müssig gewesen ... ich weiß bereits den Namen der Vertrauten und wo sie wohnt."

„Sie leisten ja Wunderdinge, Ramberg!"

„Alles aus Freundschaft für Sie, Schönburg, denn was mich betrifft, so ist diese kleine schwarze Person mir unausstehlich... sie ist kokett!"

„Das haben Sie auch bereits herausgebracht?"

„Auch... und Koketten, das müssen Sie wissen, hasse ich, weil... nun, um es gerade herauszusagen, weil ich eine so vermaledeite, unglückselige Schwäche für sie habe... es ist zum Erbarmen, aber wenn eine Dame mit mir zu kokettiren beginnt, so bin ich verloren!"

„Und ist das ein so großes Unglück?"

„Sie sind boshaft — freilich, für manche Leute mag der Verlust nicht so großartig sein, wenn sie sich selbst abhanden kommen, und ich bedanke mich, wenn Sie mich dazu zählen. Man wird überhaupt stark in der Demuth geübt, wenn man mit Ihnen umgeht!"

„Aber woher wissen Sie schon..."

„Ihren Namen? Ich habe sie in einem Laden getroffen, in welchen ich trat, um mir diese ausgezeichnete Halsbinde zu erstehen, welche Sie an mir bewundern können... echte römische Seide. Sie war gütig genug, mit einem lächelnden Seitenblick mein langes Schwanken zwischen den mir zur Auswahl vorgelegten Sachen zu beobachten, und so war ich dreist genug, ihren Geschmack um Beihülfe anzugehen. Mit großer Freundlichkeit rieth sie mir zu dieser, schwarz mit schönen dunkelrothen Streifen. Sie trieb die Güte dann so weit, mir eine längere und durchaus unbegriffene Rede des Händlers, über die Art und Weise, wie man diese Seide zu waschen habe, in unser heimathliches Deutsch zu übersetzen... und so war die Bekanntschaft, als sie den Laden verließ, weit genug gediehen, daß ich sie unter der Versicherung, denselben Weg mit ihr zu haben, heimbegleiten durfte. Sie wohnt Via de due macelli, bei einem aus Deutschland stammenden geistlichen Herrn, ihrem Onkel, der Loschner heißt und hier eine Stelle in der Prälatur bekleidet oder etwas Aehnliches..."

„Welche Verbindungen Sie also bereits angeknüpft haben!"

„Das ist noch nicht Alles. Sie hat mir

nicht vorenthalten, daß sie sehr oft in den Nachmittagsstunden die Musik auf dem Pincio zu hören gehe, entweder mit ihrer Freundin oder mit dem würdigen Oheim!"

„Und sprach sie von dieser Freundin?" fragte Schönburg lebhaft.

„Offen gestanden, wir waren ein wenig zu sehr mit uns selber beschäftigt, um viel von anderen Dingen zu reden. Doch fragte sie nach Ihnen, und wie Sie denken können, war ich beeifert, von Ihnen in raschen, doch scharfen Zügen ein möglichst abschreckendes Bild zu entwerfen... wie ein Freund das vom andern zu thun pflegt, wenn eine Dame, der er eben den Hof macht, ihn fragt."

„Und was sagten Sie?" fragte Schönburg mit einem mißvergnügten Gesicht, da er daran dachte, daß die kleine schwarze Dame das Gehörte ihrer Freundin nicht vorenthalten werde.

„Ich sagte, Sie seien ein räthselhafter Mensch, in einem spukhaften alten Schloß in Westphalen daheim, durch Reichthum verwöhnt, durch die Menschen verzogen und leider durch rastlose geistige Thätigkeit zu jener lasterhaften Bildung gekommen, die Einem einen Menschen ungemüthlich macht, wie einem Huhn das — Spazierengehen mit einer

Ente am Seeufer. — Außerdem laste etwas auf Ihnen, etwas Dunkles, Unheimliches, und ich sei durch zwingende Schlüsse dahin geführt, anzunehmen, daß Sie eigentlich der Tannhäuser seien, der nach Rom gekommen, um beim Papst Buße zu thun, daß Ihnen der Papst jedoch die Absolution verweigert, und daß deshalb große Gefahr vorhanden, Sie würden nächstens durch alle Stricke brechen, und wieder in den Venusberg schlüpfen... weshalb ein Frauenherz sehr Unrecht thue, sich an Sie zu hängen. Daß Sie wie ein gewöhnlicher Mensch einige Jahre lang mit einer Schreibmappe unter dem Arm auf deutschen Hochschulen Jura und Cammeralia oder, wie es passender bezeichnet wird, Cura und Jammeralia studirt, dann in Ihrem Raubschloß der Verwaltung Ihrer Güter gelebt und dazwischen Reisen gemacht haben, verschwieg ich ihr, als störsam in dem Bilde eines Tannhäusers, ich war nur beflissen, sie das: Hic niger est, hunc tu, Romana, caveto zwischen den Zeilen lesen zu lassen!"

„Nun, ich danke Ihnen, Ramberg, ich sehe, Sie sind ein zuverlässiger Freund... es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie mir bei der Dame den Ruf machen, es laste etwas Dunkles, Unheimliches auf mir... Ich ein Tannhäuser, weiß

Gott, ein umgekehrter hätten Sie sagen sollen, ein Mensch, der die sagenhafte Herrlichkeit alter Märchen sucht und sie nicht finden kann und dessen Reue ist, daß sein Leben sich verzehrt, ohne daß etwas hineinkommt, um dessentwillen er eine Bußfahrt zu machen hätte!"

„Welch seltsamer Mensch Sie sind", lachte Ramberg auf, „Sie grämen sich darum, daß Sie nichts zu büßen brauchen! Du lieber Himmel, könnte ich das auch von mir sagen — könnte ich auch sagen, daß ich niemals einen dummen Streich habe büßen müssen und mich meine Vergangenheit nicht an das, worin ich mich vergangen, erinnere! Wissen Sie, was ich glaube? Daß Sie sich in Ihren jungen Jahren nicht ausgetobt, daß Sie niemals „getollt" haben. Nun sitzt Ihnen der verhaltene Jugenddrang wie eine Krankheit in den Gliedern und das wird immer schlimmer werden, wenn Sie nicht bald eine recht tolle Dummheit begehen. Wäre denn dieses Rom mit all seinen wunderlichen Gästen und Verhältnissen nicht der rechte Ort dazu? Was meinen Sie, wenn wir die bezaubernde Solistin, die an Festtagen ihre rührende Stimme unter dem Chor der Nonnen in Trinita del Monte hören läßt, entführten?"

„Einverstanden! Leiten Sie die Sache nur ein, Ramberg. Und mit dem Tollen, da haben Sie Recht — mein alter Brook sagt es auch!"

Die beiden Freunde waren am Abend in dem Salon der Frau von Heidweiler. In den reich mit römischen Kunstwerken ausgestatteten Zimmern bewegte sich eine Anzahl von Menschen der verschiedensten Nationalität, Herkunft und Lebensstellung, Menschen mit so verschiedenen Lebensschicksalen, wie ihre Physiognomieen verschieden waren. In Fauteuils vor dem erwärmenden Marmorkamin saßen eine französische Marquise, die als Hofdame in den Tuilerien während der letzten Jahre der Juliregierung gelebt hatte und deren ganzer Cultus der Herzogin Helena von Orleans, von der sie erzählte, galt; eine hagere gelbe Engländerin, welche ganz Afrika durchreist hatte und als Mohamedaner gekleidet in Mekka gewesen zu sein behauptete und wenigstens dafür Glauben fordern durfte, daß sie eine geraume Zeit recht dörrender Sonnengluth ausgesetzt gewesen; und eine andere Engländerin, die den Sommer im Albanergebirge gelebt und das Volskergebirge durchstreift hatte; sie sprach mit einem hinter ihr stehenden deutschen Gelehrten sehr eifrig von deutscher Geschichte und von den Hohenstaufen,

denn sie hatte die durchaus neue Entdeckung gemacht, daß in einem kleinen Felsenneſt im Gebirge, in Anticoli-Corradi, der letzte Hohenstaufe als Tagelöhner lebe, ein Enkel eines Conrad von Hohenstaufen, der dort eine unebenbürtige Nachkommenschaft gezeugt, die jedoch bis auf die letzte Zeit mancherlei Vorrechte im Orte besessen und ihm den Zunamen Corradi gegeben. Miß Lidia hatte den letzten Hohenstaufen mit einem portativen photographischen Apparat selbst abporträtirt, und man mußte gestehen, daß er wie ein richtiger Ciocciare banditenhaft genug aussah. Sie wollte eine Subscription für ihn eröffnen und behauptete, sie habe diesem Enkel Barbarossa's für eine gefallene Kuh eine neue gekauft.

Schönburg hörte ihr eine Weile zu und dann trat er auf die Schwelle eines zweiten Gemachs, in welchem ein Claviervirtuose sich sehr laut mit der Herrin vom Hause unterhielt. Der blonde Jüngling stand sehr dicht vor der Dame, und da er sich dabei vorgebückt hielt und auf den Fußzehen schaukelte, so schien es jeden Augenblick, daß er das Gleichgewicht verlieren und auf die kleine Dame fallen müsse, die offenbar dieselbe Befürchtung hegte und immer mehr zurückwich; es sah aus, als ob er sie — mit dem Athem, den er

ihr beim Sprechen fortwährend ins Gesicht hauchte — zurückblies, die leichte kleine Dame, bis sie rückwärts an den mit Albums und neuer Literatur bedeckten runden Tisch in der Mitte des Raumes stieß, wo sie nicht weiter konnte und nun begann, mit einer Miene voll leidender Freundlichkeit den blonden Genius zu bitten, sich an den Flügel zu setzen und seiner Kunsttrunkenheit das Ventil zu öffnen. Gewiß, er hatte nichts Besseres verlangt. Er setzte sich an den offenen Flügel und begann die Tasten zu bearbeiten. Waren es Tasten in der That? Niemand konnte mehr den Gedanken hegen. Es mußten lauter kleine weißglühend gemachte Stangen sein, so ängstlich tippte er mit rasender Schnelligkeit darüber hin, um sich ja nicht die Fingerspitzen daran zu verbrennen; und dann mußten sie plötzlich weicher Sammt geworden sein, den dieselben eben noch so ängstlichen Finger wollüstig streichelten. Und dann fuhr in diese Finger mit einem Schlag eine seltsame Wuth; der Virtuos war ein Tapezierer geworden, der in unglaublich kurzer Zeit eine Matratze zu stopfen hatte; und dann hatte er mit den fünf gespreizten Fingern der rechten Hand offenbar fünf verschiedene Würste zur selben Zeit zu stopfen, während die geballte Linke die Matratze noch nicht fertig hatte und

fortwährend mit dieser in krankhafter Thätigkeit beschäftigt blieb. Und dann mußte er auf die fixe Idee verfallen sein, er sei ein Postillon, und seine ganze Seele ging in der Aufgabe auf, recht kräftig mit einer Peitsche zu knallen. Die armen Tasten, die doch keine Peitsche sind und nun, indem die Finger des Virtuosen über sie hinrasten, durchaus wie eine Peitsche knallen sollten! Sie stöhnten und ächzten und knallten so gut sie konnten — und im Ganzen, es war wunderbar anzusehen. Ob es Musik war, was man dabei zu hören bekam — das war eine Frage, die nicht so sehr in Betracht kam... es ist immer merkwürdiger, zu sehen, was Menschenfinger an Behendigkeit leisten, als was ein hölzerner Kasten an Tönen von sich geben kann.

Es gab aber Leute, die sich weder für das Eine noch für das Andere interessirten und in einer Ecke zusammenstehend leise mit einander sprachen. Schönburg erkannte den schwarzlockigen Bildhauer darunter, den er schon in Paris bei Frau von Heidweiler getroffen und kennen gelernt. Als der Virtuos eine Pause machte, ging Schönburg deshalb auf Mordini zu und begrüßte ihn; dieser schüttelte ihm sehr freundschaftlich die Hand, ohne von dem Umstande, ihn nach so langer Zeit

plötzlich hier auftauchen zu sehen, irgend viel Aufhebens zu machen.

„Sie kommen noch ein wenig zu früh!“ sagte er.

„Zu früh... und wozu?“

„Nun, um das Commando auf einer unserer Barricaden zu übernehmen“, entgegnete lächelnd der Italiener... „wir sind noch nicht so weit und wir hoffen, Sie nicht nöthig zu haben!“

„Ach, dessen erinnern Sie sich noch? In der That, ich bewundere Ihr Gedächtniß. Ich bin aber als ein ganz friedlicher Pilgersmann hier und studire Kunst!“

„Wenn Sie der Kunst nachgehen, so hoffe ich, Sie werfen auch einen Blick in mein Atelier, um zu sehen, ob sie sich bis dahin verirrt hat!“

„Das werde ich ganz gewiß“, versetzte Schönburg auf diese freundliche Einladung.

Der Virtuose war noch immer im Rasen; Schönburg warf sich auf einen zur Seite stehenden Divan; Mordini fuhr trotz der Musik mit den beiden anderen Herren in dem flüsternden Gespräche fort, in welchem Schönburg ihn unterbrochen hatte. Zu diesem schwirrten einige Worte, einige Namen herüber, man schien ihn als Bekannten Mordini's und Habitué dieses Cirkels nicht zu

scheuen... Die Unterhaltung wurde französisch geführt; endlich hörte er den Namen Stratelli und horchte, nun aufmerksam geworden, schärfer hin. Es war die Rede von einer Demonstration... von einem Haufen Volks, den man zusammenzubringen hatte... die Verschwörungen wurden hier sehr offen und ohne Behutsamkeit betrieben, schien es.

„Stratelli", sagte einer der drei zusammenstehenden Herren, „hat die besten Dienste früher geleistet, wo er ein armer Teufel war. Jetzt hat er eine reiche Frau und macht Geschäfte und ist conservativ geworden... ich traue ihm nicht mehr und habe ihm nie recht getraut; er ist ein zweideutiger Mensch und wäre im Stande, die ganze Geschichte zu verrathen; ich habe nämlich von Salucci gehört, daß er ihn Abends im Governo die Treppe zu den Zimmern des Governatore herabkommen gesehen."

„In der That?" fragte Mordini. „Und seltsamer Weise ist auch sein Schwiegervater, der alte Korn, schon seit Jahresfrist unsichtbar bei uns geworden. Der heftige Mensch hat allerlei in Händen... man sollte sich um Beide ein wenig kümmern und ihr Thun und Treiben beobachten."

„Man müßte", versetzte der Dritte, „das Salucci aufgeben, der in seiner Nähe wohnt; Salucci ist ein hübscher Mensch, er könnte sich der Frau Stratelli's nähern und ihr Amico zu werden suchen; ihr häusliches Glück scheint nicht groß zu sein, man sieht sie nie mit Stratelli zusammen; ich bin ihr ein paar Mal auf Spaziergängen in der Campagna begegnet, es ist dann eine hübsche Deutsche bei ihr und sie sieht immer sehr nachdenklich aus."

„Diese Deutsche glaube ich zu kennen", fiel Mordini ein, „wenn es Signora Beatrice, die Nichte eines Monsignores aus Deutschland ist; sie hat ein Reliefbild bei mir bestellt, und wenn sie mir dazu sitzt, werde ich vielleicht etwas Näheres über Stratelli erfahren können!"

In diesem Augenblick mußte dem Virtuosen irgend etwas ganz Besonderes zugestoßen sein. Er begann sich einer plötzlich in ihm auflodernden Wuth gegen die armen Tasten in einer Weise hinzugeben, daß Schönburg von den Reden der drei Männer keine Sylbe mehr verstehen konnte.

Schönburg nahm ein Album zur Hand, in welchem er mechanisch blätterte. Es war seltsam, wie Alles dahin zu streben schien, seine Gedanken auf diese Frau zu lenken, deren Schicksal jetzt als

ein ebenso eigenthümliches Räthsel ihn anzog, wie ihre Erscheinung und ihr Geist ihn bisher gefesselt. Er ließ dann seinen Freund in lebhafter Unterhaltung mit der afrikanischen Engländerin sich amusiren und verschwand ungesehen aus dem Salon.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Villa Albani.

Schönburg machte am anderen Tage von der ihm gewordenen Erlaubniß Gebrauch und suchte das Haus in Via Margutta auf. Man empfing ihn wie einen alten Bekannten, den man erwartet hat. Constanze, die er an ihrer früheren Stelle bei ihrer früheren Beschäftigung traf, reichte ihm die Hand, und nachdem er Korn's fortschreitende Arbeit beobachtet und einige Bemerkungen gemacht, um den alten Herrn abzuhalten, sein Werk nicht gar zu sehr à la Turner zu gestalten, lud sie ihn ein, seinen alten Platz einzunehmen. Sie fragte ihn nach dem, was er gesehen in den letzten Tagen, sie machte ihn aufmerksam auf einige Bildwerke, die Fremde weniger zu betrachten pflegten — es waren seltsamer Weise nur Werke der Sculptur, von denen sie sprach.

„Sie gehören Rom seit längerer Zeit an", sagte er, „und können deshalb mit genauer Kunde seiner Schätze ruhig das Einzelne prüfen. Ich

muß gestehen, daß ich noch unter einem verwirrten Eindrucke lebe; es ist zu mannigfach, es stürmt mit zu Vielem auf mich ein, dieses Rom. Es hat Zauber ringsum, die Zauber der Kunst, der Natur, der geschichtlichen Erinnerungen und als vierten Zauber noch den eines ganz eigenthümlichen Cultus — ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie ich betroffen und aus dem ruhigen Gleichgewicht gebracht bin, wenn ich dies kirchliche Leben betrachte und mich da wie inmitten einer Traumwelt fühle... in diesen Kirchen, die dem Lichte des Tages verhüllt sind, von purpurnen Draperieen verhängt, hohe Marmorflächen und kostbare Säulen aufglänzend im Lichte von hunderten, ja tausenden von flammenden Kerzen; Priester in schwerem Goldtuch mit hohen mittelalterlichen Bischofshauben vor dem Altar; dazu eine zauberhafte Musik, rührende Stimmen voll unendlicher Klarheit und seelenhaftester Innigkeit, . . . und rundumher Menschen, die sich voll stürmischer Inbrunst vor Altären, vor Bildern niederwerfen oder in dunklen Stühlen knieen, aus denen leise Stimmen raunen: das Alles lebend, sich bewegend um die Gestalt eines heiligen Greises, der hoch auf den Schultern roth gekleideter Männer durch die Kirchen getragen wird, umgeben von Kriegern

alter Zeit, Gestalten des sechzehnten Jahrhunderts, wie sie in alten Chroniken stehen — umgeben von mehr als kaiserlichem Glanz und Pomp; in der That, es ist das ein Zaubertraum, aus dem man nur erwacht, um nach kurzer Zeit aufs Neue wieder von ihm umsponnen zu werden. Wenn ich in Trinita del Monte den rührend schönen Chorgesang der Nonnen höre, und gegen das Ende, bei herandunkelndem Abend die Flügel des Portals sich öffnen, daß man, von der Musik, von dem weichen, die Seele umstrickenden Gesange befangen, hinausschauen kann auf den purpurglühenden Abendhimmel, an dem die Kuppeln der ewigen Stadt und in der Ferne Sanct Peter mit der ganzen Majestät seines wunderbaren Domes groß und erhaben emporsteigen — so fühle ich mich in einem Rausch, der mich aus mir selber hinwegträgt. Was will, was bedeutet diese Welt des Zaubers, diese rührenden Stimmen, die da oben jubelnd klagen, welchen Wesen gehören sie an, aus welcher Welt sind sie Offenbarungen? Und wo ist der Geist, um den sich dieser Cultus bewegt, nicht rastend, ununterbrochen, in hundert Tempeln zumal, von früh bis spät, zu dem die Beter sich drängen, der Gott, dem die Hymnen entgegenschwellen, zu dem die Weihrauchwolken sich auf-

schwingen — wo ist er, wird er hinter jenen mit Purpurtuch verhängten Säulen hervortreten, wird er die Marmorstufen aus jener mit goldenen Lampen umflammten und doch ahnungsvoll dunklen Tiefe der „Confessionen“ emporschreiten? Und wenn er erscheint, der Mittelpunkt Alles dessen, was unablässig hier geschieht, der gefeierte Geist, um den dieser Eifer sich drängt, — was dann — was wird dann sein, geschehen?!“

Constanze hatte aufmerksam gelauscht, während Schönburg so sprach; sie hatte dabei ihre Arbeit fallen lassen und sagte jetzt: „Sie haben den Eindruck, den das Alles auf eine empfängliche und phantasiereiche Seele machen muß, gut geschildert. Auf mich hat es diesen Eindruck jedoch nie gemacht; denn während Sie mit einem Mal das Ganze auf sich wirken lassen konnten, lernte ich die einzelnen Elemente, die Theile kennen, aus denen dies Ganze sich zusammensetzt. Das stört den Gesammteindruck. Wo Sie so viele Zauber sehen, da bin ich entzaubert. Ich liebe Rom nicht — diese Seite daran am wenigsten!“

„Sie lieben es nicht?“

„Ich habe darin zu viel gelitten. Freilich, ob ich anderswo leben könnte, das weiß ich nicht. Kann es Wunden schlagen, so heilt es auch

Wunden, wie der Speer des Achilles, mit den Schätzen ewiger Schönheit, in denen für mich allein der Zauber Roms ruht, aber kein verwirrender, sondern ein Born von Klarheit, Ruhe, Seelenstille!"

„Und diese Schätze ewiger Schönheit sind, seltsamer Weise für eine Frau, nur die marmornen Götterbilder der Plastik, scheint es mir?"

Constanze schwieg eine Weile.

„Das hängt vielleicht ein wenig mit meiner Erziehung zusammen", sagte sie dann. „Es war, als ich jünger war, mein Wunsch, Malerin zu werden. Mein Vater wollte es nicht. So riß ich meine Seele gewaltsam davon los, ich wandte mich von der Verlockung, die die Farben für mich hatten, gewaltsam ab und beschäftigte mich mit der Plastik. Ich that wohl daran — ich glaube, daß der Sinn dafür mir erschlossen ist und zugleich für die unendliche Schönheit der Alten, der großen Welt der Hellenen!"

„Sie verwundern sich über diese Reden eines Frauenzimmers!" fiel hier lächelnd Korn ein — „ja, meine Tochter ist ein vollständiger Professor der Archäologie!"

„Das bin ich nicht!" fiel Constanze ein — „aber freilich capricire ich mich nicht darauf,

eine hingebende gemüthreiche deutsche Frau zu sein."

„Verachten Sie die Hingebung einer Frau?"

„Nein — wenn sie dazu geboren ist, nicht! Aber ich fühle, daß ich nicht dazu geboren bin. Ich schätze über Alles und als das Höchste die Freiheit!"

„Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein! sagt Goethe."

„Und er selbst war es doch!" fiel Constanze ein.

„Es wäre viel darüber zu sagen", entgegnete Schönburg; „es ist jedenfalls ein Glück, wenn man aus der Gebundenheit irdischer Verhältnisse herausflüchten kann, weil man sich durch seine Studien und seine geistige Thätigkeit ein Reich der Gedanken erobert hat, in welches man sich immer zurückziehen kann, um sich dort frei zu fühlen!"

„Gewiß!" sagte Constanze. „Eine sich hingebende, sich opfernde Frau aber kann das nicht, denn sie giebt ihre Eroberung auf mit ihrem Selbst, um sich von einem Manne in ein ihr fremdes Reich führen zu lassen, das ihrem eigenen Sein vielleicht ganz fern liegt."

„Wenn sie im Mann zuerst den Freund sucht, den, dessen Gedankenreich dem ihrigen entspricht?"

„Der Freund einer Freundin will herrschen!“ versetzte Constanze; „der Mann erkennt die Gleichberechtigung der Frau nicht an. Aber es ist das ein Thema, über das ich vielleicht nicht urtheilen sollte. Ich weiß, ich fühle nicht als Frau, ich habe keinen rechten Schlüssel zur Frauennatur — ich glaube, daß ich in allen Dingen als Mann fühle, so häßlich das auch lauten mag, wenn eine Frau sagt, ich bin ein Mann.“

„Das thut es, Kind, es lautet häßlich“, fiel hier der Maler ein — „und ich will Dir wenigstens das Zeugniß geben, daß Du gegen mich immer eine gute Tochter gewesen bist, niemals ein Sohn, mit denen die Papa's gewöhnlich ihre liebe Noth haben! Freilich, Deinen eigenen Weg bist Du immer gegangen!“

Schönburg blickte unterdeß ein wenig betroffen in Constanzens Züge. Die eigenthümliche Offenheit, mit der sie sprach, war ihm an einer Frau etwas durchaus Neues — sie war freilich sehr, ja merkwürdig männlich. Und in wie weit hatte sie wahr gesprochen, wie weit ging der Mann in diesem Wesen, und wo begann die Frau?

„Ich meine“, sagte er, „ein ganzer, tüchtiger, vollkommener Mensch hätte beide Elemente in sich zu vereinigen, das männliche und das weibliche.

Und so hätte der Mann die Aufgabe, auch weibliches Gemüthsleben in sich aufzunehmen und zu nähren, das Weib dagegen auch männlichen Ernst, männliche Thatkraft und Geistesschärfe zu erstreben. Fühlen Sie sich also als Mann, so wäre Ihre erste Aufgabe, das weichere und seelenhaftere Element, in dem die Frau lebt, in sich zu nähren und in sich zu hegen!"

„Und ich", versetzte Constanze, „meine, der Mensch solle ganz sein, was er ist, und das ihm Fremde nicht in sich aufzunehmen streben. Es mag sein, daß glückliche Menschen, welche von keiner andern Seite bedrängt werden, eine Genugthuung darin finden, sich selber mit solchen Forderungen an sich zu bedrängen; daß die, welchen das Leben keine Arbeit giebt, sich Arbeit mit sich selber schaffen. Wer aber viel gelitten und viel schwere Aufgaben hat, der kehrt in sich ein, um da Ruhe und Frieden zu finden, nicht Mühe. Man verlangt endlich nichts mehr, als ein stilles Herz. Dazu gelangt ein Weib nie, wenn sie sich nicht mit männlichen Gedanken erfüllt, die allein das Geheimniß der Selbstbefriedigung enthalten."

„Wenn man gelitten hat" — antwortete Schönburg nachdenklich. „Sie mögen Recht haben

von Ihrem Standpunkt, Ihren Erfahrungen aus. Aber man kann auch durch Leiden zu ganz anderen Ueberzeugungen kommen. Und ich hege andere."

Sie sah ihn wie forschend an.

„Freilich", sagte sie dann, „die Naturen sind verschieden. Je nach ihrer Verschiedenheit leiten sie aus denselben Dingen die verschiedensten Folgerungen ab. Und deshalb ist es gut, wenn sie sich einander ihre Verschiedenheit nicht verhehlen, sondern sie von vorn herein offen und geradezu aussprechen, bevor sie mit falschen Vorstellungen von einander Freunde werden und alsdann in einen Kampf gerathen, der nie endet. Ich meine, das habe ich gethan. Und nun genug davon. Eine häusliche Arbeit ruft mich ab. Aber ich hoffe, Sie morgen wieder zu sehen. Ich möchte morgen um diese Stunde die Villa Albani besuchen. Meine Freundin kommt, mich abzuholen. Wollen Sie uns begleiten?"

„Gewiß", versetzte Schönburg. „Sie machen mir eine große Freude durch diese Erlaubniß. Vielleicht darf ich sogar meinen Bekannten, den Sie neulich bei mir sahen, mitbringen...?"

„Bringen Sie ihn mit", antwortete sie, während sie ihr Arbeitszeug zusammenpackte. Dann ging sie mit einem kühlen Addio und ohne viel

Freundlichkeit in den Abschiedsblick ihres strengen, trocknen Auges zu legen.

Ramberg war sehr erfreut über die Nachricht, welche ihm Schönburg brachte, daß er am andern Tage mit seiner koketten, kleinen schwarzen Dame eine Partie in die Villa Albani machen werde. Er erschien um die anberaumte Stunde in einer sehr sorgfältig gemachten Toilette in Schönburg's Wohnung in der Via Felice. Als sie dann auf dem Wege nach Constanzens Hause den spanischen Platz erreicht hatten, begegneten die beiden Damen ihnen dort. Schönburg sah in Constanzens Zügen eine rasche Röthe aufsteigen und wieder verschwinden, als sie ihn in ihrer gewohnten Weise so ruhig, wie man den ältesten seiner Bekannten begrüßt, bewillkommnete; noch ruhiger fast; sie hatte eine Weise, ihn zu begrüßen, als ob sie nur eine schon längst begonnene Unterhaltung fortsetze. Gerade dadurch aber steigerte sich in Schönburg das eigenthümliche Gefühl, welches er hatte, er müsse diese Frau längst gekannt haben, sie sei ein Wesen, das er einst viel gesehen, das ihm vertrauter geworden und das er nun nach vieljähriger Abwesenheit wiedergefunden.

Um vom spanischen Platz nach der Villa Albani zu kommen, hat man viel zu steigen. Erst die hundertzwanzig Stufen der spanischen Treppe hin-

auf, dann die Piazza del Tritone und die Via di San Basilio hinan. Schönburg bemerkte, daß Constanzen dies Steigen Mühe mache — auf der Piazza del Tritone bot er ihr deshalb den Arm. Sie nahm ihn sogleich an und stützte sich ohne Rückhalt darauf; auch behielt sie die Stütze bei, als man oben auf der Höhe der Villa Ludovisi angekommen und der Weg nun eben fortführte. Ramberg und Fräulein Beatrix Loschner blieben hinter ihnen zurück und plauderten sehr emsig mit einander, Schönburg hörte das Fräulein oft hell auflachen; zwischen Schönburg und Constanzen stockte das Gespräch Anfangs, er fühlte sich in einer gewissen Befangenheit — er wußte nicht, behandelte ihn die schöne Frau an seinem Arme so ohne weitere Vorrede und Umschweife als Freund oder sah sie einen Verwandten in ihm?

Die eisernen Gitterthüren der Villa öffneten sich vor ihnen, Beatrix war vorgegangen, um ihren Permesso abzugeben, und schritt nun mit Ramberg voran, den Gang zwischen den immergrünen Hecken zum Casino hinab; Constanze blieb an dem Eingang stehen und sagte: „Genießen wir zuerst den Anblick hier, den dieser Punkt bietet: es ist kein schönerer in der ganzen Villa!“

„In der That, er ist wunderbar!“ versetzte

Schönburg. „Welche Welt von Schönheit ist da vor uns aufgeschlossen. Diese hohen Lorbeergänge, durchwirkt mit zahllosen Rosen, diese im Sonnenstrahl plätschernden Springbrunnen, diese malerische Architectur der Gebäude mit ihren stillen marmorglänzenden Säulenhallen und ihren hehren weißen Götterbildern, jener schöne Palast dort, den Goethe im Sinne hatte, als er Mignon sagen ließ:

Kennst Du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man Dir, Du armes Kind, gethan?

„In der That, was hat man Dir, Du armes Kind, gethan? Das möchte ich zu mir selber sagen, — gethan, daß man Dich blicken läßt in dies Paradies, daß man Dich wandeln läßt „in den Gefilden hoher Ahnen", um Dich wieder hinauszutreiben „in den Dunst", in den das Leben von heute dich gestellt hat, und aus dem Du doch nun für ewig Dich gewaltsam fortgezogen fühlst!" —

Constanze, schien es, ging auf diese Gedankenreihe nicht ein.

„Sehen Sie", sagte sie, „wie unendlich schön dort die Gebirge jenseits der Campagna sind; so nahe, so klar umrissen, so luft- und lichtgebadet! Welche Fernsicht! Aber kommen Sie jetzt, die Abend-

beleuchtung wird sie uns später erst in ihrem ganzen Glanze zeigen."

Sie schritten voran und suchten die Allee von dunklen Steineichen auf, in der Winckelmann's Colossalbüste aufgestellt ist. Unter den Wölbungen des immergrünen Daches herrschte tiefer Schatten, in den die Sonnenstrahlen nur einzelne Lichtstreifen warfen.

„Sie haben Recht, sich hier zu fühlen wie in den Gefilden hoher Ahnen — geistiger Ahnen, deren ebenbürtige Nachkommen wir sind", sagte Constanze hier. „Aber weshalb klagen, daß man aus ihnen wieder verstoßen werde? Ist es nicht genug zu fühlen, daß man hierhin gehöre und daß man zurückkehren kann, so oft man will — wenn man nur einen Permesso hat? Mich stimmt eine solche Welt, wie sie uns hier umgiebt, freudig, sie erhebt mich innerlich, sie erfüllt mich mit einem gewissen Stolze auf geistige Schönheit, mit einem gewissen selbstvertrauenden Trotze, möchte ich sagen. Ich fühle mich zurückversetzt in die alte Zeit Italiens, wo von diesem Zauberland Ausonien aus eine helle Geistessonne über der im Dunkel schlummernden Welt aufstieg. Es mag das nicht genau historisch sein, denn alle diese Villenschöpfungen sind neuer, meist dem vorigen Jahrhundert angehörig. Aber

die Phantasie hält sich nicht so genau an die Jahreszahlen der Geschichte. Ich sehe die Zeit, die Gedankenwelt der großen Geister der Renaissance mir entgegenkommen. Sind nicht die Mediceer die Erbauer dieser Säulenhalle dort gewesen; haben nicht Politian und Machiavell ihr inneres Gedankenleben sich ausgetauscht, indem sie unter den Wipfeln dieser Bäume die Schattenruhe suchten ... werden wir, wenn wir um jene Lorbeerwand biegen, nicht an der andern Seite Eleonore von Este finden, wie sie Tasso erwartet und ihm unterdeß einen Kranz flicht? Oder Vittoria Colonna, sich an eine Herme lehnend, erblicken, wie die hohe Gestalt Michel Angelo's vor ihr steht und mit dem harten, wie aus Stein gemeißelten Gesicht milde lächelnd in ihre feinen durchgeistigten Züge blickt? So athme ich hier in einer Zeit, in welcher die Menschen ein großes, adliges, reines Sein sich gewonnen hatten, in welchem sie das Erhabene zu erfassen und das Schöne darzustellen wußten und ewig bleibende Werke schufen. Das erfüllt mich mit einem großen Stolze, denn ich fühle mich ihnen verwandt und wandle ja, wie Sie sagen, in den Gefilden hoher Ahnen! Und weil ich ihre Enkelin bin, zeigen sie mir die Schöpfungen, die sie hervorgerufen, die Götterbilder, die sie aufgestellt, im rechten vollen

Licht der Schönheit, und diese reden zu mir eine Sprache, die Viele, Viele nicht verstehen!"

„Ich kann so vollaus mit Ihnen fühlen", versetzte Schönburg; „nur fühle ich mich nicht stolz gehoben, sondern gedemüthigt eher, arm und schwach, weil ich nicht eine ähnliche Welt für mich schaffen, um mich her hervorrufen kann! Es ist ja auch ein altes Wort, Niemand wandelt ungestraft unter Palmen!"

„Und weshalb nicht, wenn er fühlt, daß er da in seiner Heimath ist?"

„Weil er später gestraft wird durch die Sehnsucht."

„Sehnsucht", unterbrach ihn Constanze, „ist eine Krankheit der Seele. Ein gesunder Geist muß sie nicht kennen. Er muß sich zu überwinden wissen, sich abgewöhnen, wie ein Kind zu verlangen, was er nicht erhalten kann. Deutsche Romantik hat die Sehnsucht als etwas Edles, der Sympathie aller gemüthlichen Seelen Würdiges dargestellt — sie ist etwas Falsches, Lähmendes, Krankes..."

„Ich vergaß, daß Sie ein Mann sind", antwortete Schönburg lächelnd.

„Ja!" sagte sie trocken.

Sie gingen zu den Sammlungen der Villa und geriethen in die lebhafteste Unterhaltung über ein-

zelne der Hauptgegenstände. Ihre Gedanken begegneten sich bei den meisten in eigenthümlicher Weise, es war oft wie zwei Flammen, die sich entgegenschlugen. Nur zuweilen widersprachen sie sich, wie bei der Statue des Aesop. Der ergreifende Zwiespalt zwischen dem edlen geistvollen Haupt und dem jammervoll verkrüppelten Körper hatte für Schönburg etwas Ergreifendes, Rührendes; Constanze wandte sich davon ab, sie wollte nicht, daß ein Werk plastischer Kunst den Eindruck mitleidbettelnder Häßlichkeit auf sie mache; die gekettete, in eine falsche Form verirrte Seele berührte sie peinlich, sie wollte in der Kunst nicht den Zwiespalt, sondern die Harmonie der Idee und der schönen Form sehen.

Die Sonne senkte sich zum Niedergang, als sie endlich auf dem Balcon des Casino standen und nun die herrliche Rundschau von da oben herab genossen, die Gebirge sich in ihre schönen Tinten hüllen sahen.

Schönburg betrachtete Constanzens Züge, die vom Abendlicht angehaucht, etwas eigenthümlich Verklärtes hatten, welches die gewöhnliche classische Strenge derselben milderte. Sie war außerordentlich schön in diesem Augenblicke. Kein Bildhauer hätte sie sehen können ohne den Wunsch, diesen Kopf

in Marmor nachbilden zu können. Schönburg ward, indem er sie so gefesselt beobachtete, sich bewußt, daß ein kühner Wunsch seine ganze Seele erfüllte und ihn nicht mehr verlassen würde sein ganzes Leben hindurch; er hätte die Hälfte seiner Seele hingegeben, wenn es ihm möglich gemacht, in diesem „männlichen“ Geiste das Leben des Weibes zu erwecken, das sie doch verläugnete, sie, die verheirathete Frau, ungefragt, Jedem, der es hören wollte, mit einer wunderbaren Offenheit!

Welches Geheimniß verbarg sich hinter diesem Ausspruch? Was war der Schlüssel zu der so scharf, fast zornig ausgesprochenen Behauptung eines Weibes: Ich bin ein Mann? — — —

Der Custode, der schließen wollte, weil die Sonne niederging, kam endlich. Man mußte gehen. Während sie zusammen die Villa verließen, erzählte Ramberg viel von egyptischen Göttern und Bildwerken, deren er in einem Nebengebäude eine Sammlung entdeckt. Es schien jedoch nach allerlei Neckereien, die er mit Beatrix hatte, daß er seine Zeit nicht an das Studium von Hieroglyphen verloren. Constanze beobachtete Beide mit scharfem Blick. Als sie jedoch draußen zwischen den hohen Mauern des Weges zur Stadt zurückwandelten und Constanze sich wieder auf Schönburg's Arm stützte,

richtete sie keine Frage an diesen über seinen Freund — nicht einmal nach seinem Namen fragte sie; sie schien ihn als eine Thatsache, als den Begleiter Schönburg's ohne Weiteres hinzunehmen, ohne an seine Erscheinung irgend eine Bemerkung zu knüpfen. Namberg freilich drängte sich ihr in keiner Weise auf; er hatte den ganzen Nachmittag mit Beatrix sehr unstät bald hier, bald dort sein Kunststudien in der Villa getrieben . . . es schien, Beide waren müde jetzt, sie folgten ziemlich entfernt von Schönburg und Constanze. Die letztere fragte nach Büchern und Menschen in der Heimath. Sie bedürfe nicht eben vieler Bücher, ein einziges könne sie lange beschäftigen, sagte sie; aber von so manchem höre sie doch, was dort über den Alpen erscheine und eine reiche Belehrung für sie enthalten würde, ohne daß es ihr möglich, es sich in Rom zu verschaffen. Von vielen wußte ihr Schönburg zu berichten; sie hörte ihm dabei still zu, sie war ihm offenbar dankbar für seine Mittheilungen und als man, just noch mitten im Gespräch, in der Via Margutta angekommen, sagte sie: „Wir werden unsere Unterhaltung ja fortsetzen können, sobald Ihnen Ihre Zeit erlaubt, zu uns zu kommen. Am Freitage möchte ich mit meiner Freundin die Villa Pamphili besuchen . . . vielleicht geben Sie

mir bis dahin eine Nachricht, ob Sie uns begleiten wollen? Damit reichte sie Schönburg die Hand, rasch und flüchtig, und nachdem sie von Beatrix Abschied genommen, verschwand sie im Innern des Hauses. Die beiden Herren geleiteten dann das Fräulein heim. Als sie allein waren, sagte Schönburg:

„Sie haben aber den Umstand, daß man Sie ganz ohne Aufsicht gelassen, höchst leichtsinnig ausgebeutet, Freund Ramberg; Sie sind mit Ihrer kleinen Flamme umhergeschweift wie ein Schmetterling ... es war doch sehr Unrecht, daß Sie fortwährend so beflissen waren, sich der Gesellschaft von älteren und ernsteren Leuten zu entziehen, die Sie ein wenig gezügelt hätten!“

„Wie schlau Sie sich einer Dankespflicht zu entziehen wissen“, antwortete Ramberg lachend. „Habe ich mich denn nicht in rührendster Weise den ganzen Nachmittag geopfert und mich mit der schrecklichen kleinen Kokette beschäftigt — nur um Sie nicht zu stören? O, Sie wissen gar nicht, was ich Alles für Sie gethan!“

„Was hätten Sie gethan?“

„Den Mephisto — da Sie nun doch einmal nicht dazu kommen, sich selber einen solchen dienstbaren Junker herbeizuschwören — freiwillig und

ohne Lohn den Mephisto für Sie gemacht! Ich habe gespürt. Während Faust und Gretchen zusammen wandelten und Gretchen das berühmte Gänseblümchen zerpflückte, hat Mephisto die Muhme auf sich genommen und — doch nein, lassen wir den Vergleich fallen, er hinkt ..."

„In der That, er hinkt ..."

„Wir haben es nicht mit einem Gretchen zu thun, eher, viel eher mit einer Helena ..."

„Und nicht mit einer alten Muhme, sondern mit einem hübschen verführerischen Geschöpf ... sagen Sie, was Sie erspürt haben!"

„Sogleich, wenn wir in Ihrer Wohnung sind."

Schönburg's Wohnung lag in Via Felice, oben auf dem Monte Pincio. Als die beiden Freunde da angekommen und vor einem flammenden Kamin bequem in ihren Fauteuils ausgestreckt lagen, die entzündete Cigarre im Munde, sagte Ramberg:

„Sie sind zu stolz, Ihre Spannung zu verrathen; Sie wollen mir nicht die Ehre anthun, zu zeigen, wie Sie lechzen nach meinen Aufschlüssen ... nun, so muß ich wohl, ohne daß Sie darum bitten, beginnen, um großmüthig Ihre Folter zu beenden!"

„Seien Sie großmüthig", versetzte Schönburg anscheinend sehr ruhig.

„So hören Sie. Fräulein Beatrix hat mir in ihrem Vertrauen auf meine Verschwiegenheit...“

„Welches Sie so glänzend zu rechtfertigen im Begriffe stehen . . .“

„Allerdings . . . aber was thut man nicht, um der Marter eines Freundes ein Ende zu machen! Also Fräulein Beatrix hat mir die Verhältnisse Ihrer Constanze anvertraut und was ich erfahren, ist das Folgende: Ihr Vater, Pittore Korn, ist vor etwa funfzehn Jahren bereits nach Rom gekommen — als Wittwer mit seiner einzigen Tochter. Man sagt, daß er drüben in Deutschland Verdrießlichkeiten mit politischen Untersuchungs-Commissionen oder dergleichen gehabt, da er sich in den Unruhen von 1848 und 1849 ein wenig zu sehr dem Schwunge seiner Künstlerphantasie hingegeben... sehr verzeihlich in einer Zeit, wo selbst die Philister Phantasten wurden. Hier in Rom hat er sich Anfangs ruhig seiner Kunst beflissen. Eine Schwester, die Frau Ramberg, ist dann nach Rom gekommen und hat die Erziehung des jungen Mädchens geleitet. Sie ist dabei, scheint es, sehr scharf und hart verfahren. Sie hat dem Drange des jungen Geschöpfs nach geistiger Ausbildung gewaltsam die Pflichten des Hauswesens entgegengestellt und ihr die Bücher entrissen, um sie an

den Waschzuber und das Plätteisen zu stellen. Das Mädchen hat sich trotzdem auszubilden gewußt und früh ein schönes Talent für die Kunst entwickelt. Meister Korn hat anfangs dies Talent wenigstens in Schutz genommen und Constanze eine Weile zeichnen und malen lassen nach Herzenslust; allmälig aber hat er begonnen, mit sehr sauertöpfischen Mienen auf ihre Studien zu blicken, und als die Tante nach einigen Jahren Constanze erwachsen gesehen und nach Deutschland zurückgereist, hat er ihr die Pinsel und die Palette fortgenommen und ihr erklärt, sie habe für den Haushalt zu sorgen, er wolle ein geordnetes Hauswesen um sich haben, keinen Blaustrumpf in Farben. Constanze hat sich gefügt; der Gedanke, daß ihr Vater eifersüchtig auf ihre Kunst geworden und von ihr überholt zu werden gefürchtet, ist ihr wohl nicht gekommen; aber Beatrix erklärt sich bereit, für diese boshafte Behauptung die Verantwortlichkeit zu übernehmen. Constanze also hat sich gefügt, aber mit großem Schmerz und großer Ueberwindung. Sie ist leidend, sie hat häufige Anfälle vom scheuslichsten aller Uebel, vom Tic douloureux gehabt und dies Leiden datirt von jener Zeit an."

„Das arme Mädchen", fiel Schönburg bewegt ein. „Es mag kein Glück sein, von einer

kalten Natur erzogen zu werden, welche durchlebt hatte, was Frau Ramberg durchlebte!"

„Die Geschichte ist damit nicht zu Ende. Das Härteste sollte ihr noch bevorstehen. Signor Korn, deutete ich eben an, scheint ein Hitzkopf, in dem gefährliche politische Theorieen gähren und glühen. Signor Korn ist damit unter das junge Italien gerathen und hat sich irgendwie auf diesem gefährlichen Boden mit dem Signor Stratelli zusammengefunden, dessen politische Theorie es zu sein scheint, seinen Vortheil in dem Lager zu suchen, wo man ihn am besten findet. Kurz, Signor Korn ist von Signor Stratelli so umsponnen, daß dieser die Mittel in die Hände bekommen hat, den armen deutschen Pittore in eine schlimme Lage, vielleicht auf die Galeere zu bringen; und diesen Umstand hat Signor Stratelli benutzt, um bei Signor Korn um die Hand seiner Tochter anzuhalten."

„Und Constanze?" rief Schönburg athemlos aus . . . „sie hat sich einem Menschen geopfert, den sie unmöglich achten konnte?"

„Sie hat das Aeußerste gethan, was eine Tochter für ihren Vater thun kann. Sie hat sich geopfert — und doch sich selbst behalten . . ."

„Das heißt?"

„Sie hat mit Stratelli sich sehr klar und deut-

lich, scheint es, auseinandergesetzt. Sie hat ihm offen gestanden, daß ihr Vater nicht wohl nach Deutschland zurückkehren könne, also in der Schlinge gefangen sei, welche Signor Stratelli's Ehrlichkeit und Ritterlichkeit ihm gestellt; daß sie einwillige, um ihres Vaters willen das Opfer zu bringen, welches von ihr verlangt werde; daß sie bereit sei, auf ihre Lebenszukunft zu entsagen, indem sie Stratelli mit ihrer Hand ihr von der Mutter ererbtes Vermögen übergebe; daß sie aber wohl wisse, wie dies kleine Vermögen ganz und gar der Angelpunkt sei, um den sich Stratelli's Intrigue bewege, und daß er sich damit nun auch ganz und gar befriedigt zu erklären habe; daß sie ihn, wenn auch ihm angetraut, als einen Fremden zu behandeln fortfahren werde; daß sie bei ihrem Vater nach wie vor wohnen bleiben werde, und Stratelli überlasse, in seiner einen Stock tiefer gelegenen Wohnung des Hauses zu treiben, was er wolle, vorausgesetzt, daß sie nichts davon sehe und höre!"

„Und Signor Stratelli?" rief Schönburg aus, mit höchster Spannung an Ramberg's Lippen hängend.

„Eh, Signor Stratelli hat diese mit großer Energie gegebene Erklärung angehört, und da Con-

stanze hinzugesetzt, daß, wenn er damit nicht einverstanden, ihr Vater sich sofort seinen Intriguen entziehen und nach der Schweiz oder nach Frankreich flüchten, oder es darauf ankommen lassen werde, was Stratelli's Rachsucht gegen ihn unternehme, hat er wie ein stolzer Römer, der er ist, richtig eingewilligt. Constanze hat sich ihm dann in großer Stille antrauen lassen und ihn zum Herrn ihres Vermögens gemacht, und Stratelli hat mit diesem Vermögen sein blühendes Geschäft als Mercante di Campagna begründet. Das ist Constanzens Geschichte."

„Und welche Geschichte ist es! Welche Lebensloose giebt es! In welche Ketten ist dieser für die Freiheit geborene Charakter geschmiedet worden von Jugend auf!" sagte Schönburg düster vor sich hin, indem Alles ihm klar, alle ihre Aeußerungen erklärlich wurden. „Wie konnte sie anders, als der Frauen Glück und weibliches Wesen wie etwas ihr Entzogenes, Vorenthaltenes betrachten und die Freiheit nur im Sein und Leben des Mannes, in der Welt der Gedanken suchen!"

Und dennoch hatte diese Erzählung, so traurig auch ihr Inhalt war, für Schönburg etwas, das ihm wie ein schweres Gewicht von der Brust nahm.

Er trat Niemandes Recht mit Füßen, wenn er um ihr Herz warb!

„Es ist ein beklagenswerthes Loos, das sie getroffen“, fuhr Ramberg fort. „Aber Sie, lieber Freund, sind nicht beklagenswerth dabei... welche Aufgabe winkt Ihnen! Sie brütender Faust! Sie haben Ihr romantisches Gretchen nicht finden können, und nun finden Sie hier im classischen Lande die classische Helena... Sie haben weiter nichts zu thun, als sie ihrem Menelaus zu entführen, was nicht sehr schwer sein kann — Signor Stratelli ist kein Held der Iliade und wird, vorausgesetzt, daß die Scudi in seinem Besitz bleiben, keinen trojanischen Krieg um sie beginnen!“

Dreissigstes Kapitel.

Eine Freundschaft.

Als Schönburg das nächste Mal den Maler und seine Tochter aufsuchte, fand er sich am Anfang der Via Margutta von Signor Stratelli eingeholt, der ihn mit großer Höflichkeit anredete und äußerst verbindlich die Unterhaltung zu machen suchte. Signor Stratelli, schien es, hatte eine unbegrenzte Hochachtung für ihn gefaßt. Er hatte gehört, daß er ein Bild bei seinem Schwiegervater bestellt und lobte dessen Kunst mit aller Emphase römischer Redensarten. Er sprach dann von einer kleinen Tenuta, die er vor der Porta San Giovanni besitze und von Ausgrabungen, welche er dort machen lasse. Der Weg sei zwar ein wenig weit, noch eine oder zwei Miglien über Porta Furba hinaus . . . aber es werde ihm eine große Ehre sein, wenn der Signore mit ihm hinausgehen, dort ein Glas seines Landweins versuchen und die ausgegrabenen Sachen sich ansehen wolle. Schönburg verhielt sich zu dem Allen möglichst kühl und

abwehrend, was aber dem Strom höflicher Redensarten, mit dem Stratelli ihn überschüttete, keinen Einhalt that. Endlich, als Beide vor seiner Wohnung angekommen, zog der Römer sich in diese nach allen möglichen Dienstanerbietungen zurück.

Auf Schönburg machte der Mensch heute einen unbegrenzt widerwärtigen Eindruck. Er konnte auch nicht den Signor Korn heute mit erhöhter Herzlichkeit begrüßen, indem er daran dachte, wie dieser Mann sich unbesonnen in Verhältnisse verwickelt, die ihn dann verführt, sich energielos das Opfer gefallen zu lassen, das seine Tochter ihm gebracht, und wie er sich nun so neidenswerth gewissenberuhigt in die Folgen seiner Handlungsweise fand! Constanze empfing Schönburg wie immer; sie sprach mit dem rückhaltlosen Vertrauen zu ihm, das sie ihm so bald gezeigt, sie machte es ihm so heimisch in den vier, mit Korn's Studien und Bildern bekleideten Wänden, als gehörte er nirgendwo anders hin — sie hatte einen bequemen Lehnsessel an die Stelle geschafft, wo er ihr gegenüber zu sitzen pflegte, und nun plauderte sie mit ihm so offen und mittheilsam, wie ein Wesen, das viel denkt und viel in sich verschließt, wenn es einem Andern gegenüber das Gefühl unbedingten Vertrauens und völligen Verständnisses hat. Schön-

burg hörte ihr mehr zu, als daß er selber gesprochen hätte; er sah in ihren Aeußerungen, ihren Ansichten das Resultat ihrer Lebenslage, und indem er dabei mit ihr fühlte und was sie erfahren und durchlebt, in peinigender Lebhaftigkeit fortwährend vor Augen hatte, pflichtete er ihr bei und gab zu Allem, was sie sagte, seine Zustimmung zu erkennen. Als er schied, mußte in Constanzen die Ueberzeugung sein, daß sie einen in allen Dingen mit ihr sympathisirenden Freund gefunden. Er seinerseits glaubte sie ganz zu verstehen. Er gab sich Rechenschaft darüber, wie in ihr dies stolze und herbe Wesen, das doch eigentlich vorherrschend in ihr war, sich gesellte zu einer so raschen, rückhaltlosen Hingabe an einen Fremden, in dem sie einen Freund gefunden — es mußte wie ein Bewußtsein in ihr sein, daß das Leben ihr eine Entschädigung durch ein solches ruhiges Glück schulde und es ihr entgegenbringe; und dabei hatten ihre Schicksale und der angeborene Charakter sie zu einem Wesen gemacht, das unmöglich viel Sorgen vor den Gefahren der Leidenschaft haben konnte. Sie hatte sie nie kennen, nie fürchten, nie achten gelernt — vielleicht nur, sie zu verachten.

Als Schönburg mit herzlichem Druck der Hand sich von ihr verabschiedete, wiederholte man die

Verabredung für den Besuch der Villa Pamfili — den Morgen, sagte Constanze, habe sie immer zu thun und ihrem Vater Gesellschaft zu leisten; den Nachmittag habe sie sich vorbehalten und wandle, so oft es ihr möglich und sie Begleitung finde, in die Campagna zu einzelnen Villen oder schönen Punkten der Umgebung hinaus.

Man traf sich am bestimmten Tage wieder auf dem spanischen Platz und trat die Wanderung an. Und bei diesem Umherwandeln in der umstrickenden Welt voll eigenthümlicher Schönheit, die so viel von einem Traumland hat, in das man sich versetzt fühlt, wenn man ein Kind des Nordens ist und nun hier zwischen einer Vegetation des Südens, an rauschenden Springbrunnen vorüber, zu alten Götterbildern, die aus der Ferne winken, oder durch stille Marmorsäle wandelt; wenn man unter leise rauschenden Pinien steht und hinabblickt auf die wunderbare Stadt, auf ihre Ruinen, ihre Hügel, ihre Dome; hier zog ein eigenthümliches berauschendes Gefühl von G in Schönburg's Brust ein. Es war ihm, als habe er Alles, Alles gefunden, was er je ersehnt, er fühlte sich wie innerlich vermählt mit der Frau, die so ruhig an seinem Arme hing, die gleich mit ihm dachte, gleich mit ihm fühlte, deren Herz im

Einklang mit dem seinen schlug, von denselben Eindrücken bewegt. Er sah nichts Trennendes, keine Schranke, nichts, was ihn in seinem Glücksgefühl störte, zwischen ihnen stehen, es war ihm, als hätte seine Seele die nach Plato's Glauben von ihr getrennte Hälfte gefunden und einfach, ohne viele Worte darüber zu machen, seien beide Hälften, dem Zuge der Natur folgend, zusammengeströmt.

Schönburg sprach dies Alles nicht aus. Aber sein ganzes Wesen, die Art, wie er seine Worte betonte, eine gewisse Weichheit und Hingebung, die er gegen Constanze in Allem, was er sagte, zeigte, mochte es aussprechen. Nahm sie es nicht wahr? Sie gab sich so unbefangen in Allem, was sie sagte, wie immer; sie zeigte dieselbe lebhafte Erregung, dasselbe Glück, wenn sie Schönes sah und bewundern konnte, wie immer. Nur als man nach Sonnenuntergang sich zum Heimweg wendete und nun durch die dunkelnden Gassen Trasteveres niederschritt, begann sie ein Gespräch, bei dem sie die innere Aufregung, so sehr sie kühl und gehalten zu sein sich bestreben mochte, nicht verhüllen konnte. Sie sprach von dem, was sie vom Leben erwarte, daß das, was sie habe, ihr genüge, daß sie sich selbst genug sei, daß sie nur ein höheres Glück in der Freundschaft suche.

„Aber“, fuhr sie tonlos und wie gedrückt fort, „das eben ist ein seltenes Glück. Wie wenige verstehen es, Freund zu sein! Die Männer sind eitel und wollen den Triumph, mehr als Freund einer Frau zu sein. Sie suchen sie durch weiches Wesen zu umstricken, und so allmälig ihre Freiheit zu umgarnen; sie bemächtigen sich ihrer dann und nehmen sie in eine Gefangenschaft des Leibes und der Seele, die für mich etwas Empörendes hat. Wenn ich bemerke, daß ein Mann dies Spiel gegen mich beginnt, so wird er mir augenblicklich fatal, ich mag ihn früher noch so sehr geschätzt und hochgestellt haben. Mein Gefühl für ihn ist dann augenblicklich wie abgeschnitten!“

Schönburg konnte keinen Augenblick darüber im Unsichern sein, daß diese Worte eine direct auf ihn gemünzte Bedeutung hatten, daß sie eine Warnung waren. Das Gefühl von Glück, das er seit Stunden in der Brust getragen, war arg erschüttert. Er schwieg bestürzt, schuldbewußt.

Schuldbewußt — ja, er machte sich Vorwürfe, daß er nicht auf der reinen Höhe stehe, auf der die Empfindungen dieser Frau sich bewegten. Unter dem Eindruck dessen, was sie sprach, kam er sich klein und untergeordnet vor. Und so schwieg er und gab endlich dann zu dem, was sie sonst noch

äußerte von Resignation, von dem Verzichten auf alles Andere im Leben, seine Beistimmung zu erkennen. Auch ihn, sagte er halblaut, habe das Leben gelehrt, daß alles Streben und Erringenwollen Leiden bereite und daß es nur eine Weisheit gebe, die, sich mit dem, was uns als freie Gabe des Schicksals entgegengebracht werde, zu begnügen und mehr nicht zu fordern!

Das Gespräch erstarb nach einer Weile; man schritt schweigend heim durch die vom Strom einer dichten Bevölkerung durchdrängten, von ewigem Wagengerassel erfüllten Straßen. An ihrer Hausthür gab Constanze Schönburg mit einem warmen Drucke die Hand. Der Letztere machte sich dann von Ramberg, der noch allerlei zu erzählen und auszuplaudern hatte, möglichst bald los und suchte die Einsamkeit seiner vier Wände auf.

Er war tief bewegt. Du hast ein seltsames Geschick, sagte er sich ... Du hast Jahre lang die Hälfte deiner Seele gesucht, und nun du sie gefunden, hat sie sich verirrt und ist nichts als ein Mann, ein Freund! Er begann sich Vorwürfe zu machen, daß er Constanzen Recht gegeben. Er fand hundert Gründe, die er jetzt alle in wohlgesetzter Rede vor ihr hätte entwickeln mögen, um ihr zu zeigen, daß sie Unrecht habe mit ihrem

Schrecken vor einer weiblichen Hingabe, vor dem echtesten Gefühl des Herzens . . . er nahm sich vor, ihr das Alles zu sagen, nur nicht gleich, nur nicht zu stürmisch, — denn er sah ein, daß er durch Leidenschaft sie erschrecken und sich sofort entfremden würde.

Als Hugo das nächste Mal zu Constanze ging, empfing sie ihn herzlicher und mit lebhafterer Freude über sein Kommen, als je zuvor. Er hatte sie offenbar mit der Zuversicht erfüllt, von der sie in einem solchen Verhältniß erfüllt sein wollte. Schönburg fand sich dadurch, daß sie offenbar erfreut hierüber war, aufs Neue gedemüthigt, und in seinem Gewissen bedrückt noch obendrein. Signor Korn erhob sich nach einer Weile, weil er einen Geschäftsgang in die Stadt zu machen hatte. Als Schönburg sich so Constanzen allein gegenüber sah, war, was in ihm kämpfte und gährte, zu mächtig, als daß er es hätte unterdrücken können.

„Ich sehe Sie da immer sticken und nähen und mit Arbeiten beschäftigt“, begann er, „als wären Sie das emsigste Hausmütterchen. Ist das eine Arbeit für einen Mann, der nur geistig leben und eines andern, mit Studien und Gedankenarbeit beschäftigten Mannes Freund sein will? Ein Mann muß sich dabei stumpf und dumm werden fühlen und sehen, daß er geistig immer

weiter hinter dem Freunde, der Anderes treibt, zurückbleibt; ich fürchte, schon deshalb", setzte er bitter hinzu, „ist es nichts mit der bloßen Freundschaft, für die Sie schwärmen."

Sie sah betroffen zu ihm auf. Dann versetzte sie lächelnd: „Fürchten Sie, Sie könnten eines schönen Tages entdecken, daß ich nicht mehr im Stande, dem hohen Flug Ihrer gelehrten Gedanken zu folgen?"

„Ich bin nicht so hochmüthig. Aber Sie werden mir einräumen, daß ein Mann, als den ich Sie nun einmal betrachten soll, Würdigeres zu thun hat. Weshalb sind Sie nicht dem künstlerischen Streben treu geblieben, für das Sie, ich weiß es, Talent und Beruf hatten?"

„Das wissen Sie? Und woher? Haben Sie nach meiner Vergangenheit, meinen Verhältnissen geforscht?"

„Nein, aber wenn ich es gethan hätte, wäre es ein Verbrechen?"

„Es wäre nicht schön, denn Sie hätten mich selber fragen können."

„Darf ich das?"

„Ja . . . fragen dürfen Sie . . . gewiß, mein Freund! Und ich hätte Ihnen auch eine Antwort gegeben, wenn sie darauf bestanden hätten.

Aber, ich hätte Sie gebeten, nicht darauf zu bestehen!"

„Und weshalb?"

„Ich frage nicht nach Ihrer Vergangenheit. Ich nahm Sie, wie das Schicksal Sie mir als Freund zugeführt hat. So wie Sie sind, sind Sie mir werth geworden. Was geht's mich an, wie Sie so geworden? Werden Sie Ihren ganzen Werth für mich behalten, wenn ich weiß, was Alles hinter Ihnen liegt? Sind Ihre Erlebnisse, die Gestalten, die Verhältnisse, welche Sie früher umgaben, für mich etwas? Ich weiß es nicht. Was mir mein Vater von Ihren äußeren Verhältnissen mittheilen konnte, genügt mir. Ich schätze Sie so, daß, was Sie früher gethan, Sie mir nicht werther machen, Sie nicht in meinen Augen erhöhen kann. Weshalb soll ich es deshalb erfahren? Und liegt etwas in Ihrer Vergangenheit, was mich unangenehm berührt, so will ich es noch weniger erfahren. Sie sehen, wir können nicht gewinnen, indem wir uns unsere Lebensgeschichten erzählen."

Schönburg schwieg. Er sah sie forschend an und dachte an Ramberg's Bericht über ihn, den er Beatrix gemacht — von etwas Dunklem in seiner Vergangenheit. Hatte Beatrix es Constan-

zen erzählt und diese es sich als eine unglückliche Herzensgeschichte gedeutet, die sie jetzt zu erfahren sich scheute? Hatte er eine Stelle entdeckt, wo bei Constanzen die Frau begann?

„Ich fühle da nicht ganz so wie Sie", sagte er dann. „Ich möchte des Freundes ganzes Leben mit durchleben, in inniger Gemeinsamkeit auch das mit ihm theilen, was hinter ihm liegt — er ist nicht ganz mein, wenn ich ein großes Stück seines Lebens nicht kenne."

„Er braucht auch nicht ganz der Ihre zu werden", versetzte sie lächelnd.

„Ach ja, ich vergaß Ihre Theorie von der unbedingten Freiheit. Aber Sie vertheidigen eine Theorie, welche doch Niemand weniger in die Praxis zu übersetzen wußte, als gerade Sie. Ich habe nicht nach Ihrer Vergangenheit geforscht, aber, ohne daß ich es verlangte, hat man mir davon erzählt. Ich weiß, daß Sie Ihrer Erzieherin Ihren Drang nach geistiger Ausbildung, Ihrem Vater Ihr Talent für die Kunst, den Intriguen eines bösen Menschen das Recht freier Selbstbestimmung über Ihre Hand geopfert haben... ich sehe, nehmen Sie's nicht übel, Sclaverei auf allen Seiten, weil Sie, die Sie ein Mann sein wollen, immer nur zu sehr das schwache Weib waren, welches auch

ungerechten Forderungen, die man an seine Aufopferung macht, keine Energie entgegenzustellen hat, welches wohl elend und krank, aber nicht stark und muthig darüber wird..."

„Und wozu sagen Sie mir das so bitter?"

„Wozu?" rief Schönburg leidenschaftlich aus, „weil ich mehr thue als Sie beklagen, weil es mich in tiefster Seele unglücklich macht, weil ich grenzenlos dadurch leide, weil ich mein Leben opfern möchte, Sie glücklich zu sehen!"

Sie ließ ihre Arbeit fallen und sah ihn kalt und fragend an.

„Mich glücklich sehen?" sagte sie dann... „und Sie glauben, durch solche Reden an meinem Glück zu arbeiten?"

„Wollen Sie mir eine Vollmacht geben, Ihnen zu beweisen, daß ein Mann doch stärker ist als eine Frau, sie mag sich geistig noch so groß und frei fühlen, daß Sie bei ihm allein, bei dem Manne, dem sie vertraut und auf den sie sich stützt, Schutz und Schirm findet..."

„O nein, nein, nein", rief sie lebhaft, fast heftig aus — „wohin gerathen Sie. — Sie erschrecken mich grenzenlos... Sie haben Alles, Alles mißverstanden — o, ich fürchtete es ja, ich bebte ja so vor dem Augenblick, der mir dies ver-

rathen würde . . . können denn auch Sie nicht ein einfaches Gefühl verstehen!“

„Beruhigen Sie sich, Constanze“, sagte Schönburg, gewaltsam alle Leidenschaftlichkeit bemeisternd, da er Herr genug über sich selbst blieb, um sich zu sagen, daß ihn jede Leidenschaftlichkeit hier für ewig verderben werde. „Hören Sie mich ruhig an, so ruhig, wie ein Mann mich anhören würde. Sie sind in einem Irrthum befangen. Sie glauben, ich habe die Anmaßung, Ihnen durchaus mehr sein zu wollen, als Sie einem Menschen einräumen wollen, daß er Ihnen sei; Sie glauben, ich habe mich in eine falsche Deutung Ihrer Freundschaft, in ein Gefühl verirrt, das mich nun treibe, Sie in einer Weise gewinnen zu wollen, wie Sie sich keinem Menschen hingeben mögen. Darin irren Sie vollständig. Sie sind mir in so hohem Grade werth, daß ich mich Ihnen zu Liebe in Ihre Auffassungen hineinfinden will, wenn ich auch nicht glaube, daß dieselben echt weiblich, natürlich und dauernd beglückend oder nur wohlthätig für den, der sie hegt, sind. Aber ich unterwerfe mich ihnen, ich adoptire sie, ich erkläre mich mit ihnen einverstanden. Es ist nicht entfernt meine Absicht, mich um Ihre Liebe zu bewerben. Wenn Ihre Hand frei würde, würde ich nicht im Entfernte-

sten daran denken, Sie von Ihnen zu fordern ... ob Sie sie mir frei gewähren wollten — das wäre ganz Ihre Sache. Auf der andern Seite aber, liebe Freundin, können wir Beide von uns sagen: „Ich bin zu alt, um nur zu spielen.“ Wir haben uns gefunden, uns verstanden ... bis auf den gegenwärtigen Streit heißt das ... haben uns einander das Recht gegeben, auf einander zu bauen — kurz, wir sind Freunde geworden, und Sie, Constanze, merken Sie sich das, Sie sollen nicht gegen mich aufbegehren, wenn ich mein Freundesrecht voll und ganz in Anspruch nehme. Haben Sie mir ein Freundesrecht gegeben, oder haben Sie es nicht? sprechen Sie!“

Sie sah ihn halb scheu, halb schon beruhigt an und legte ihren Arm mit geöffneter Hand auf den Tisch zwischen ihnen. Schönburg ergriff diese Hand und hielt sie fest, indem er fortfuhr:

„Nun wohl, Sie räumen es ein. Und so will ich denn mein Freundesrecht, klarer in Ihr Verhältniß zu Stratelli zu blicken und darüber mit mir zu Rathe gehen zu dürfen, ob ich etwas thun kann, um dies Ihrer unwürdige Verhältniß zu lösen, um Sie zu befreien. Weiter will ich nichts ... gar nichts. Freilich“, setzte Schönburg hinzu, „wenn es mir glückt, so hoffe ich auch, daß Sie

daran die Betrachtung knüpfen, daß ein Mann doch Eigenschaften besitzt, die einer Frau, und sei sie noch so geistesgroß und stark, abgehen und bei denen sie wohlthut, sich im Leben Schutz und Schirm zu suchen."

„Das beunruhigt mich nun wieder", fiel Constanze, ihm ihre Hand entziehend, ein, „wie Alles, was Sie von Lösung meines Verhältnisses sagen. Welches Unglück könnten Sie durch die kleinste Unbesonnenheit über uns bringen . . ."

„Deshalb eben werde ich keine Unbesonnenheiten begehen . . . Unbesonnenheiten liegen nicht in meinem Charakter, davon können Sie überzeugt sein. Sagen Sie mir ruhig: was bindet Sie eigentlich an Stratelli?"

Constanze schwieg, indem sie düster vor sich hinblickte.

„Sprechen Sie offen und in vollem Vertrauen auf meine Besonnenheit zu mir . . . ich verlange das von der Freundin."

„Nun wohl, so will ich Ihnen vertrauen, daß Sie nicht durch thörichten Eifer uns in die äußerste Gefahr stürzen! Mein Vater hat immer einen unseligen Hang gehabt, sich in thörichte politische Umtriebe zu mengen. Er hat sich dadurch in Deutschland schon compromittirt und hier in Ita-

lien sich mit seinem heißen Durst, der Entwicklung der Menschheit zum Schönen und Guten die Wege ebnen zu helfen, wie er das nennt, sehr bald in Verbindungen eingelassen, welche weder schön noch gut waren und die Menschheit nicht zur Freiheit, wohl aber ihn selbst in arge Fesseln führten. Er hat sich in eine Verschwörung eingelassen, deren eigentliches, letztes mörderisches Endziel ihm lange verborgen geblieben ist; bis Stratelli, der ihr ebenfalls angehörte, ihm dies verruchte Ziel enthüllt hat. Mein Vater ist davor zurückgebebt und hat sich, so gut er konnte, der Sache entzogen. Auf der andern Seite aber verlor er durch diesen Rückzug den Schutz und den Rückhalt an den Verschworenen, und diese seine unsicher gewordene Stellung hat Stratelli benutzt. Stratelli hat eine Liste der Verschworenen und andere dieselben schwer compromittirende Papiere in Händen. Er hat also das Mittel in Händen, meinen Vater zu dem zu zwingen, was er von ihm verlangt; und verlangt hat er von meinem Vater eben — meine Hand, d. h. mein Vermögen!"

„Sie hätten ihm die Drohung entgegenstellen können, ihn als Denuncianten den Dolchen der Leute, die er mit Ihrem Vater zu verrathen nöthig gehabt hätte, übergeben zu wollen", sagte Schönburg.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß mein Vater selbst sich von jenen Leuten schon losgerissen hatte."

„Aber als Sie auf Stratelli's Bedingung eingingen, als ihm Ihr Vermögen geopfert wurde, hat er Ihrem Vater die compromittirenden Papiere ausgeliefert?" fragte Schönburg.

„Nein", versetzte Constanze — „er hat es uns weder versprochen noch gethan. Er ist viel zu schlau dazu."

„Er besitzt sie noch?"

„Ganz gewiß."

„Und wo bewahrt er sie auf?"

„Gott weiß es, bei seinen Werthgegenständen, seinem Gelde ohne Zweifel!"

„Sie haben allerdings Recht", sagte Schönburg sinnend nach einer Weile, „es ist das eine Angelegenheit, welche mit äußerster Besonnenheit angefaßt sein will . . ."

„Es ist eine Sache, welche nicht zu ändern ist, woran nichts gethan, nichts verbessert werden kann. Das müssen Sie einsehen. Wollten Sie sich hineinmischen, so setzen Sie unsere Ehre, meines Vaters Freiheit, vielleicht das Lebensglück vieler Anderer auf's Spiel. Versprechen Sie mir, nichts zu thun, nicht daran zu denken . . ."

„Nicht daran zu denken, Constanze, kann ich

Ihnen nicht versprechen. Ich werde Tag und Nacht daran denken. Aber ich verspreche Ihnen, nichts zu thun, was Ihre Einwilligung nicht haben würde . . ."

Constanze schien nicht ganz beruhigt.

„Ich meine", fuhr Schönburg fort, „das müßte Ihnen jede Sorge nehmen. Ich höre Ihren Vater kommen . . . darf ich mit ihm darüber reden?"

„O nein, nein, nein", fiel Constanze erschrocken ein — „kein Wort; er würde in einen grenzenlosen Zorn gerathen, wenn er erführe, daß ich sein Geheimniß preisgegeben!"

„Sie haben Recht — es geht nicht!" flüsterte Schönburg hastig, denn Meister Korn trat eben ein.

Einunddreissigstes Kapitel.

Nächtliches Abenteuer.

Schönburg verabschiedete sich, nachdem er über Gleichgültiges noch einige Worte mit dem Maler geredet und stieg die Treppe hinab. Auf der unteren Stiege begegnete ihm Stratelli, der nicht unterließ, ein kleines Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Schönburg wollte Anfangs die Zuvorkommenheit des ihm in tiefer Seele widerwärtigen Menschen barsch zurückweisen — im nächsten Augenblick aber besann er sich und zwang sich zur Freundlichkeit — er sagte sich, daß es gut sein könne, die Bekanntschaft mit diesem Manne festzuhalten, und versprach ihm einen gelegentlichen Besuch auf seiner Tenuta. Er machte sich solche Falschheit gleich nachher zum Vorwurf, aber er gestand sich auch, daß er ihrer vielleicht noch öfter bedürfen würde, um ein falsches Spiel zu bestrafen.

Tief in Gedanken versunken, schritt er dann

heim. Er war fest entschlossen, Constanzens Fessel auf irgend eine Weise zu lösen. Aber auf welche Art beginnen? Sie hatte Recht, wenn sie sagte, daß es eine Angelegenheit sei, in der eine Unbesonnenheit die allergefährlichsten Folgen haben würde. Das Beste konnte sein, wenn er damit begann, nach Deutschland zu reisen, um dort einen Einblick in Korn's frühere Verhältnisse zu gewinnen und es dahin zu bringen, daß der Maler ungefährdet zurückkehren durfte. Er konnte ihn dann nach Deutschland in Sicherheit bringen, indem er ihm einen Auftrag gab, auf seinem Gute Malereien auszuführen. Aber war Korn geneigt, Rom zu verlassen, wo er jetzt so viele Jahre gelebt und sich eingewöhnt hatte? Würde nicht Stratelli sich dem widersetzen, daß Constanze ihn begleite? Und durfte sie unbeschützt in Stratelli's Hause bleiben?

Ein anderer Plan tauchte in ihm auf. Es war ein ziemlich kühner, gewaltsamer. Aber er bedurfte der richtigen Helfershelfer dabei. Wo diese finden?

Zunächst beschloß er, den Salon der Frau von Heidweiler einmal wieder zu besuchen. Vielleicht fand er dort dieselben Leute wieder, deren Gespräch er erlauscht hatte... wo nicht, konnte

er von der Dame ihre Adressen erfahren. Er mußte mit ihnen in nähere Berührung zu kommen suchen — über Stratelli erfahren, was er eben nur von ihnen erfahren konnte, erforschen, ob sich dieselben und ihre politischen Genossen, die gegen Abtrünnige und Verräther so rasch mit Messerstichen bei der Hand waren, nicht als Droh- und Schreckmittel gegen den Mercante gebrauchen ließen. So besuchte er am Abend die deutsche Dame und fand wie gewöhnlich eine bunte polyglotte Gesellschaft bei ihr, aber die, welche er suchte, nicht. Doch erfuhr er, daß von jenen Männern, die er ihr nach ihrem Aeußern beschrieb, einer Arzt und einer ein französischer Journalist, der Correspondent eines republikanischen Blattes sei. Anknüpfungspunkte waren also nicht schwer zu finden. Schönburg konnte krank werden und den Arzt zu sich bescheiden; Mordini konnte er in seinem Atelier aufsuchen und seine Arbeiten bewundern. Frau von Heidweiler gab ihm die Wohnung an.

Schönburg war zu sehr mit dem, was auf ihm lag, beschäftigt, um an der Unterhaltung der bunten Gesellschaft Vergnügen zu finden, und so entzog er sich sehr bald wieder dem Kreise. Doch war es halb zehn Uhr geworden, als er ging, und die Straßen, durch welche ihn sein Heimweg

führte, waren so still und ausgestorben, wie diese am Tage von so geräuschvollem Leben durchpulsten Straßen Roms es bei einbrechender Nacht immer sind. Schlecht erhellt obendrein. Er kam durch Gassen, in denen sein Schritt allein das Echo der Mauern weckte.

Als er, um die Ecke einer Straße biegend, sich plötzlich vier Männern gegenüber sah, schrak er zurück, das Ominöse einer solchen Begegnung kennend. Er wollte ausweichen; doch ehe er einen Schritt zur Seite machen konnte, fühlte er sich mit heftigem Griff am Arm gefaßt, und ganz zu gleicher Zeit die Spitze eines Messers am Halse seine Haut ritzen.

„Still... oder Ihr müßt sterben!" raunte der Mensch, der das Messer gezückt... „haltet Euch ruhig, gebt keinen Laut von Euch, oder..."

„Ich weiß, plündert ins Teufels Namen", gab Schönburg zur Antwort, nachdem er durch ein paar ein wenig tiefer als gewöhnlich heraufgeholte Athemzüge seine Ruhe wiedergewonnen. Dabei stand er still wie eine Bildsäule, während das Messer an seinem Halse kitzelte, und ein halb Dutzend geschäftiger Hände seine sämmtlichen Taschen durchsuchten.

Die vier dunklen Ehrenmänner hatten bald

den ganzen Inhalt dieser Taschen in ihren Händen, und Schönburg sagte:

„Ihr habt nun Alles... und wahrhaftig, es ist nicht viel; es thut mir leid für so wackere Leute, wie Ihr seid. Laßt mir meinen Oberrock, die Nacht ist kühl; wenn Ihr darauf gerechnet habt, so laßt mich ihn durch ein Versprechen einlösen, — nehmt mir das Messer vom Halse, damit ich ruhig mit Euch reden kann."

Der Mann, der das Messer hielt, zog es zurück. Während von den Anderen zwei schon auf dem Sprunge standen, die Flucht zu nehmen, zerrte der Vierte noch an Schönburg's Oberrock.

„Laßt mir ihn!" sagte dieser noch einmal, sich mit einer heftigen Bewegung los machend. „Ich habe gesagt, daß ich ihn lösen will. Lauft auch nicht davon, hört mich an! Ich kann Leuten, wie Euch, ein Stück Geld zu verdienen geben, zehnmal mehr, als die paar Scudi, die Ihr mir genommen habt. Steht und hört — hört mich!"

Der mit dem Messer rief die bereits Flüchtigen an... sie kehrten zurück.

„Hört, was er will!" flüsterte Jener.

„Ich will Euch gebrauchen, wenn Euch daran liegt, ein paar hundert Scudi zu verdienen..."

„Und womit?" sagte der Erste... „aber wenn

Ihr wirklich eine so gute Absicht habt, so kommt mit uns in jenes Viccolo hinein — es ist sicherer da von Geschäften reden, als hier, wo wir gestört werden könnten."

„Da hinein?" sagte Schönburg ein wenig bedenklich... „ich will es thun, wenn Ihr mir Euer Messer anvertraut, damit die Partie etwas gleicher wird. Vertrauen gegen Vertrauen!"

Der Mann klappte sein Messer zusammen und steckte es in die Tasche.

„Eh", sagte er, „es ist Eure Sache, ob Ihr mit uns kommen wollt. Unser Geschäft mit Euch ist abgemacht."

„Nun gut denn — ich denke, Ihr werdet bald sehen, daß es Euch nichts nutzen würde, mir ein Leids anzuthun."

Er schritt muthig vorwärts in das bezeichnete naheliegende Sackgäßchen hinein.

„Was wollt Ihr?" fragte nun der Erste.

„Von Euch wissen, ob Ihr den Muth habt, zwei Männer, die Abends durch die Campagna in der Gegend der Porta Furba allein nach Rom zurückkehren, zu überfallen, aufzuheben, in irgend ein Versteck zu schleppen und ihnen dort zu erklären, daß sie Euch fünfhundert Scudi Lösegeld herbeizuschaffen haben, und daß Einer von ihnen

sich nach Rom zu begeben habe, die Summe zu holen? Einer von diesen zwei Männern werde ich sein; und Ihr werdet mich dazu ausersehen, nach Rom zu gehen, um das Geld zu holen!"

Die Vier sahen sich an, flüsterten zusammen und dann fragte der Erste:

„Und wer wird der Andere sein?"

„Ich meine, Namen brauchen wir nicht auszutauschen bei der ganzen Sache. Ich verlange die Euren nicht!"

„Bei der Porta Furba?"

„Noch ein wenig darüber hinaus!"

Sie raunten wieder zusammen. Schönburg hörte ein paar Mal das Wort Monte Cipriano nennen. Dann sagte der Erste:

„Und an welchem Tage?"

„Ihr müßt mir angeben, wie ich Euch zu wissen thun kann, an welchem Tage es sein wird."

„Und die fünfhundert Scudi würdet Ihr uns dann herausbringen?"

„Ich würde sie Euch bringen."

„Das Geschäft wäre zu riskiren", sagte der Erste, „wenn..."

„Wenn Ihr wüßtet, daß es keine Schlinge für Euch sein soll, wollt Ihr sagen. Was für eine Bürgschaft verlangt Ihr dafür?"

Die vier Ehrenmänner gingen abermals mit sich zu Rathe.

„Ich will Euch einen Vorschlag machen", sagte Schönburg. „Ihr findet in der Brieftasche, die Ihr mir genommen, eine Karte mit meinem Namen und meiner Wohnung. Wendet den morgenden Tag dazu an, Euch nach mir zu erkundigen; forscht, ob ich ein Mann bin, der mit der Polizei in Verbindung steht und Schritte bei ihr thut, um Euch eine Schlinge stellen zu lassen; oder ob ich ein einfacher Forestiere bin, der nur die Absicht hat, einem Freunde einen kleinen Streich zu spielen und Euch für die Gefahr, die Ihr dabei lauft, anständig zu entschädigen. Ich meine, die fünfhundert Scudi, welche dabei für Euch abfallen, sind nicht zu verachten!"

Die vier Straßenräuber flüsterten mit lebhaften Gesticulationen abermals zusammen, bis der Erste sagte:

„Wir wollen glauben, daß Ihr ein Galantuomo seid und es ehrlich mit vier wackeren Leuten meint, die Euch weiter nichts Uebles wollen und keine Tücke hegen. Es wäre sehr schuftig von Euch, wenn Ihr den Verräther an ihnen spielen wolltet; und gewiß auch ein wenig einfältig; denn hättet Ihr's auch dahin gebracht, uns alle Vier

hinter die Gitter des Bagno zu bringen, es wären doch immer noch einige Freunde von uns da, die Euch ein paar Zoll kaltes Eisen zu verschlucken gäben..."

„In der That, das kann ich mir lebhaft denken", versetzte Schönburg. „Also? Welche Antwort gebt Ihr?"

„Ihr sollt eine Antwort haben, Signor! Verlaßt Euch darauf. Ihr werdet von uns hören. Und jetzt geht in Frieden. Felice notte!"

Sie gingen mit langen Schritten davon und liefen, als sie außerhalb der Sackgasse waren, nach verschiedenen Seiten auseinander.

„Felice notte!" sprach Schönburg heimwärts eilend. „Welche Ironie in diesen Kerlen steckt! Doch wer weiß, vielleicht ist diese Nacht mit solchem Abenteuer am Ende doch noch eine glückliche!"

Für's Erste war die Nacht wenigstens keine ruhige. Er lag aufgeregt, sich mit dem Plane beschäftigend, den er entworfen, und die Folgen überdenkend, die dieser haben konnte.

Am andern Tage beschloß Schönburg, Mordini zu besuchen, dessen Wohnung er am gestrigen Abende erfahren. So ging er in den Vormittagsstunden zu dem von seiner Wohnung nicht sehr entfernten Atelier des Signor Scultore. Ein

Arbeiter öffnete ihm und führte ihn durch einen mit Gypsmodellen erfüllten Vorraum, an einen großen Vorhang von bestäubtem und verblichenem Stoff, den er zurückschlug mit den Worten:

„Der Herr Mordini ist hier, treten Sie nur ein."

Der zweite Raum, in welchen Schönburg eintrat, war ebenfalls ganz wie der erste eine Art Olymp, in dem allerhand Götter und Göttinnen, in Gyps und in Marmor, sich ein Rendezvous gegeben zu haben schienen; sie standen auf Postamenten, auf Drehscheiben, auf Consolen umher; wohin das Auge blickte — nacktes leichtes Göttervolk. Signor Mordini aber war nicht mit diesen weißen Geschöpfen seiner Künstlerinspiration allein. Er modellirte das Bildniß einer hübschen jungen Dame, ein kleines Reliefbildniß — und die hübsche Dame, die ihre, unserem Freunde sehr bekannten Züge in grauem Thon nachkneten ließ, saß ihm auf einem erhöhten Stuhle gegenüber.

Schönburg machte ihr eine Verbeugung, die sie erröthend erwiederte, und sagte dann zu dem Künstler:

„Ich komme, weil Sie mir die Erlaubniß gaben, Ihr Atelier sehen zu dürfen."

„Eh, favorisca, favorisca!“ unterbrach ihn der Italiener, der ihm im grauen Arbeitskittel, die weiße Papiermütze, die das Attribut jedes richtigen Bildhauers ist, auf dem schwarzlockigen Haar, entgegengetreten war — „treten Sie näher und sehen Sie sich meine Sachen an...“

„Unter der Bedingung, daß Sie sich in der Arbeit nicht stören lassen, Signor Mordini!“

„Nun, wenn Sie erlauben, daß ich fortfahre... ich möchte allerdings Signora Beatrice nicht länger als nöthig in Anspruch nehmen!“

„Und Fräulein Beatrix“, fuhr Schönburg fort, die Arbeit auf der Staffelei zunächst ins Auge fassend, „wird sehr ähnlich... sehr hübsch aufgefaßt — eine charmante kleine Arbeit!“

„Wenn ein Kunstkenner wie Sie, das sagt, ist es ein großes Lob für Herrn Mordini“, versetzte Fräulein Beatrix.

„Kunstkenner...“ fiel Schönburg ein — „das ist wohl Spott, bei dem Sie sich an die kleine Lection erinnern, die ich neulich von Ihrer Freundin erhielt.“

„O gar nicht“, sagte lachend Beatrix — „und wenn Sie damals vielleicht zur Kunstkennerschaft noch einiger Nachhülfe bedurft hätten, so ist das jetzt gewiß nicht mehr der Fall, seitdem Sie so fleißig

und eifrig weitere Lectionen bei Frau Constanze genommen..."

„Sie sind in der That boshaft, schönes Fräulein; man sieht, der Umgang verdirbt; in der Kunst zu necken, die Freund Ramberg so gut versteht, ist es leichter, bald dem Lehrer Ehre zu machen, als in der Kunst, über Plastik zu urtheilen."

„Die Kunst, Sie zu necken, wird aber immer eine schwere bleiben", versetzte Beatrix lachend, „denn wie man sieht, wissen Sie sehr boshaft zu antworten."

„Dann lassen Sie uns das Necken aufgeben und sagen Sie mir lieber, für wen dies hübsche Reliefbild bestimmt ist? Welcher Glückliche..."

„Der Glückliche ist mein guter Onkel, der damit zu seinem Namenstage überrascht werden soll", versetzte Beatrix.

Während beide in deutscher Sprache so redeten, beobachtete der Bildhauer sie sehr aufmerksam und mit einem etwas mißvergnügten Gesichte.

„Aber", fuhr Beatrix deshalb fort, „lassen Sie sich jetzt von dem Signor Scultore seine Werke zeigen, er nimmt es mir sehr übel, daß ich Ihre Theilnahme von seinen unsterblichen Schöpfungen abziehe."

Schönburg wandte sich den Modellen und Statuen Mordini's zu und bewunderte sie, so viel es ihm möglich war. Die Arbeiten waren in der That gut... der Künstler zeigte Schönheitssinn und Verständniß für edle Formen — Schönburg fand nur ein gewisses Haschen nach theatralischem Effect, das Streifen an Manierirtheit, das der modernen italienischen Kunst eigen ist, zu tadeln, hütete sich aber, diesen Tadel auszusprechen.

Bei der Anerkennung, welche seine Werke fanden, heiterten sich Mordini's Züge auf und es erfolgte eine lebhafte Unterhaltung, bis Schönburg um Erlaubniß bat, nächstens wiederkommen zu dürfen, um den Fortschritt der unternommenen und in Arbeit befindlichen Sachen in Augenschein zu nehmen, und sich dann von Beatrix und dem Künstler verabschiedete. Als er gegangen, sagte Mordini, den Thon wieder zu Hand nehmend, mit bedeutungsvollem Blicke in Beatrix' Züge:

„Also Sie kennen diesen Signor Forestiere, der uns so unvermuthet gestört hat..."

„Ich kenne ihn, wir haben zusammen mehrere Spaziergänge gemacht", antwortete Beatrix mit lächelndem Gesicht... „wenn Sie nun aber meinen, Signor Scultore, er sei meinetwegen hierher gekommen, so beruhigen Sie sich...

der Besuch galt ganz allein dem Ruhm Ihres Studio's."

„In der That?" sagte Mordini mit einem spöttischen Zucken seiner Mundwinkel.

„Ich glaube wirklich, Sie sind abscheulich genug, vorauszusetzen..."

„Was wäre Abscheuliches dabei?" fiel Mordini ein. „Es ist ein Landsmann von Ihnen; man spricht so gern einmal wieder seine Sprache im fremden Lande, und wenn man erfahren hat, daß..."

„Ach, Sie sprechen jetzt lauter Unsinn", sagte geärgert Beatrix. „Und damit Sie einsehen, wie sehr, will ich Ihnen anvertrauen, daß dieser Signor Forestiere, dessen Namen Sie nicht aussprechen können mit Ihrer ungeschickten italienischen Zunge, in ganz anderen Fesseln liegt, als in den meinen... er ist bis über die Ohren verliebt in Signora Constanza Stratelli."

„Constanza Stratelli... in der That? Und was sagt Signor Stratelli dazu?"

„Signor Stratelli!" versetzte Beatrix. achselzuckend und mit sehr verächtlichem Ton.

„Kommt der so gar nicht in Betracht?"

„Der? Nein!"

„Seltsam!"

„Das ist gar nicht seltsam! Er ist ein nichtswürdiger Mensch.“

„Stratelli? Und kann er deswegen nicht eifersüchtig sein?“

„Das wäre noch besser!“

„Weshalb?“

„Weil er kein Recht dazu hat.“

„Ein Mann kein Recht, auf seine Frau eifersüchtig zu sein?“

„Stratelli nicht!“

„Sie sprechen in Räthseln, Signora Beatrice. Ich bin früher bekannt gewesen mit Stratelli, jetzt, wo er ganz seinem Geschäft lebt, sehe ich ihn nicht mehr. Weshalb nennen Sie ihn einen Nichtswürdigen?“

„Nun, warum soll ich es Ihnen nicht sagen? Wenn Sie mir versprechen, keine Sylbe darüber zu äußern, denn das sind Dinge, die besser ganz verschwiegen bleiben...“

„Ich bin verschwiegen, Signora, so verschwiegen, wie dieser allerliebste kleine Mund, den ich eben in Ton schneide, sein wird!“

„Wenn Sie den allerliebsten Mund, den Sie eben zurechtschneiden, ganz naturtreu machen, so wird er Ihnen wenigstens etwas sagen.“

„Und was?“

„Sehen Sie es nicht an seinen zornig bewegten Winkeln? ... er wird Ihnen sagen, daß er nicht eingewilligt hat, Ihnen zu sitzen, damit Sie ihm spöttische Bemerkungen machen sollen!“

„Gut ... ich werde ihn groß und abscheulich nennen ... wird er mir dann sagen, was mit Stratelli ist?“

„Mit Stratelli ist das, daß er im Besitz von Papieren ist, welche den armen Korn ins Unglück stürzten, sobald jener sie dem Governo verriethe; und daß er eine solche Absicht hat durchschimmern lassen, um den Mann von sich abhängig zu machen und die Hand oder die Mitgift seiner Tochter zu erhalten.“

„In der That?“ sagte der Bildhauer betroffen aufschauend und mit einer Bewegung in seinen Zügen, die Beatrix nicht entging.

„Nicht wahr, das ist abscheulich?“

„Demonio!“ rief Mordini aus — „das ist ja teuflisch! Und ist das wirklich und zuverlässig wahr?“

„Leider! Constanze hat ihn genommen, blos weil er im Stande gewesen wäre, eine Verschwörung anzuzeigen, in die Signor Korn dumm genug war, sich einzulassen! Finden Sie es nicht unglaublich dumm, sich in eine Verschwörung einzulassen?“

„Unglaublich!“ wiederholte Mordini mit einem bittern Lächeln. „Wissen Sie nichts Näheres darüber?“

„Was ich weiß, habe ich Ihnen gesagt. Constanze hat es mir vertraut.“

„Aber wie ist Korn so thöricht gewesen, sich schrecken zu lassen... Stratelli würde sich wohl gehütet haben, etwas von einer Verschwörung zu offenbaren, die er doch nicht kennen konnte, ohne selbst dazu zu gehören? Papiere, die er hatte, konnten geschmiedet sein...“

„Eh, wer weiß“, versetzte Beatrix. „Er steht, fürcht' ich, schon ohnehin mit dem Governo in Beziehungen.“

Mordini sah auf und mit gerunzelter Stirn scharf in Beatrix' Züge, gerade als ob eine Linie ihres Gesichts ihm eine besondere Schwierigkeit mache.

„In Beziehungen zum Governo?“ sagte er dann wie zerstreut und halblaut — „woraus schließen Sie das?“

„Nun, ich meine nur; ich habe meinen Onkel, der, wie Sie wissen, in der Prälatur ist, ein paar Mal eigenthümlich lächeln sehen, wenn ich mit ihm über die Geschichte meiner Freundin sprach; wenn ich ihm sagte, ich könne nicht denken, daß

Stratelli eine Verschwörung verrathen haben würde, in der er selber gesteckt; wenn er dann antwortete: Mein Kind, es steckt nicht jeder just in einer Verschwörung, der spürend seine Nase hineinsteckt..."

„Das sagte Ihr Onkel?"

„So etwas!" versetzte Beatrix. „Aber vielleicht war es arglos hingeworfen. Ich weiß es nicht. Das Beste ist, daß man nicht zu viel davon spricht — und daß man sein Versprechen hält, nichts davon weiter zu sagen, Signor Mordini!"

„Gewiß, Signora Beatrice", fiel der Bildhauer ein. „Was gehen diese Sachen unser Eins an! Doch bin ich Ihnen dankbar, daß Sie es mir gesagt haben. Man kennt dann seine Leute doch und — hütet sich vor ihnen!"

Beatrix begann von anderen Dingen zu reden; der Bildhauer führte unmerklich das Gespräch auf den Fremden zurück, der eben gegangen war. Beatrix erzählte von ihm, was sie wußte... es geht eben, um vertrauliche Mittheilsamkeit zu erwecken, nichts über die wechselseitige Situation eines Künstlers und eines sitzenden Modells; der Künstler sucht Alles herbei, um sein Modell zu unterhalten, damit es sich nicht langweilt, und dieses, ein paar Stunden lang gefesselt sitzende,

von Zeit zu Zeit gähnende Modell plaudert aus, was es weiß, um die Langeweile abzuhalten ... es werden nirgends mehr gegenseitige Geheimnisse anvertraut, als in einem Künstleratelier, zwischen Niemandem intimere Gespräche gepflogen, als zwischen einem Manne, der ein Portrait macht, und der Person, die es machen läßt und ihm dazu in steifer, zwangvoller Haltung gegenübersitzt. Je gebundener ihre Glieder sich fühlen, desto freier wollen sich die Gedanken ergehen, und den Gedanken folgt die Zunge!

Zweiunddreissigstes Kapitel.

Ein Kummer.

Schönburg ging am andern Tage um zwölf, seiner gewöhnlichen Stunde, zu Constanze. Meister Korn machte die letzten Retouchen an seinem Bilde und erklärte es für vollendet; er erwartete den Rahmen und Schönburg konnte es am andern Tage in Empfang nehmen. Dieser betrachtete es flüchtig und drückte ein wenig kühl seine Freude darüber und seine Zufriedenheit mit der Arbeit aus.

„Sie sollen das Bild gar nicht haben!“ sagte Constanze halblaut und vorwurfsvoll, als Schönburg sich zu ihr wandte.

„Weshalb nicht, Constanze?“ fragte Schönburg.

„Weil Sie eine Befriedigung heucheln, die Sie nicht empfinden?“

„Sie thun mir Unrecht ...“

„Nein, nein, Sie sollen immer ganz wahr sein. Aber sprechen wir von etwas Anderem. Erzählen Sie mir, was Sie begonnen haben seit vorgestern“,

antwortete Constanze, deren Wesen etwas Gereiztes, Unruhiges hatte.

„Ich habe den Morgen gearbeitet; ich bin dann um zehn in einer Kirche gewesen, in der gran festa war, das Fest des Namenspatrons, glaub' ich; die Kirche verhüllt, von vielen hundert Wachskerzen erleuchtet, die den goldenen Schmuck des Altars, die spiegelnden Marmorflächen der Wände und die bunten Gestalten der Fresken bis hoch in die Kuppelwölbungen hinein überglänzten; dazu, von Instrumenten begleitet, ein Gesang von Chören und Soli, der etwas tief Ergreifendes hatte. Unter den Soli war Mustapha. Dieser Mann mit der wunderbaren Sopranstimme hat etwas unwiderstehlich Bezwingendes für mich. Er hat alle tiefe, seelenhafte Innigkeit, allen süßen Zauber einer Frauenstimme und alle Kraft und Gewalt einer Männerstimme; es liegt etwas ganz Bewältigendes darin! — Ich stand an das Bronzegitter einer Seitencapelle gelehnt, die, in reinsten und schönsten Verhältnissen aufgebaut, mit gelbem Marmor bekleidet, an den Wänden weiße Bildsäulen trug und in dem matten Lichte, von dem sie erhellt war, den magischen Eindruck einer reinen lilienhaften Schönheit machte. Und so kam es, daß mir unter dem Zauber, womit jene Stimmen

auf mich wirkten, mich ergriffen, die ganze Seele einmal wieder in Rausch und Trunkenheit gerieth, in einen Zustand von halb schwärmerischer, halb wilder Entzückung, den ich nicht beschreiben kann. Ich wünschte Sie an meine Seite, meine Freundin, Sie hätten sich derselben Empfindungen nicht erwehren können!“

Constanze schüttelte den Kopf.

„Ich suche mich dieser Empfindungen, denen Sie nachgehen, zu erwehren“, sagte sie.

„Sie sind Ihnen zu weich, zu weiblich ...“ fiel Schönburg lächelnd ein.

„In der That ... sie frommen mir nicht!“ versetzte Constanze abwehrend, als wenn sie das Gespräch darüber nicht fortgesetzt wünschte.

Aber Schönburg ließ nicht nach. „Sie frommen Ihnen nicht? Wie ist das zu deuten? Was können jene weicheren Empfindungen, die so angeregt werden, einem männlichen Geiste anhaben, in den classische Anschauungen, ein Leben in dem Gedankenkreise der Alten und das tiefe Verständniß für ihre plastischen Ideale eine nicht zu erschütternde Ruhe der Seele gegossen haben?“

Constanze sah ihn scharf, fast unfreundlich an.

„Sie wollen damit sagen“, antwortete sie, „daß diese Ruhe meiner Seele eine gemachte sei und daß

ich fürchte, sie schmelze in weibischer Empfindsamkeit dahin, wenn ich mich den hohen Sopranrouladen von Signor Mustapha's Stimme aussetze."

„In weibischer Empfindsamkeit . . . weshalb ein so zorniges Wort gebrauchen? Weshalb es nicht ein natürliches Empfinden, ein tiefes Bewegtsein eines weiblich fühlenden Herzens nennen? Wahrhaftig, wenn ich das mit meinen Worten hätte sagen wollen, ich hätte Sie dabei in meiner Schätzung nicht niedriger gestellt. Und offen gesagt, ich habe das aus Ihrem „es frommt mir nicht" herausgehört und mich des Geständnisses gefreut, daß Sie nicht ganz Plastik, nicht ganz Marmor, nicht ganz Bronce seien!"

„In der That?" versetzte Constanze, sich über ihre Arbeit bückend.

„In der That — denn da wir darauf zu reden kommen — ich glaube, um es Ihnen offen zu gestehen, daß Sie vollständig Unrecht haben mit der ganzen Richtung, die Sie Ihrem Leben geben, mit diesem ganzen Männerthum, dem Sie nachstreben, das Sie in sich festigen wollen. Es ist eine Thorheit, wenn uns ein Weg schwer zu wandeln und weit erscheint, sich Flügel anfertigen und, statt zu gehen, fliegen zu wollen. Wir sind nun einmal keine Adler. Das einzig Vernünftige ist,

die Kraft, die wir haben, zusammenzunehmen, statt uns auf Umwandlungen unserer angeborenen Natur zu verlassen. Sie sind kein Mann, sondern ein Weib, ganz vorzugsweise ein Weib ..."

Constanze blickte halb erschrocken, halb zornig auf und in Schönburg's Züge, der seine leidenschaftliche Erregung nicht mehr niederkämpfen konnte.

„Sehen Sie mich auch noch so zornig an", fuhr er fort, „was ich fühle, muß ich heraussagen ... gerade Sie haben vorzugsweise Ihr ganzes Leben hindurch die Rolle des Weibes getragen, sich als Frau bewiesen, denn Ihr Leben war ein einziges großes Opfer — ein Opfer aller Rechte Ihrer Individualität — und so die heiligsten Rechte seines Selbst, die ein energischer Mensch zu schützen weiß, deren Vertheidigung er sich selber schuldig ist, zu opfern, das ist weiblich, nein, ist weibisch; nicht die Hingabe an tieferes Empfinden des Herzens, an das Leben des Gemüths ist es. Sie erblicken im Leben einen Zustand, in dem es nur auszuhalten ist, wenn man sich mit männlicher Gefühlshärte umpanzert, abschließt, stählt und härtet und ein engumschriebenes Gedankenreich erobert, in das man sich flüchtet, um, wie auf einer stillen Insel isolirt, sich von jedem Mitempfinden mit Anderen, von jedem innigen Verbundensein mit dem

Dichten und Trachten anderer Menschen loszusagen. Und dadurch zeigen Sie am allermeisten, daß Sie ein Weib sind, weil Sie in echt frauenhafter Weise urtheilen, einzig von Ihrem Standpunkte aus, nach Ihren Erfahrungen; weil Sie durch das Leben gelitten, verurtheilen Sie es; weil Ihr Herz stumm ist, soll das Herz nie reden dürfen ... weil Sie die Musik in ihrer eigenen Seele scheuen, soll auch ich die in der meinigen nicht anhören. In allem dem sind Sie ein echtes, rechtes Weib, das das Kind mit dem Bade ausschüttet. Sie erinnern mich an eine Unglückliche, die ich kennen lernte und die, weil sie durch das, was sie Tugend nannte, unglücklich geworden, frischweg die Tugend haßte! — — Sie dürfen gar nicht vom Leben reden, denn Sie kennen es nicht, kennen seine höchsten Höhen nicht, denn diese werden Ihnen nie durch Ihre marmornen Götter und die Sprüche alter Autoren offenbart werden, sondern nur durch Ihr eigenes Herz, das für ein Weib immer die tiefste Quelle der Erkenntniß ist ..., und durch die Hingabe an das Gefühl ..."

„Und den Mann, der es in mir wecken will, um mich mit demselben zu beherrschen", unterbrach ihn Constanze hier mit geröthetem Antlitz und zitternd vor Aufregung.

„Sie lesen ja gewaltig meiner Tochter den Text!“ rief Meister Korn aus.

Schönburg hatte in seiner Aufregung den Maler hinter seiner Leinwand beinahe ganz vergessen.

„Ich hoffe, ich habe nichts gesagt“, antwortete er jetzt, ein wenig über seine eigene Heftigkeit erschreckend, „was ein Freund einer Freundin nicht sagen darf — es ist meine innerste Ueberzeugung, die ich aussprach ...“

„Sie haben nichts gesagt, was mich verletzte“, sagte Constanze, „und es ist gut, daß Sie sagten, was Sie eben denken, ja ich danke Ihnen dafür, daß Sie wahr sind. Aber da Sie den ganzen Rückhalt Ihrer Gedanken aussprachen, so meine ich, können wir ein Thema fallen lassen, über das wir zu keinem Einverständniß kommen würden. Lassen wir es daher.“

Schönburg schwieg, von ihrer kalten Weise betroffen und innerlich beängstigt, daß er sie dennoch beleidigt habe; er hätte noch gern so Vieles hinzugesetzt und wagte es nun nicht mehr.

Um die peinliche Pause, die eintrat, zu unterbrechen, nahm Korn das Gespräch auf und Schönburg sagte nach einer Weile, da er vorhin begonnen habe, zu erzählen, was er die letzten

Tage erlebt, müsse er auch diese Erzählung fortsetzen, weil er noch ein großes Abenteuer zu berichten habe.

Er schilderte nun sein Erlebniß mit den Straßenräubern. Korn hörte ihm gespannt zu; auch Constanze schien alles Andere über diesem Ereigniß zu vergessen . . . bewegt hörte sie von der Gefahr, in welcher Schönburg geschwebt, sie hing gespannt an seinem Munde, sie fragte ängstlich, ob er nicht verwundet sei, und dann, gleich darauf, nahm sie ihr eigenthümlich trockenes, gereiztes Wesen wieder an. Es gelang ihr nicht, wieder zu einer auch nur scheinbaren Unbefangenheit gegen ihn zu kommen. Korn sprach noch lange von der Unsicherheit der Straßen Roms. Er erzählte Erlebnisse ähnlicher Art, die seinen Bekannten zugestoßen. Er verlangte von Schönburg, daß er Schritte thue, um ein paar kleinere Banknoten entwerthen zu lassen, welche sich in seiner Brieftasche gefunden. Schönburg konnte bei dem Allen nur einzelne Worte an Constanze richten, die nicht hinreichten, um ein Einvernehmen mit ihr herzustellen, und so schied er endlich mit einem drückenden und demüthigenden Gefühl von ihr. Er war zornig auf sich und auf sie. Er fühlte, daß er Unrecht gethan. Er hatte sie angegriffen, ohne daß sie durch irgend

etwas seine Bitterkeit hervorgerufen hatte. Er hatte nicht bedacht, daß sie durch lange und viele Leiden zu dem gekommen, was er so hart angegriffen ... er hatte, statt sie gerade deshalb zu schonen, ihre Leiden ihr zum Vorwurf gemacht. Es ist so leicht, in diese Ungerechtigkeit zu fallen. Der Gedanke, daß Der, den wir lieben, leidet, empört uns so sehr, daß wir einen Theil unseres Zorns, unserer Entrüstung darüber auf den ausgießen, der in so hohem Grade unser Mitleid in Anspruch nimmt. Und war es nicht auch eine Lage, um darüber außer sich zu gerathen, in welcher Schönburg sich befand? Er hatte das Ideal einer Frau gefunden, nach der er sich sein Leben hindurch gesehnt — er liebte diese Frau mit aller Leidenschaft seines starken, tiefen Herzens, seiner kräftigen, in großen Zügen angelegten Natur. Er fühlte, nur sie werde jemals in seiner Seele herrschen können, und wenn er sie verloren, werde es zu Ende sein für ihn mit allen Hoffnungen auf Glück!

Und nun hatte gerade in dieser Frau die Thorheit, nein die Abscheulichkeit, der Verrath an ihrer weiblichen Bestimmung, die unselige Verkehrtheit, wie er es im Zorn und Groll nannte, sich festgesetzt, nichts vom Glück der Leidenschaft hören,

taub gegen alle Lockungen sein zu wollen, mit denen ein Mann ein weibliches Wesen verführt, an seinem Arm einer ungewissen Zukunft entgegenzuschreiten. Die classische Helena, wie Ramberg sie nannte, sollte einzig ein von boshaften Dämonen zu Faust's Verderben abgespiegeltes Traumbild für ihn bleiben!

Dreiunddreissigstes Kapitel.

Gewagtes Spiel.

Als er am Abend in der Dämmerung von einem Spaziergange heimkam und den tiefdunklen Hausgang betrat, sah er auf der untersten Treppenstufe eine Gestalt sitzen, von der er nicht erkennen konnte, ob sie ein Mann oder Weib war. Durch sein jüngstes Ereigniß vorsichtig gemacht, trat er zurück und fragte:

„Wer ist da?"

„Sprechen Sie leise, Signor Forestiere", antwortete eine Stimme, die ihm bekannt schien; „ich bin gekommen, mit Euch zu reden ..."

„Ah, Ihr seid es ... also Ihr haltet Wort?"

„Wie ein Galantuomo dem andern", versetzte der Mann. „Laßt mich mit Euch hinaufgehen."

„Kommt, aber geht voran; ich wohne im ersten Stock."

Der Mann tappte im Dunkeln die Stiege hinan, bis hinter ihm Schönburg ein kleines Wachs=

licht entzündet hatte; dieser öffnete dann seine Wohnung und ließ den Fremden ein; er hörte zu seiner Beruhigung im Nebenraume seine Wirthsleute. Nachdem er rasch und den Fremden fortwährend im Auge behaltend, ein paar Kerzen entzündet, sagte er:

„Habt Ihr Euch besonnen und willigt Ihr ein?“

„Signor, die Sache ist gefährlich“, versetzte der Mann, ein kräftig gebauter und nach der Art der niederen Stände, aber sehr gut gekleideter Mensch von etwa vierzig Jahren; „doch wir willigen ein, wenn Ihr uns außer den fünfhundert Scudi, die es dabei zu verdienen geben soll, hundert voraus gleich jetzt bezahlt!“

Schönburg hatte sich auf ein Sopha gesetzt und zog die Lade des davorstehenden Tisches auf. Die Augen des Italieners blitzten bei dieser Bewegung habgierig auf, er trat einen Schritt näher.

„Seid so gut, da stehen zu bleiben, wo Ihr steht“, sagte Schönburg, indem er aus der Lade einen Revolver hervorzog und neben sich auf das Sopha legte; „die hundert Scudi werde ich Euch nicht zahlen; denn erstens hab' ich keinerlei Bürgschaft, ob ich alsdann Euch jemals wiedersehe, und zweitens habe ich keine hundert Scudi im Hause und drittens habe ich, aufrichtig gesagt, keine Lust,

hier in Eurer Gegenwart an meine Geldlade zu gehen!“

„Habt keine Angst, Signor“, fiel der Italiener mit enttäuschter Miene ein ... „ich denke, wir haben Beide weiter nichts im Schilde, als ein ehrliches Geschäft mit einander zu machen. Aber Ihr begreift, daß wir Euch nicht kennen, und wenn wir Euch den Gefallen thun, Euren Amico an der Porta Furba in Empfang zu nehmen und ihn Euch aufzuheben, während wir Euch nach der Stadt gehen lassen ... wer steht uns dann dafür, daß Ihr den Amico wiederzuholen kommt und daß Ihr ihn uns nicht in den Händen lasset ... das wäre eine schlimme Sache für uns, denn wir sind ehrliche Leute und keine Briganti, die alsdann mit einem paar Messerstichen ein Ende an die Sache machen!“

„Ich werde doch meinen „Freund“ nicht in solcher Lage und Noth lassen!“ rief Schönburg aus.

„Eh, chi lo sa!“ sagte der Mann mit schlauem Lächeln, „wer weiß, wie viel Gutes Ihr Eurem Freund gönnt! Und dann ... wir unserer vier ... wir sind nicht genug zu der Sache; wir müssen einen fünften hinzuziehen!

„Das ist Eure Angelegenheit!“

„Also Ihr wollt nicht, Signor?“

„Nein! Ihr werdet mich, wenn wir in Euren

Händen sind, fünfhundert Scudi holen heißen — mehr werdet Ihr nicht erhalten, diese aber sicher, darauf habt Ihr mein Wort!"

Der Italiener begann sehr aufgeregt zu reden, aber Schönburg setzte ihm unerschütterliche Ruhe entgegen und sagte endlich nur:

„Wenn Ihr jetzt nicht bald aufhört, so wird mir die ganze Sache leid und ich ziehe mich davon zurück. Das Einzige, was ich thun will, ist, daß ich Euch hier diese zehn Scudi zu einem Trinkgeld gebe — seid Ihr dann zufrieden und wollt thun, was ich begehre?"

Der Mann zuckte die Achseln, während Schönburg aus seiner Börse zwei Goldstücke nahm, wohl wissend, daß Jener sich nicht eher zur Ruhe begeben werde, als bis er wenigstens einen kleinen Extraprofit aus der Sache geschlagen.

Der Italiener nahm das Gold und sagte:

„Nun, so wollen wir sehen, was sich thun läßt. Und wann soll es sein?"

„Schon morgen, denk' ich. Morgen nach Ave Maria, so etwa eine Miglie jenseits Porta Furba. Kann es morgen sein, so werde ich auf den Balcon vor meinem Zimmer dort einen Stuhl stellen. Fehlt der Stuhl in den Stunden von zehn bis Mittag, so ist's morgen nicht möglich;

Ihr müßt dann warten bis zu dem Tage, wo Ihr den Stuhl dort sehet!"

Der Galantuomo war damit einverstanden; er ging mit der Versicherung, daß Schönburg mit ihm zufrieden sein werde.

„Vergeßt nicht", mahnte dieser, „daß wir, Ihr und ich, uns nie gesehen haben dürfen; daß Ihr mich just so behandeln müßt, wie meinen „Freund"... nur mit dem Unterschied, daß Ihr ihn zurückbehaltet und mich in die Stadt sendet, das Geld zu holen!"

„Eh, vergeßt nur nicht, mit dem Geld wiederzukommen, Signor", sagte der Mann.

Er ging und ließ Schönburg mit seinen Gedanken allein. Diese stürmten aufregend genug auf ihn ein. Es war nicht die Sorge um die Gefahr, welche mit der Sache verknüpft war, was ihn beunruhigte; aber es war ein Verrath, den er ersonnen, eine Schlinge, die er legte; es war vielleicht eine abscheuliche Handlung, die er beabsichtigte ... er wußte es selbst nicht, wie es zu nennen, und wies auch mit Gewalt das Grübeln darüber von sich. Die Leidenschaft trieb ihn vorwärts, und so stürzte er sich in die That voll Gefahr — je mehr Gefahr dabei, desto besser; in der Gefahr lag das Sühnende, Beruhigende! —

Noch an demselben Abend schrieb er ein Billet an Stratelli, in welchem er seine früheren Einladungen annahm und sich bereit erklärte, am folgenden Nachmittage mit ihm in seine Tenuta hinauszufahren und seine Ausgrabungen in Augenschein zu nehmen.

Stratelli war nicht daheim gewesen, als man das Billet abgegeben. Nach einer in schlafloser Spannung von Schönburg verbrachten Nacht kam der Morgen, und mit dem Morgen eine mündliche Botschaft von Stratelli, daß er den Signor um halb zwei an seiner Wohnung abholen würde. Der Stuhl stand um zehn auf dem Balcon.

Um halb zwei rollte ein einspänniges Wägelchen mit zurückgeschlagenem Verdeck, gezogen von einem starken Rappen, vor Schönburg's Wohnung vor. Der Mercante führte es selbst, und nachdem Schönburg eingestiegen, ging es dem Lateran und der Porta San Giovanni zu. Der Mercante machte die Conversation mit vielen höflichen Redensarten; er begann auch wieder von der unlängst gefundenen Bildsäule des Bacchus zu reden, und Schönburg merkte wohl, daß er die Hoffnung nicht aufgegeben, diese an ihn zu verkaufen. Er faßte offenbar den Gedanken nicht, daß Schönburg ganz auf eine Sache verzichtet haben

sollte, für welche er bereits zwanzig Scudi geopfert hatte ... der Schlüssel zu all' der Freundlichkeit, die der Mercante für Schönburg hatte, war nicht mehr unauffindbar. Der Letztere zeigte sich heute weniger ablehnend. Er hatte gegen Stratelli ein zu schlechtes Gewissen, um nicht nachgiebig gegen ihn zu sein; und so begann er von der Schwierigkeit zu sprechen, ein solches Werk zu transportiren, worauf Stratelli alle möglichen Erleichterungen aufzählte, die er ihm verschaffen könnte durch seine Verbindungen mit den Herren von der Commission, welche zum Export bestimmte Kunstwerke zu taxiren haben u. s. w.

Der Rappe griff wacker aus; schon kam man an den malerischen Aquaduct-Ruinen von Porta Furba vorüber, immer weiter ging's in die Campagna hinein, und endlich hielt das Wägelchen vor einem Mauerthor an.

„Wir sind zur Stelle!" sagte Stratelli und sprang aus dem Wagen, um die Schelle am Thore zu ziehen. Das letztere öffnete sich nach einer Weile; ein Arbeiter erschien und nahm das Pferd am Kopfzeug, um den Wagen in den Hof zu führen, wo links eine Rohrhütte zu seiner Aufnahme bestimmt war. Stratelli führte Schönburg unterdeß in sein Besitzthum ein. Es war ausgedehnt,

das Casale sehr alt, aber nicht übermäßig verfallen, und unter einer alten Pinie vor dem Bauwerk stand ein Steintisch, von dem aus man einen prachtvollen Ausblick auf die umliegende Campagna und die Gebirge hatte. Nachdem Schönburg dort eine Weile zerstreut Stratelli zugehört, der ihm die einzelnen Orte, welche an den Bergen sichtbar waren, nannte, von ihren Producten, ihren Weinsorten, ihren Eigenthümern redete und dabei eine genaue Kenntniß aller Verhältnisse zeigte, ließ er sich von diesem in seiner Vigne umherführen. In einer hintern Ecke, da, wo der Weinberg sich eine Erderhöhung hinaufzog, hatte man alte Mauerreste entdeckt, wahrscheinlich Substructionen eines kleinen, einer ländlichen Gottheit geweihten Tempels; bei näherem Nachforschen in der Umgebung waren einige Säulenstücke, ein schönes, aber sehr verletztes Capitäl und mehrere Bruchstücke von kleineren Statuen, darunter ein sehr hübscher Silenuskopf, gefunden worden. Schönburg nahm Alles dies mit so viel Interesse, als er an den Tag zu legen vermochte, in Augenschein und lobte, was er sah; Stratelli war in bester Laune, seine Sachen von dem Forestiere so anerkannt zu sehen.

Endlich führte er seinen Gast nach dem Hause

und dem Steintische zurück, der unterdeß mit einem weißen Tuche bedeckt und mit ein paar Foglietten verschiedenen Weines nebst Brod und Käse und Früchten besetzt war.

Während man von diesen kostete und dem guten römischen Landwein Ehre anthat, und Schönburg durch einzelne Fragen nach dem Ackerbau, der Lebensart der Campagnolen, den Pacht- und Eigenthumsverhältnissen der Gegend, den Hindernissen, welche sich der größeren Cultur der Campagna entgegenstellen, die Mittheilungslust Signor Stratelli's reizte, verging die Zeit. Stratelli wollte nicht der Erste sein, der vom Aufbruch begann, Schönburg hatte Gründe, den Aufbruch aufzuschieben, und so blieb man sitzen, bis die Sonne sank und den Horizont berührte.

„Signor", sagte Stratelli endlich unruhig, „ich weiß, daß die Fremden, die unser Klima und seine stillen Tücken nicht kennen, sich aus der Abendluft nichts machen und auch zu vergessen pflegen, daß, sobald die Sonne verschwunden, hierzulande auch die volle Nacht da ist. Wir Römer aber wissen, wie verhängnißvoll die Unvorsichtigkeit werden kann, und deshalb möchte ich die Heimkehr nicht länger aufschieben. Wenn es Ihnen recht ist..."

„Gewiß", versetzte Schönburg, „lassen Sie uns aufbrechen."

Er leerte sein Glas und stand auf.

„Ich sehe, der Wein ist nach Ihrem Geschmack", fuhr Stratelli noch einmal einschenkend fort — „ich habe in Rom eine Niederlage davon, und wenn Sie Verlangen danach tragen . . ."

Er zog eine Karte hervor, auf welcher eine Empfehlung der Niederlage gedruckt war und überreichte sie Schönburg, der sie dankend zu sich steckte. Dann ging Stratelli, den Wagen hervorholen zu lassen — nach fünf Minuten saßen beide Männer wieder in dem Gefähr und ließen sich vom munter trabenden Rosse stadtwärts ziehen.

Die Straße zog sich einsam und still einen sanft abdachenden Hügel hinab; ein paar Mönche begegneten ihnen; dann rollte ein Vetturin vorüber, dann überholten sie eine alte Frau auf einem Esel . . . dann kam Niemand mehr. Als man in der Thalsenkung war, herrschte hier bereits volle Dämmerung. Nun ging es eine kürzere steilere Höhe hinauf; auf dem Gipfel angekommen, sah man links über den sanften Linien des Horizonts die letzte, aber intensiv glühende dunkle Purpurröthe des Abends, die wunderbar schöne Färbung, welche in südlichen Ländern dem Sonnenuntergange folgt.

Rasch ging es hinab in ein schmales dunkles Thal, in das die Chaussee sich warf wie in einen engen Kessel. Auf dem Grunde desselben sah man einige dunkle Gestalten seitwärts daher kommen, während auf der jenseitigen Höhe eine regungslos dastehende Gestalt, die von Schönburg längst ins Auge gefaßt war, sich scharf und unheimlich vom Abendhimmel abzeichnete.

Schönburg's Herz schlug hoch auf bei diesem Anblick; er wußte, was diese Leute im Schilde führten. Was er beabsichtigt, gewollt, war der Ausführung nahe ... welche Wendung konnte es nehmen, wie ausschlagen, zum Guten oder zum Verderben?

Der Wagen hatte beinahe die Tiefe erreicht, als die Menschen, die dort unten sich bewegten, sich näherten, über den Chausseegraben sprangen und dem Wagen entgegenkamen.

„Eine unangenehme Sippschaft das!" murmelte Stratelli, indem er auf sein Pferd einhieb... „sie haben sich gewiß nicht so lange hier unten aufgehalten, um Morra zu spielen!"

Das schien in der That nicht der Fall. Es war plötzlich eine große Bewegung, eine große Hast unter die kleine Bande gefahren. Sie stürzten mit halbunterdrücktem Schreien heran. Als der Vorderste das Pferd erreicht hatte, ergriff er es

heftig am Zügel; die Anderen legten die Hände an den Wagen, als ob sie ihn damit aufhalten wollten, und hielten die Mündungen von großen Pistolenläufen auf die beiden Insassen gerichtet.

Stratelli war entsetzt in die Höhe gefahren, um, von einer kräftigen Faust am Arm gepackt, sofort wieder auf seinen Sitz im Wagen zurückzusinken; und während er nun schrie:

„Demonio ... che volete? ... es giebt nicht das Geringste für Euch hier zu finden ... laßt uns ... laßt den Kopf des Pferdes los ...“ riefen die Angreifer in den Wagen hinein:

„Seid ruhig ... macht keinen Lärm und sperrt Euch nicht oder es giebt ein Accidente! Rührt Euch nicht und bleibt still, wo Ihr seid ... wir spaßen nicht mit Euch, Stratelli, denn wir kennen Euch ... nehmt Euch in Acht und seid ruhig!“

Während sie dies durcheinander riefen, mit dem guten Willen, Alles möglichst still und rasch abzumachen und doch in ihrer Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit viel lauter rufend und heftiger gesticulirend, als es irgend nöthig war, um verständlich zu sein, hatte der, welcher das Pferd hielt, dieses seitwärts abgelenkt, quer über die Chaussee in den Graben hinein, in den die Vorderräder des Wagens mit einem heftigen Stoß nach-

schossen, dann jenseits wieder heraus, wobei ein paar der Räuber rasch nachschiebend halfen. Und dann ging es im schnellen Lauf über eine Strecke Grasanger und in eine schmale Schlucht zwischen zwei Erhöhungen des Terrains hinein, um den Fuß einer dieser Erhöhungen herum, bis man nach zwei bis drei Minuten vor jeder Beobachtung gedeckt und von der Chaussee aus völlig unsichtbar war.

Schönburg, der sich schweigend verhielt, betrachtete unterdeß die Männer, die hier seinen Auftrag vollführten und ihm doch so völlig fremde Gestalten waren.

Sie sahen ganz anders aus als damals, wo sie ihn in den Straßen von Rom überfallen hatten. Er mußte Zweifel hegen, ob es dieselben seien. Sie hatten die Gesichter geschwärzt, ihre Kleidung war zerlumpt wie die der ärmsten Ciocciaren oder Sandalenträger. Um die Lenden und Beine trugen sie jene classischen Ziegenfelle, welche den Alten das Motiv zur Erfindung ihrer ländlichen Gottheiten mit Bocksfüßen, ihrer Satyre und ihres Pan geworden sind.

Stratelli war während der kurzen Seitenfahrt in einer unbeschreiblichen Aufregung; er fluchte und wetterte leise vor sich hin, er fuhr bald in die Höhe, bald wieder vor einem der drohend sich auf

ihn richtenden Pistolenläufe zurück ... Schönburg sagte ihm endlich:

„Das Beste, was wir thun können, ist, daß wir uns hier vollständig geduldig in unsere Lage ergeben. Ich habe immer gehört, daß man alsdann ziemlich sicher auf glimpfliche Behandlung von dieser Art Leute rechnen könne."

„Nun freilich ja — aber wir werden sogleich vom Kopfe bis zu Fuß durchsucht werden, und sie werden uns Alles nehmen, was wir haben. Hoffentlich ist Ihre Brieftasche nicht zu reichlich mit Banknoten gestopft! Ich habe gottlob nicht viel bei mir!"

Der Trost, welcher für Stratelli in diesem Gedanken lag, sollte nicht lange vorhalten. Die Räuber machten, sobald sie in dem Versteck, worein sie ihre Gefangenen geführt, vor einer Störung sicher waren, ganz andere Forderungen geltend.

Fünfhundert Scudi wollten sie ... fünfhundert Scudi war der Preis, den sie auf des unglücklichen Mercante Haupt setzten, der Preis, gegen den er seine Freiheit zurückbekommen sollte ... bis der erlegt war, blieb er in ihrer Gewalt; er sollte sich weiterführen lassen, in ihren Schlupfwinkel... Stratelli war außer sich; er fand das unerhört; das waren keine ehrlichen römischen Straßendiebe, sondern wahre Räuber aus Calabrien ... er be-

theuerte aus allen Kräften, daß er gar nicht so viel besitze, weder er noch alle seine Freunde... daß sie ihn ebenso gut gleich ermorden könnten... es half Alles nichts; die Leute schienen nun einmal auf fünfhundert Scudi, nicht mehr und nicht minder, erpicht zu sein.

„Den Signor Forestiere da könnt Ihr als Boten danach in die Stadt senden“, sagte der, welcher bei Schönburg gewesen war und dessen Stimme dieser erkannte. Er machte den Anführer. „Um den Forestiere“, fuhr er fort, „ist es uns nicht zu thun; denn wir wissen nicht, was er hat und ob es nicht ein armer Teufel ist, bei dem es sich nicht der Mühe verlohnt. Euch Leuteschinder aber kennen wir. Und je ruhiger und rascher Ihr es abmacht, desto früher könnt Ihr in Eure vier Wände zurückkehren. Es ist böse Luft hier und das Abendessen wird Euch kalt... wenn Ihr klug seid, haltet Ihr Euch und uns nicht länger auf als nöthig!“

„Sie sehen, es bleibt nichts übrig, als sich fügen!“ sagte Schönburg, beruhigt bei dem Beweis von Ehrlichkeit, den seine Leute gaben, indem sie bei der abgemachten Summe blieben. „Lassen Sie mich in die Stadt eilen und das Geld aus Ihrem Hause holen.“

Stratelli schien in heller Verzweiflung. Er

fuhr ungeberdig umher und raufte sich das Haar und declamirte, daß er keine fünfhundert Scudi habe und sich morden lassen müsse, wenn es nicht anders sein könne, und was seiner Reden mehr waren.

„So werden Sie weniger haben", fiel ihm Schönburg endlich ins Wort; „sagen Sie mir, wo ich es nehmen soll, und dann werde ich sehen, den Rest zu schaffen ... sagen Sie mir, wie viel Sie daheim haben und machen wir ein Ende."

„Etwa dreihundertundfunfzig!" flüsterte Stratelli, „aber es wird mich ruiniren, wenn ich Alles opfern muß; Sie müssen wenigstens als Galantuomo die Hälfte tragen ..."

„Meinethalben ... gewiß, gewiß!" versetzte Schönburg ungeduldig — „sagen Sie mir nur, wo ich in Ihrem Hause die eine Hälfte finde."

„Schießen Sie das Ganze vor, ich will die Hälfte Ihnen ersetzen, sofort, sobald wir daheim sind!"

„Ich bin nicht so reich, um das Ganze herbeischaffen zu können, Signor Stratelli", versetzte Schönburg achselzuckend.

„Aber ich schwöre Ihnen, daß Sie gleich morgen ..."

„Was helfen Schwüre, diese Menschen wollen Geld, baares Geld! Und so leisten wir nicht un-

nützen, kindischen Widerstand, der unser Leben in Gefahr bringt ..."

„Nun, dann gehen Sie ins Teufels Namen!" sagte Stratelli wild und zog ein Schlüsselbund aus der Tasche. „Sie werden in meinem Secretär das Geld finden. Nehmen Sie die Hälfte der Summe, die diese Schufte wollen, davon, das Andere haben Sie versprochen, aus Ihrem eigenen ..."

„Das habe ich! Wo steht der Secretär?"

„In meinem Schlafzimmer."

„Wird man mich hinein lassen? Geben Sie mir eine schriftliche Vollmacht mit."

Stratelli zog sein Taschenbuch heraus und schrieb mit zitternder Hand, so gut es im Dunkel anging, die Worte hinein:

„Der Ueberbringer hat Vollmacht, Geld aus meinem Schrank zu nehmen, um mich aus Räuberhänden zu lösen. Stratelli."

Schönburg nahm rasch die Schlüssel und das Blatt, welches der Andere aus dem Buche riß, und faßte dann das Pferd am Kopfe, um es zur Chaussee zurückzuführen.

„Ich werde den Wagen mitnehmen, um Euch das Geld schneller zu bringen", sagte er gebieterisch zu den Leuten ... „nach zwei bis drei Stunden werde ich hier sein."

„Ihr werdet erwartet werden, Signor. Eilt Euch!“ versetzte der Anführer der Bande; „zwei von Euch“, fuhr er zu den Räubern gewendet fort, „helfen den Wagen durch den Chausseegraben bringen, wir Anderen gehen unterdeß mit dem Mercante voraus, bis Ihr uns nachkommt. Signor Stratelli, wir haben unterdeß für Euch einen warmen Winkel bereit, damit Ihr nicht von der Nachtkühle leidet!“

Er nahm Stratelli am Arm und führte ihn mit einem der Gesellen weiter in die Dunkelheit hinein, während die anderen beflissen waren, den Wagen auf die Chaussee zurückzubringen. Als dies geschehen, sprang Schönburg hinein und trieb das Pferd zum eiligen Lauf an.

Eine Stunde später hielt er vor Stratelli's Wohnung. Er ließ das schweißbedeckte Pferd vor der Thür stehen, eilte ins Haus, und als auf sein heftiges Pochen schnell das hübsche junge Mädchen, welches ihn bei seinem erstmaligen Kommen empfangen hatte, erschien, machte er ihr rasch verständlich, um was es sich handele. Sie stieß einen Schrei des Schreckens aus und hätte vor Ueberraschung fast die Lampe fallen lassen, wenn Schönburg diese nicht zur rechten Zeit ergriffen. Er zeigte ihr den Zettel vor, aber Donna Teresa konnte ihn nicht lesen —

sie wollte damit durchaus zu Signora Constanza hinaufeilen — Schönburg aber hinderte sie daran, indem er ihr vorstellte, wie sehr es darauf ankomme, die Sache rasch und in der Stille abzumachen — er drang in das Schlafzimmer vor, wo der Secretär stand. Während er die Schlüssel anwandte, um diesen zu öffnen, gebot er Teresa, Wein und Brod herbeizuschaffen; er müsse augenblicklich ein weingetränktes Brod haben, um es dem ermüdeten Pferde zu geben ... das Mädchen lief in Hast fort, den Wein zu holen.

Alles ging gut. Schönburg war allein. Er riß die Schubfächer des Secretärs auf; er fand dieselben mit allerlei Gegenständen gefüllt — auch mit Schriften ... in Heften, in Bündeln ... es waren Gerichts- und notarielle Acten — Rechnungen; endlich in der letzten Lade ein kleines, in blaues Papier gewickeltes Bündel mit der Ueberschrift: Conj. del Marzo 186 .... es mußte enthalten, was er suchte; er wollte es aufreißen, aber in diesem Augenblick trat das Mädchen wieder ein, eine Flasche und Brod in der Hand. Er ließ die Papiere in seine Tasche gleiten.

„Sind Sie fertig ... mein Gott, haben Sie das Geld noch nicht gefunden?“ rief Teresa.

„Ich kann die Lade nicht finden, worin es ist!“

Sie sprang herbei und zog eine Lade auf.

„Da ist ja Alles durcheinander", sagte er, „Gold, Silber, Papier ... wie ist jetzt Zeit, das abzuzählen. Lassen wir es. Ich habe in meiner Wohnung Geld abgezählt in Rollen liegen ... es wird viel besser sein, wenn ich das meine hole!"

Er schloß rasch den Secretär zu, steckte die Schlüssel wieder zu sich und nahm Wein und Brod, um das Pferd zu stärken. Das Mädchen, das heftig weinend und lamentirend die näheren Umstände des Ueberfalls wissen wollte, stand draußen auf der Straße dabei und leuchtete; Schönburg gab hastigen Bescheid; nach wenig Minuten saß er wieder im Wagen und ließ Teresa in Schrecken und Staunen über all dieses zurück.

Der Weg bis zu seiner Wohnung war bald zurückgelegt; er eilte in sein Zimmer hinauf und steckte hier in abgezählten Goldrollen die fünfhundert Scudi zu sich. Er hatte sie am Morgen von seinem Banquier geholt.

Als er sie an sich genommen, bestieg er den Wagen und fuhr in ruhigerer Fassung dem Thore von San Giovanni wieder zu, dann in die Campagna hinaus. Es mochte etwa zehn Uhr sein, als er an der Porta Furba ankam.

Unter der Thorwölbung des alten Gemäuers,

in tiefem Schatten, stand eine dunkle Gestalt. Sie trat vor und rief ein „Halt!“ in den rollenden Wagen hinein.

„Seid Ihr es?“ sagte dann eine Stimme, die Schönburg bekannt war.

„Ich bin es“, versetzte er, die Zügel anziehend.

„Fahrt da hinter den Brunnen; laßt Euer Rößlein da trinken — ich denke, es wird Durst haben!“ fuhr der Räuber fort, indem er vorauf zu dem seitwärts gelegenen Brunnen schritt. Als Schönburg hier ausstieg, führte der Räuber den Wagen weiter in die tiefen Schatten hinter der hohen Aquaduct-Ruine hinein.

„Laßt den Wagen hier stehen“, sagte er.

„Wo ist Signor Stratelli?“

„Nicht weit und wohl aufgehoben. Ich denke, Ihr seid mit uns zufrieden, Herr!“

„Ich bin mit Euch zufrieden.“

„Das Geld habt Ihr?“

„Ich habe es.“

„So folgt mir!“

Er schritt voran und unter dem Bogen der Porta Furba durch eine Strecke weit der Chaussee nach. Dann lenkte er seine Schritte links ab, in ein offenes Gelände hinein, auf einen hohen conischen Hügel zu, den ein Gebäude, ein alter Thurm

schien es zu sein, krönte. Als Schönburg dem Hügel nahe gekommen, nahm er wahr, daß er bis oben theils mit Reben, theils mit Oliven bepflanzt war. Querfeldein durch schweres Erdreich ging es bis an den Fuß des Hügels, dann um den Fuß her . . . plötzlich nahm Schönburg einen hohen und schmalen gemauerten Gang wahr, der in das Innere führte; tief aus dem Innern hervor aber drang ein Lichtschein. Der Führer schritt hinein, Schönburg folgte ihm, über Steine, die im Wege lagen, stolpernd, zuweilen von einem Tropfen kalter Feuchtigkeit, der vom Gewölbe oben niederfiel, getroffen . . . nach kurzer Zeit stand er in einem weiten, hochgewölbten kreisrunden Raum — in einem Ueberrest antiken Bauwerks, einer Thermenhalle oder etwas dem Aehnlichen, über dem die Jahrhunderte aus Schutt und Staub den außen sich zeigenden Hügel aufgeworfen hatten, welcher nun Wein und Oliven trug und auf seiner Spitze von einem Thurm gekrönt wurde, einer Warte des Mittelalters oder was es sein mochte.

In dem runden Raume da unten war es warm und gar nicht ungemüthlich. Der Boden war mit altem Stroh bedeckt, in einer Ecke brannte ein kleines, nur ein wenig zu viel Qualm und Rauch erzeugendes Feuer, und jenseits des

Feuers auf einem Stück Holz, dicht in seinen Ueberzieher geknöpft, saß Signor Stratelli — freilich nicht eben ein Bild der Gemüthlichkeit; er war sehr blaß und seine Stirn sehr gerunzelt, und er blickte mit einem Ausdruck innerer Wuth in die Flamme, als ob er mit sich zu Rathe gehe, welches Haus oder welche Stadt oder welcher Theil der Welt es am besten sei, mit diesen schmauchenden Flammen in Brand zu stecken. Von Zeit zu Zeit überfiel ihn ein krampfhafter Husten, den der Rauch hervorrief, und er brach dann jedes Mal in einige halblaute Flüche aus. An der andern Seite des Feuers, dem Ausgange näher, saßen auf zusammengerafftem Stroh eine malerische, von dem Feuerschein aufs Abenteuerlichste beleuchtete Gruppe, vier Ciocciaren. Sie saßen im Kreise und spielten Karten.

Als sie die Schritte der Kommenden hörten, erhoben sie sich und kamen dem Führer Schönburg's entgegen. Einige Worte wurden zwischen ihnen gewechselt, dann sagte Jener zu Schönburg:

„Tretet hier ans Feuer ... ich denke, die Flamme giebt Euch Licht genug, das Geld zu zählen."

Schönburg trat schweigend heran und holte fünf Goldrollen hervor, die er in die Hände des Führers legte.

„Es sind je hundert Scudi!“ sagte er.

Der Brigante nahm eine der Rollen und zerbrach sie in der Mitte. Als er das funkelnde Gold sah, versetzte er:

„Es wird richtig sein — wollt Ihr zählen, so thut's rasch“, setzte er zu den Genossen gewandt hinzu, und indem er jedem von ihnen eine Rolle gab . . . „der Signor ist so artig gewesen, uns die Vertheilung leicht zu machen — wir wollen die Herren jetzt nicht lange mehr aufhalten, zu ihrem Abendessen zu kommen, denn sie werden Appetit bekommen haben.“

Die Bande lachte, während Jeder seinen Beuteantheil prüfte.

„Ich meine, wir können gehen?“ sagte Schönburg.

„Ihr könnt gehen“, versetzte der Führer . . . „ich hoffe, Signor Stratelli, die Zeit ist Euch bei uns nicht gar zu lang geworden und Ihr tragt uns keinen Groll nach. Jeder verrichtet sein Geschäft so gut er vermag, und wir haben nicht die Erziehung der feinen Stadtherren . . . von dem Geschäft, das wir zusammen hatten, aber werdet Ihr sagen, daß wir es so gut als wir konnten abgemacht, und mit so wenig Incommodität für Euch, als es möglich war. Und da es abgemacht

ist, so wird es am besten für uns und für Euch sein, wenn wir Alle zusammen weiter kein Aufhebens davon machen. Ihr werdet nicht daran denken, uns Ungelegenheiten darum zu machen, Signor Stratelli, denn ..."

„Ich glaubte, wir könnten jetzt gehen!" rief Stratelli zornig.

„Ihr könnt gehen, gewiß ... in Frieden, Signori!"

Der Räuber verbeugte sich, während Schönburg und Stratelli den Raum verließen und die übrige Bande ihnen höflich ihr Felice notte! sagte.

„Seltsames Volk!" rief Schönburg aus, als sie draußen die frische Nachtluft athmeten ... „wo in der Welt würde man nach einer solchen Begegnung mit höflichen Redensarten und in Frieden von einander scheiden? Kommen Sie hierher, wir müssen uns nach dieser Seite wenden, um nach dem Aquaduct zu kommen, wo ich den Wagen zurückließ."

„Sie haben ihnen ja Goldrollen gegeben", war Stratelli's erste Bemerkung.

„Ich fand in Ihrem Secretär so viel Münzsorten durcheinander, antwortete Schönburg — „es hätte zu viel Zeit gekostet, es abzuzählen ... mir fiel ein, daß ich von meinem Banquier Goldrollen bekommen, welche die Sache vereinfachten —

ich habe von Ihrem Gelde nichts genommen — hier sind Ihre Schlüssel."

Stratelli nahm sie eifrig an sich. Er athmete erleichtert auf.

„So werde ich Ihnen zweihundertundfunfzig Scudi ersetzen", sagte er.

Schönburg antwortete nicht darauf.

Sie tappten durch die Dunkelheit weiter. Die Ruinen des Aquaducts erhoben sich in dunklen Umrissen vor ihnen als Ziel, auf das sie Anfangs querfeldein, dann auf einem Fußwege, den sie fanden, zueilten.

„Wie haben die Bursche Sie behandelt?" fragte Schönburg.

„Nun, wie ihre Art ist. Sie nahmen mich mit in ihre Höhle, die ich übrigens leicht wiederfinden werde, es muß Monte Cipriano sein . . . dort machten sie ein Feuer an und schwatzten, darum gelagert, als ob sie die harmlosesten Kerle von der Welt wären. Dann griffen sie nach ihren Karten und begannen zu spielen. Alles, was ich bei mir hatte, haben sie mir gelassen, selbst Börse und Uhr."

„Ward Ihnen die Zeit lang?"

„Entsetzlich."

„Ich eilte doch aus Leibeskräften!"

„Und doch muß es ein Uhr nach Mitternacht sein."

„Könnten Sie nach Ihrer Uhr sehen in dieser Finsterniß, so würden Sie finden, daß es kaum halb elf ist!“

„Unmöglich!“

„Und doch ist es so! Damit ich es nicht vergesse, ich habe Ihrer Dienerin anempfohlen, keinen unnützen Lärm zu machen und Frau Constanze nichts von unserm Erlebniß zu sagen. Es würde sie in Schrecken gesetzt haben.“

„Wohl nicht allzu sehr!“ murmelte Stratelli vor sich hin.

„Ich denke nun“, fuhr Schönburg fort, „auch Ihnen ist daran gelegen, die Geschichte nicht in den obern Stock Ihres Hauses kommen zu lassen; Meister Korn würde sie weiter tragen und uns würde man verspotten!“

„Sie haben Recht!“

Man erreichte Porta Furba und fand gleich darauf den hinter den Ruinen versteckten Wagen. Das ermüdete Pferd stand ruhig harrend an seiner Stelle. Die beiden Schicksalsgefährten der Nacht stiegen ein und im langsamen Trab zog sie das Roß den Mauern Roms zu. Stratelli setzte dann Schönburg an seiner Wohnung ab und dieser schied von Jenem mit den Worten:

„Wir sehen uns morgen!“

„Gewiß, gewiß!“ versetzte Stratelli unwirsch, gab dem Pferd einen Peitschenschlag und fuhr weiter, seinem Hause zu.

Als Schönburg in seiner Wohnung war, zündete er seine Kerzen an, warf sich in ein Fauteuil und zog tief und schwer athmend das kleine Bündel Papiere hervor, das der Gewinn dieses bewegten, an grenzenloser Aufregung und innerer und äußerer Rastlosigkeit so reichen Tages war. Mit zitternden Händen riß er es auf ... war es das, was er gesucht, was er auf so verzweifelte Weise zu gewinnen gestrebt, oder war es ein werthloses Etwas, und seine ganze schlimme That umsonst begangen? Es war eine Frage wie Sein oder Nichtsein, ein Augenblick fürchterlicher Spannung ... auf diesen zusammengefalteten, von verschiedenen Händen beschriebenen Blättern, die das Bündel enthielt, war für ihn wie das Urtheil über seine Zukunft geschrieben; er war so bewegt, daß die Buchstaben, die Schriftzüge ihm vor den Augen flirrten, daß er im Anfang selbst nicht wußte, was er in Händen hielt.

Und dann ... dann entwirrten sich die Züge ... auf den ersten Blättern stand ein Entwurf der Organisation einer bewaffneten Macht — einer Miliz der Revolution . . . das war offenbar,

obwohl der Zweck der Organisation nicht genannt war . . . eine Anzahl Namen waren da aufgeführt als Hauptleute gewisser kleinerer Stadttheile . . . Versammlungsplätze bezeichnet für diese Führer . . . Straßen, durch welche sie auf gewisse Signale mit ihren Schaaren zu ziehen hatten; auf der Rückseite des Blattes standen mehrere jener Namen unterzeichnet . . . unter ihnen der des Malers Korn, mit kleinen kritzlichen Zügen sehr deutlich geschrieben. Auf einem zweiten Blatte waren versteckte Waffendepots aufgezeichnet, bei jedem die Vorräthe an Waffen und Munition, welche dort verborgen, in einzelnen Posten detaillirt angegeben.

Es waren die richtigen Papiere, Papiere, die, in die Hände der Obrigkeit gelegt, Korn und viele andere Menschen auf die Galeere senden mußten; aber auch Stratelli selbst; denn Stratelli's Namenszug stand unter den andern; also auch ihn, wenn er nicht — Spion gewesen war!

Schönburg sprang auf. In nicht zu mäßigender Freude warf er die Papiere auf den Tisch und lief, laut mit sich redend, im Zimmer auf und ab.

„Gott sei gelobt!" rief er aus . . . „es ist gelungen! Da ist Constanzens Freiheit! Mit diesem Stratelli werde ich morgen fertig werden!"

Vierunddreissigstes Kapitel.

Der Vertrag.

Am andern Morgen war Schönburg im Begriff, sich zum Gange zu Stratelli zu rüsten... er wollte auf dem Wege Ramberg bitten, ihn zu begleiten, um nicht ohne einen vertrauten Zeugen zu sein — als ihm seine Hauswirthin einen Brief zu bringen kam, der eben abgegeben worden. Er öffnete ihn und sah die Unterschrift Constanzens. Sie schrieb:

„Mein Vater wird Ihnen heute sein fertiges Bild übersenden. Bitte, hegen Sie keinen Groll gegen mich, wenn ich Ihnen dabei mit der Offenheit, die mir eigen ist, sage: Es ist besser, wenn Sie nun nicht mehr zu uns kommen. Die ruhige Freundschaft, das Einzige, was ich für einen Mann empfinden will und empfinden darf, ist gestört. Sie läßt sich nicht wieder herstellen. Ich kann das unbedingte Vertrauen nicht wiederfinden, welches ich Anfangs für Sie gefaßt hatte. Es ist unmöglich... warum es versuchen! Sie würden

vielleicht aufhören können, meine Ansichten und Vorsätze erschüttern zu wollen. Aber ich würde nicht aufhören können, zu argwöhnen, daß Sie diesen Kampf fortsetzten — ich würde jedes Ihrer Worte in der Absicht gesprochen wähnen, mir Hingabe zu predigen, und wir würden nie mehr so unbefangen, so rückhaltlos uns gegenübertreten, wie zwei Freunde es sollen. Freunde sollen sich Frieden bringen, nicht Kampf und innern Zwiespalt. Für halbe und unklare Verhältnisse ist mein Charakter nicht gemacht. Also trennen wir uns! Ich schreibe Ihnen diese Zeilen in tief schmerzlicher Bewegung; ein schöner Traum ist abermals zerronnen. L'art de vivre heureux, c'est savoir se consoler, las ich unlängst; es sollte heißen: l'art de vivre, c'est savoir se consoler. Und ach, diese Kunst wird immer schwerer, je länger man sie übt. Leben Sie wohl, mein Freund. Wohin Sie gehen, wie Ihr Schicksal sich wendet, immer begleiten meine Segenswünsche Sie!

Constanze Korn."

Schönburg las diese Zeilen erschrocken durch — unter anderen Umständen würden sie ihn wie ein Donnerschlag getroffen haben, wie etwas Entsetzliches, gar nicht zu Ueberwindendes. Heute faßte er sich bald.

„Die Dinge haben eine andere Wendung genommen“, sagte er sich fast trotzig. „Ich habe hier die Freiheit Constanzens in Händen. Und macht die Freiheit sie nicht anders denken, wie bisher... nun wohl, sie wird sich dann dennoch in eine Freundschaft finden müssen, die von ihrer Seite mit ein wenig Argwohn gefüttert ist — ich kann das nicht ändern; ich werde nicht darauf verzichten, ich kann es nicht!“

Er vollendete seinen Anzug und ging, um sich in die Straße Margutta zu begeben. Im Gehen änderte er seinen Entschluß, Ramberg herbeizuholen — seine Anwesenheit würde vielleicht nur dazu dienen, Stratelli zu verhindern, sich offen auszusprechen bei dem, was Schönburg mit diesem Manne zu verhandeln hatte.

Als er in Stratelli's Wohnung angekommen war und nach ihm fragte, wurde ihm gesagt, der Signor liege noch im Bette... Schönburg verlangte trotzdem, zu ihm geführt zu werden. Teresa kam ihm aus dem Schlafzimmer entgegen; sie maß Schönburg mit einem mißtrauischen feindseligen Blick. Dieser fand Stratelli sehr bleich aussehend, eine Nachtmütze auf dem Kopf, in den Kissen; er lag in demselben Zimmer, in welches Schönburg in der verflossenen Nacht gedrungen war.

Schweigend, mit gerunzelter Braue, blickte der Italiener ihn an, ohne seinen Gruß zu erwiedern... offenbar entschlossen, dem Feinde die erste Einleitung des Gefechts zu überlassen... denn daß er einen Feind in Schönburg sah und auf einen Kampf gefaßt war, sprachen deutlich genug seine Züge aus.

Schönburg setzte sich auf den Stuhl am Fußende des Bettes.

„Sie sind krank geworden von unserm Abenteuer?“ sagte er.

„Nicht doch... nur ein wenig erschöpft von dem, was ich gestern erlebte“, gab Stratelli zur Antwort. „Was kommen Sie mir zu sagen?“

„Etwas, wozu es gestern keine Zeit war. Ich habe, wie Sie wissen, Ihr Geld unberührt gelassen, dagegen mir die Freiheit genommen, einige Papiere aus Ihrem Secretär dort an mich zu nehmen.“

„Ich habe es bemerkt“, fiel Stratelli anscheinend ruhig ein... „welchen Werth haben dieselben für Sie, was denken Sie damit zu beginnen?“

„Ich denke damit einen Wunsch zu unterstützen, den ich Ihnen aussprechen will. Weiter nichts. Ich werde dann Niemand verrathen, daß dieselben

in Ihrem Besitze waren, daß Sie um einen Verschwörungsplan wußten und ihn nicht der Obrigkeit anzeigten, wie Ihre Pflicht als Staatsbürger gewesen wäre..."

„Weiter!" sagte Stratelli ruhig.

„Ich verlange nur, daß Sie noch heute eine Vollmacht für Ihren Advocaten vollziehen, worauf hin dieser alle Schritte thun kann, um Ihre Vermählung mit Constanze Korn für null und nichtig erklären zu lassen."

Stratelli sah ihn eine Weile an.

„Und dann?" sagte er.

„Weiter nichts!"

„Sie glauben sehr großmüthig zu sein, indem Sie sagen: weiter nichts!" bemerkte Stratelli kaustisch.

„Allerdings!"

„Nun, ich will Ihnen dieses Selbstgefühl nicht rauben. Was aber jene Papiere angeht, so sind sie werthlos. Sie werden damit nichts gegen mich ausrichten."

Schönburg lächelte. „Wenn ich damit zum Gouverneur von Rom ginge..."

„So würde er Ihnen vielleicht sagen: das ist eine alte Geschichte; Stratelli hat sie uns längst angezeigt; und eben deshalb, weil wir Vorbe-

reitungen treffen konnten, ist der ganze Plan damals zu Wasser geworden. Vielleicht würde der Monsignore das sagen und dann ein kleines Verhör mit Ihnen anstellen, was Sie eigentlich mit solchen Geschichten zu schaffen haben!"

„Vielleicht", versetzte Schönburg — „ist das wahr. Vielleicht sind diese Papiere werthlos, um Sie zu etwas zu zwingen, was Sie nicht thun wollen. Aber sie sind nicht insofern werthlos, als sie andere Leute in den Stand setzen, etwas zu thun, was Sie nicht wünschen."

„Und was wäre das?"

„Frau Constanze wird jetzt auf die Nichtigkeitserklärung des Trauungsactes mit Ihnen und die Herausgabe ihres Vermögens klagen können."

„Und wenn ich nicht einwillige, wird sie den Proceß verlieren!"

„Sie werden einwilligen, denn sonst würde ich Sorge tragen, daß das Geständniß, welches Sie mir eben ablegten, wie Sie es gewesen, der jene Verschwörung zu Wasser gemacht, im Café de belle Arti, dem Hauptquartier der Italianissimi, bekannt werde."

Stratelli zog seine Brauen ein wenig dichter zusammen.

„Ich würde dagegen Sorge tragen, daß das

Governo Ihrer Einmengung in diese Sachen sehr schnell zuvorkäme."

„Wir erklären uns also offenen Krieg", versetzte Schönburg, „nachdem wir uns unsern gegenseitigen Feldzugsplan mit großer Offenherzigkeit vorher mitgetheilt haben."

Er stand auf.

„Bleiben Sie sitzen", sagte Stratelli kaltblütig. „Es kann ja vor Beginn der Feindseligkeiten noch ein Sühneversuch gemacht werden. Wenn ich thäte, was Sie verlangen, würden Sie mir dann das Vermögen Constanzens lassen?"

„Ich? Was habe ich darüber zu bestimmen?"

„Nun, ich meine doch" ... lächelte Stratelli bitter.

Schönburg war nicht geneigt, über sein Verhältniß zu Constanze eine Sylbe gegen diesen Menschen zu äußern. Er zuckte die Achseln.

„Antworten sie!" fuhr Stratelli fort.

„Ich kann Ihnen darüber keine Antwort geben."

„Und wird man mir die Papiere zurückgeben?" fragte Stratelli weiter.

„Man wird Sie in Ihrer Gegenwart, wenn Sie es verlangen, verbrennen."

„Nun wohl, so will ich meine Friedensbedin-

gungen stellen. Ich will eine schriftliche Zusicherung, daß mir Constanzens Vermögen bleibt und daß die Papiere verbrannt werden."

„Ich will mit Herrn Korn darüber reden. Es liegt natürlich die Entscheidung darüber in seiner und seiner Tochter Hand. Also auf Wiedersehen. Und — damit ich dies nicht vergesse — über dieser größeren wollen wir unserer kleineren Angelegenheit nicht mehr gedenken. Wenn Sie von unserem nächtlichen Ueberfalle ganz und gar schweigen wollen, so werde ich auch der Summe, die ich dabei vorschoß, nicht gedenken!"

„Einverstanden!" sagte Stratelli, wie betroffen Schönburgs Züge fixirend.

„Also auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen", antwortete der Italiener und sah mit gerunzelter Braue Schönburg nach, bis sich die Thür hinter diesem geschlossen.

„Maledetto", murmelte er dann — „dieser Teufel von einem Deutschen hat die ganze Geschichte veranstaltet, um in den Besitz der Papiere zu kommen... die Briganti waren seine Werkzeuge ... darum brachte er sein eigenes Geld und verlangt nichts erstattet! Welch ein durchtriebener tollkühner Mensch das ist! Darum soll ich davon schweigen! Als ob das Reden davon viel andres

einbrächte, als Spott und Scherereі mit gerichtlichen Verhören!"

Stratelli versank in stilles Brüten. Ein Gefühl ungemessenen Respects vor diesem Deutschen, der ihm so mitgespielt hatte, mischte sich in seinen Groll und Ingrimm, in seine Sorge. Und indem er dann seine ganze Lage überdachte, sagte er sich, daß es am gescheitesten sei, wenn er es mit diesem Manne nicht auf einen weitern Kampf ankommen lasse. Die Drohung mit dem Café de belle Arti hatte ihm einen tiefen Eindruck gemacht.

„Schaden ist keiner für mich dabei, wenn ich nachgebe", sagte er sich... „gehen wir zu unserm Advocaten und machen wir, daß wir fertig werden mit all diesen hartköpfigen tückischen Deutschen... der Teufel hole diese zähe verwegene Menschensorte... ich danke Gott, wenn ich von dem hochmüthigen Weibe da oben nichts mehr zu hören brauche."

Schönburg war unterdeß nach oben in Korn's Wohnung gegangen. Der Maler empfing ihn wie immer. Constanze erbleichte, als sie ihn erblickte, sie reichte ihm auch die Hand nicht, wie sonst immer.

„Ihr Bild ist fertig", sagte Korn, indem er es aus der Ecke holte und statt eines bereits neu angefangenen auf die Staffelei setzte.

„Ich bin erfreut darüber“, antwortete Schönburg, „und ich komme, Ihnen das Honorar dafür zu bringen. Eigentlich sollte es Gold sein, mein Gold aber ist ausgegeben, fort, und was ich bringe, ist nur Papier.“

„O das macht nichts, Papier ist mir so willkommen wie Gold!“ fiel Korn ein. „Reden wir nicht darüber. „Le mauvais quart d'heure“ war für Rabelais, wo er Geld zahlen mußte, für mich, wenn ich es für meine Arbeiten erhalten soll... und bei einem Freunde wie Sie schäme ich mich fast...“

„Das Papier ist hier“, sagte Schönburg, indem er das kleine Bündel auf den Tisch vor Constanze legte.

„Was ist das?“ fragte Korn verwundert.

Auch Constanze blickte überrascht die Papiere an, entfaltete sie und stieß einen leisen Schrei aus. Mit zitternder Hand reichte sie sie ihrem Vater.

„Herr!“ rief Korn aus, nachdem er einen Blick hineingeworfen — „wie kommt das in Ihre Hände?“

„Sie haben mich eben Freund genannt, Herr Korn“, versetzte Schönburg... „als Freund habe ich geglaubt, thun zu dürfen, was ich gethan habe: ich habe die Fessel zerbrochen, die Ihre Tochter an einen ihrer nicht würdigen Mann knüpft.

Stratelli wird selbst um die gerichtliche Nichtigkeitserklärung seiner Rechte auf Ihre Tochter einkommen."

Korn stand eine Weile so sprachlos, wie es Constanze war. Beide schauten ihn aus weit offenen Augen an.

„Aber", rief Korn endlich aus, „ist dies denn möglich? Sind Sie denn ein Zauberer?"

„Nein. Nichts als Ihr Freund!"

„Als Ihr Freund", fuhr er zu Constanze gewendet fort. „Ich weiß, Sie verstehen unter Freund einen Menschen, der sich darauf beschränkt, mit Ihnen zu sympathisiren und Gedanken und Gefühle auszutauschen. Ich bin nicht ganz in dieser Rolle geblieben. Ich habe meinen Begriff von Freundschaft festgehalten. Das ist, weshalb ich nun nur sagen kann: verzeihen Sie mir. Haben Sie Ihre Ansichten, so habe ich die meinen. Sie wissen, daß dazu die gehört: ein Mann soll handeln, wo er handeln kann, nicht sich auf ein stilles Mitgefühl beschränken; er soll die Freundin schützen, nicht blos wehmüthig beklagen. Sie denken anders, ich weiß. Sie haben mir oft gesagt, daß Sie nicht Schutz wollen; daß Sie für Ihre Person es als eine beleidigende Herabsetzung fühlten, die gang und gäbe Redeweise von der

Schützerrolle des Mannes. Darum muß ich um Ihre Vergebung bitten, wenn ich im Stillen gethan, was ich that, ohne Ihre Erlaubniß, die Sie mir verweigert haben würden. Sie werden es um des Ergebnisses willen mir vergeben..."

„Ja, ja", sagte sie, hoch aufathmend und hastig hin- und hergehend, „denn ich bin ja frei, frei, frei!"

Sie sagte das erregt, freudig, laut — und doch nicht mit dem Jubel, den Schönburg erwartet hatte.

Dieser folgte ihr mit den Augen und suchte gespannt in ihren Zügen zu lesen.

„Aber so sagen Sie uns nur, wie war Ihnen das möglich?" rief Korn aus — „sagen Sie es... Sie haben eine große Summe Geldes geopfert, Sie haben dem gemeinen Menschen diese Papiere, vermittelst deren er mich in seinen habgierigen Krallen hielt, abgekauft..."

„Nein", versetzte Schönburg . . ., „ich bin vielleicht nicht reich genug dazu, und ich habe mir die Sache nicht so leicht machen können. Ich habe meine Bekanntschaft mit den Ehrenmännern, welche mich neulich ausplünderten, dazu benutzt."

„Und wie das?" fragte Korn.

„In etwas gewagter Weise." Schönburg erzählte, was er gethan.

„Aber welche Kühnheit!“ rief Constanze aus. „Mein Gott, welches Wagniß! Welche unsägliche Verwegenheit!“

„Was ist ohne Kühnheit zu erlangen!“

„Und“, fuhr sie fast zornig fort, „wissen Sie, daß diesen Weg einzuschlagen nicht recht, nicht offen, nicht edel war, daß es wie Hinterlist und Verrath aussieht?“

„Ich habe das gefühlt an der entsetzlichen Gemüthsbewegung, in der ich mich befand, während ich mit Stratelli hinausfuhr, mit ihm freundlich verkehrte, seine Gastfreundschaft annahm. An der quälenden Unruhe, an der peinigenden Folter erzwungener Verstellung, an der verzweifelten Mühseligkeit der Rolle, die ich zu spielen unternommen, habe ich es gefühlt. Es waren Augenblicke, Stunden, an die ich mein ganzes Leben hindurch mit Grauen zurückdenken werde... ja, Sie haben Recht, es war nicht ritterlich gehandelt!“

„Und Sie selbst erkennen das an“, fuhr Constanze in demselben vorwurfsvollen Tone fort, „und dennoch...“

„Habe ich gehandelt wie ich that. Man muß auch für den Freund eine Schuld auf seine Seele nehmen können.“

„Kann der Freund sich dann des Gethanen freuen?“

„Weshalb nicht, wenn das Gethane für ihn zum Glücke führt?“

„Mache Schönburg keine Vorwürfe, sondern danke ihm... auf den Knieen müssen wir ihm danken!“ rief Korn aus.

„O, Schönburg ist ein Mann der That, lieber Vater“, fiel Constanze ein. — „Du hörst es ja; er wird mit Dank in Worten nicht vorlieb nehmen!“

Sie sprach das so bitter, daß Schönburg tief gekränkt sie unterbrach:

„Constanze! Sie irren! Sie thun mir Unrecht! Ich verlange keinen Dank; weder durch die That, noch in Worten. Ich kam Ihnen die Papiere zu bringen, dabei zu sagen, daß Stratelli Ihnen die Freiheit giebt, unter der Bedingung, daß diese Papiere verbrannt werden und daß Sie ihm Ihr mütterliches Vermögen, welches er in Händen hält, lassen; ob Sie entschlossen, in diese Bedingung zu willigen...“

„Gewiß!“ rief Korn aus — „es gäbe über die Höhe und die Verwendung dieses Vermögens sonst jahrelangen Streit und Proceß mit ihm.“

„Nun wohl“, fuhr Schönburg fort, „er mag

das von Ihrem Advocaten erfahren, denn ich bin jetzt zu Ende! Ich habe nicht vergessen, was Sie mir geschrieben haben. Ich bin mit Ihnen einverstanden... Sie haben Recht, Constanze; es ist besser, daß wir uns nicht mehr sehen. Ihr Brief hat mich nicht davon überzeugt, aber jetzt sehe ich es ein... darum leben Sie wohl. Wir werden uns nicht vergessen, ich fühle das, nie. Auch Sie nicht mich! Aber begegnen werden wir uns nicht mehr. Noch einmal, leben Sie wohl!"

Er ergriff ihre Hand, die schlaff an ihrer Seite niederhing und drückte sie flüchtig, und dann nahm er rasch seinen Hut und verschwand.

Sie sah ihm sprachlos, leichenblaß geworden, nach.

„Seltsames Weib", murmelte er draußen grollend in unsäglichem Schmerz und Zorn vor sich hin... „Sie ist wirklich kein Weib, sondern ein harter Mann!"

Als Hugo nach langer Wanderung, auf der er Beruhigung gesucht, heimkam, fand er Ramberg in seinem Zimmer seiner harrend. Dieser machte ihm Vorwürfe, daß er ihm so lange ganz abhanden gekommen und erzählte ihm dann, daß er am Tage vorher Fräulein Beatrix bei der Musik auf dem Pincio gefunden, daß Fräulein

Beatrix über alle Maßen mit ihm kokettirt habe und daß sie ihm erzählt, wie sie in Unruhe sei über ihre Freundin Constanze, in deren verändertes Wesen sie sich seit einiger Zeit nicht mehr schicken könne. Constanze sei so hart, so scharf und schroff, so zorngeneigt geworden seit einigen Tagen, daß es schier unbehaglich, mit ihr zu verkehren.

„Das ist nun eigentlich gar nicht plastisch, gar nicht antik", fuhr Ramberg zu plaudern fort — „ein solches mit Plato und den großen Geistern des Alterthums lebendes Wesen soll in ruhiger Größe auf die Welt zu seinen Füßen niederblicken und wechselnde Stimmungen, Launen und Gereiztheit gar nicht kennen. Alles, was uns modernes Volk, uns kleines Epigonenzeug, die wir vom Tage zehren, von der Woche leben, bewegt, muß solch einer Iphigenie fremd bleiben. Meinen Sie nicht auch?"

Schönburg antwortete ihm nicht. Er schritt, die Arme auf der Brust verschlungen, im Zimmer auf und ab.

„Aber freilich", plauderte Ramberg, ohne sich stören zu lassen, weiter, „in diese classischen Charaktere kommt doch endlich auch eine gewisse Romantik, wenn ein moderner Dramendichter, ein

Mann, der Tragödien in Versen und fünf Acten schreibt, wie Sie, sich des spröden Stoffes bemächtigt und ihn bearbeitet... Er verliert dann seine antike Größe und Erhabenheit, es kommt ein Element moderner Leidenschaftlichkeit hinein... das unnahbare Heroenthum, die erhabene Größe verflüchtigt sich, die Kritiker zucken die Achseln, aber — die Geschichte wird pikanter und amüsanter, so viel ist gewiß!"

„Für die Leser vielleicht!" sagte Schönburg, „aber nicht für den Bearbeiter, wie Sie das nennen, der am Ende sieht, daß all' sein Mühen umsonst war und daß er sich den Stoff nur verdorben hat."

„Was soll das heißen, wenn man fragen darf?"

„Kann man nicht sündigen an einem antiken Stoffe und sich dadurch sein Verhältniß zu ihm verderben?"

„Ah bah", lachte Ramberg — „sündigen! Weshalb ein so zartes Gewissen haben! Hat man, wenn man mit dem ersten Bearbeitungsversuch unzufrieden ist, nicht die Möglichkeit, von Neuem anzufangen?"

Schönburg schwieg.

„Ich sehe", fuhr Ramberg fort, „wir stehen einmal wieder da, wo uns der Mephisto fehlt.

Faust und Helena haben sich gefunden; jener ist in glühender Sehnsucht entbrannt, Helena hat ihre classische Ruhe verloren..."

„Das hat sie eben nicht", rief Schönburg dazwischen, „sie hat ihre Ruhe nur verloren aus hartem Zorn, daß es Jemand wagt, um sie zu werben. Sie hat mir früher selbst gesagt, daß ein Freund ihr sofort verhaßt und unausstehlich werden würde, wenn er begänne, von Neigung und Liebe zu reden. Da sie mir also verboten, mit Worten um sie zu werben — was blieb mir übrig, als es durch eine That zu thun — mein Handeln reden zu lassen! Das ist geschehen... und nun..."

„Nun?"

„Meine That hat zum Lohne den bittersten Tadel und Schelte bekommen."

„Worin bestand die That?"

Schönburg war nicht in der Stimmung, zu erzählen. Zuletzt bezwang er sich und theilte Ramberg mit, was er vollführt. Dieser hörte mit ernster Miene zu.

„Das war ja ein verzweifeltes Wagniß", sagte er dann. „Und wenn dieser Stratelli Lärm schlägt, wenn die Räuber entdeckt werden, wenn sie den eigentlichen Urheber der saubern Geschichte

angeben... gerechter Gott! Haben Sie heute noch den Muth, am Castell Sanct Angelo oder nur an einem dieser malerischen päpstlichen Gendarmen mit den großen Sturmhüten vorüberzugehen?“

„Ah bah“, versetzte Schönburg, „Stratelli wird sich hüten, es ruchbar werden zu lassen, daß er die Papiere der Verschworenen unterschlagen und bei sich aufbewahrt hat, daß er Korn mit Verrath gedroht... die Italianissimi verstehen keinen Scherz...“

„Mag sein... aber mir kommt auf einmal das römische Klima ungesund für uns Beide vor. Wäre es nicht zweckmäßig, wenn wir uns aus dem Staube machten? Ich fürchte sonst, ich begehe noch bei Beatrix eine Thorheit, und dies Kind der Gegenwart zeigt mir, daß sie ihrerseits ein viel zu moderner Stoff ist, der sich zu einem soliden deutschen Familiendrama nicht eignet.“

„Ich will mit mir darüber zu Rathe gehen, lieber Freund“, versetzte Schönburg... „wollen Sie mich dazu allein lassen? Ich bedarf der Einsamkeit.“

„Ich will Sie dann nicht stören“, sagte Ramberg aufstehend... „obwohl das Bedürfniß nach Einsamkeit niemals weniger meine Plage

war, als gerade jetzt. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, sagen die heilige Schrift und mein profanes Gefühl... man sollte nicht sagen, daß eine kleine Kokette im schwarzen Seidenkleide Einem eine Schriftstelle so klar machen könnte — nun, sehen Sie nicht so finster aus, ich gehe ja schon. Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen, Ramberg!"

Er ging und ließ Schönburg allein, allein mit seinen leidenschaftlichen verzweifelnden Gedanken.

„Wir sind Alle des Schicksals arme Narren!" rief dieser jetzt aus. „So lange ich glauben konnte, es gebe kein Weib auf Erden, mit dessen Seele die meinige zusammenfließen könne, um wie ein ganzer voller Strom stolzen Ganges dem Ewigen und Unendlichen zuzuwandeln — so lange hatte ich einen Trost! Was mußte ich in dieses düstere, melancholische Rom, das auf jeden Schmerz dämpfende Schatten wirft und die Ruhe großer Gedanken breitet, kommen, um meinen Schmerz zu einer grenzenlosen Qual werden zu sehen! Ich werde von hier gehen als ein unglücklicher Mensch, Muth und Hoffen und das Leben hinter mir!"

Fünfunddreissigtes Kapitel.

Letzter Frieden.

Als Schönburg das Atelier Korn's verlassen, hatte dieser seine Tochter eine Weile schweigend angesehen, Unzufriedenheit und Ueberraschung in seinen Blicken. Constanze hatte sich in ihren Sessel geworfen, sie bedeckte das Gesicht mit ihren beiden Händen und saß lange regungslos da.

„Du warst sehr liebenswürdig gegen Schönburg... Du hast ihn zum Dank für das, was er gethan, zum Haus hinausgetrieben!" sagte Korn endlich bitter.

Sie antwortete nicht, sie rührte sich nicht.

„Hat es Deinen Stolz so sehr verletzt, daß Du einem Manne so viel zu verdanken haben solltest?"

Constanze blieb stumm.

„Ich kenne Dich", fuhr Korn fort. „Das war's. Der Gedanke, einem Manne so unendlich viel, die Unabhängigkeit, die Freiheit zu verdanken, und dazu noch den grenzenlosen Muth

dieses Mannes, seine kühne Verachtung der Gefahr anerkennen zu müssen — das hat Dich empört…"

Constanze schüttelte traurig den Kopf. „Was verdank' ich ihm denn Großes?" sagte sie mit einem Tone tiefer Traurigkeit.

„Nun, ich meine doch", fuhr Korn verwundert auf, „ein größeres Glück…"

„Ich fühle in diesem Augenblick wenig von Glück in mir." —

„Das ist in der That seltsam. Wenn die Fesseln, die so schwer auf Dir lagen, die Du wie eine fortwährende Entwürdigung fühltest, plötzlich gebrochen werden, so…"

„So frag ich mich", fiel Constanze ein, „was nun? Werden meine Tage nun anders sein, wird sich irgend etwas in meinem Leben von heute an anders gestalten?"

„Seltsam!" rief Korn aus. „Was geht in Dir vor… was hast Du? Wahrhaftig, es ist nicht schön, sich durch solche Reden dem Danke entziehen wollen, den man Jemand für eine große Wohlthat, für seinen Muth, seine kühne Entschlossenheit schuldig ist!"

„Ich kann nicht fühlen, daß er mir wohlgethan", versetzte Constanze halblaut und wie für sich.

„Und was macht denn eigentlich Dein Unglück

in diesem Augenblick aus?" fragte Korn, sie scharf ansehend. „Am Ende wohl nur, daß er gegangen, um nicht mehr zurückzukehren, und daß Du Dir sagen mußt, Du selbst hast ihn durch Deine Undankbarkeit fortgetrieben!"

Constanze wurde über und über roth bei dieser Bemerkung ihres Vaters.

„Hab' ich's getroffen?" sagte dieser bitter.

„Du irrst gewaltig", entgegnete sie hastig und mit zitternder Lippe, „wenn Du meinst, mein Glück hänge davon ab, ob er gehe oder komme!"

„Ach, Ihr seid alle Weiber!" fiel Korn achselzuckend ein. „Dieser Mann hat endlich den Zugang zu Deinem Herzen gefunden und das war die ganze Schuld, die er begangen; darum hast Du ihn fortgejagt, weil Du zu stolz warst, es ihm und Dir selber einzugestehen!"

„Soll ich darauf antworten?" versetzte Constanze. „Ich kann ihm einfach nicht danken, weil ich sein Betragen tadle, weil er durch diese sich aufdringende Beschützerrolle Dich und mich demüthigt, weil er sein Versprechen, nichts ohne meine Einwilligung thun zu wollen, gebrochen hat, weil er gehandelt hat, wie er gegen den Mann, dessen Namen ich nun einmal trage, nicht handeln durfte. Es war eine unredliche That, Stratelli so zu überlisten . . ."

Korn schlug ein lautes, aber gezwungenes Gelächter auf. „Wahrhaftig", sagte er, „in Deinem Falle von der stolzen Höhe Deiner Unbesieglichkeit klammerst Du Dich an jeden Strauch. Schade, daß dieser Strauch da so faule Wurzeln hat! Er hält Dich nicht, mein Kind. Du hast Schönburg genug von Deiner Freundschaft gesprochen, um ihn vollauf zu berechtigen zu dem, was er an diesem nichtswürdigen Stratelli that ... antworte mir nicht ... ich habe Dein Betragen gegen Schönburg recht wohl beobachtet und nicht antheil- und gedankenlos hinter meiner Leinwand gesessen, wenn Ihr über den Austausch Eurer Gefühle mich und die Welt vergaßt — ich habe dabei eingesehen, was Du Dir nicht gestehen wolltest, aber ihm durch Dein Betragen gestandest ..."

„Was hätte ich ihm durch mein Betragen gestanden?"

„Daß Du fühlest, er sei der Mann, für den Du geschaffen, durch den Du glücklich werden könntest ..."

„Das habe ich ihm nie gestanden, im Gegentheil, ich habe ihm mit dürren Worten erklärt, daß ich nicht daran denke, Glück an der Seite eines Mannes zu suchen!"

„Ach", fuhr Korn drein, „was helfen mir die

dürren Worte; Dein Betragen sprach anders, die That widerlegte das Wort."

„Welche That?"

„Nun eben Dein ganzes Wesen gegen ihn, welches ihm sagte, daß er Deine Neigung gewonnen!"

„Das habe ich ihm niemals gezeigt; er wäre ein Thor, wenn er die Beweise meiner Freundschaft mißverstanden hätte . . ." fiel Constanze mit eigenthümlicher Gereiztheit ein.

„Nun ja, ja, ja, Freundschaft, ich weiß; aber Du hast ihm so viel Freundschaft gezeigt, daß, wenn er Dir jetzt sagt, ich verlange von dieser Freundschaft den Liebesdienst, daß Du mein Weib wirst, Du als eine sehr schäbige Verrätherin an der geschworenen Freundschaft daständest, wenn Du darauf antwortetest: ich mag nicht!"

Constanze sah zu ihrem Vater auf. Sie war offenbar betroffen von diesen Worten.

„Freundschaft!" fuhr er fort. „Jämmerliche Halbheit! Wie kommt dieser sentimentale Kram in Dich hinein, in Dich, die alles Halbe, Flaue haßt? Dein weiblicher Stolz ist gut, aber nur die Ehrlichkeit hat das Recht, stolz zu sein. Denk' darüber nach, während ich zu Stratelli hinuntergehe, um mit ihm in Frieden zu besprechen, was gethan werden kann, unsere Sache zu beschleunigen."

Er ging.

Constanze blickte ihm lange schweigend nach. Ihre Züge erhellten sich dabei — was er zuletzt gesprochen, schien sie nicht verletzt, nicht niedergeschlagen gemacht zu haben — und endlich sprang sie wie entschlossen auf und rief aus:

„Gewiß, gewiß, er hat Recht ... und ich, ich bin ja jetzt frei, frei, nichts hindert mich, mich aufs Neue gefangen zu geben. „Der Mensch ist nicht geboren frei zu sein.“ Also hinein in die Ketten! Seltsames Schicksal! Erst das Opfer, erst die Demüthigung, dann das Glück! ... Das Glück! Werde ich das finden bei ihm? Ja, ja, ja — meine ganze Seele schreit es. Jede Fiber in mir zieht mich zu ihm! Jedes Gefühl in mir zerrt meinen Stolz nieder, in den Staub vor ihn! Also hinein, in den Staub — mit berauschten Sinnen, mit geschlossenem Auge, auf nichts lauschend, als auf den Schrei der trunkenen Seele, auf den Drang der Fibern, auf den unwiderstehlichen Trieb des Gefühls! Ist es ein kläglicher Abfall von allem dem, was ich früher festgehalten? Ein elendes Lügenstrafen dessen, was ich mein Leben lang vertheidigt? Ist es eine demüthigende, entwürdigende Schwäche eines Geistes, der so stolz auf seine Stärke war? ... ich weiß es nicht; ich

will es nicht wissen, ich habe ja nicht das Recht, stolz zu sein, nur die Ehrlichkeit hat das Recht, stolz zu sein... Ehrlichkeit... an das Wort will ich mich halten. Ehrlichkeit... mein Vater sagt es, mein Vater muß es wissen."

Für Schönburg schlichen unterdeß langsam die Stunden des Tages, der nächsten Nacht dahin. Er hatte alle Hoffnung verloren. Er konnte den Glauben nicht aufgeben, daß er ein Stück von Constanzens Herzen gewonnen. Aber er sagte sich, daß in diesem eigenthümlich starken und über sich selber klaren Geiste eine Neigung nie die Gewalt erhalten werde, um ihn zu etwas zu bewegen, was er als eine Untreue an seinen eigenen Ueberzeugungen betrachten werde, und daß in Constanzens Seele zu wenig Glauben liege, um von ihr je eine völlige Hingebung erwarten zu dürfen. Kein Glauben an das Glück, kein Glauben an die Zukunft, kein Glauben an ihn! Das Leben, das Leiden hatte sie gehärtet; kein Pausanias konnte diesen Marmor erweichen!

Wie wenig ahnte er von dem leidenschaftlichen Feuer, das in diesem Augenblicke das lange Werk des Lebens in Constanze zu nichte machte und die Härte schmolz!

Der folgende Morgen brachte Meister Korn's

Bild. Ein Facchino kam damit und hatte zugleich einen Brief abzugeben. Schönburg sah überrascht die Handschrift Constanzens auf der Adresse, noch überraschter las er die Worte:

„Verzeihen Sie mir mein gestriges Betragen gegen Sie, ich bereue es. Ich bin entschlossen, es wieder gut zu machen. Was Sie gethan, was Sie mit so viel Glück für uns vollbracht, das wurde, ich weiß es, unternommen in der Hoffnung, daß die Hand, welche Sie befreiten, die Ihre werden würde. Es mag sein, daß ich, ohne es zu wollen, Sie zu dieser Hoffnung berechtigt habe. Ich bin mißverstanden worden, aber das Mißverständniß mag natürlich, unvermeidlich, es mag auch meine Schuld gewesen sein. Und ich will nicht, daß Sie mir einen Vorwurf machen können. Darum biete ich Ihnen die Hand, die Sie frei machten. Sobald die Fessel ganz gefallen, will ich die Ihre sein! Constanze."

Schönburg las diese Worte einmal . . . zweimal — dann fuhr er mit der Hand über die Stirn, setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb die Antwort:

„Ich danke Ihnen, Constanze. Ich erkenne in Ihrem Entschlusse ganz die stolze Größe Ihres Charakters — ich weiß ihn ganz so zu verehren,

wie er verdient. Daß ich die Hand, die sich mir aus Gewissenhaftigkeit bietet, nicht nehmen werde, nicht nehmen kann, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Noch einmal danke ich Ihnen!

Hugo Schönburg."

Schönburg sandte dies Billet mit demselben Manne zurück, der den Brief Constanzen's gebracht. Er ging dann beruhigter, gehoben durch das Bewußtsein richtigen Handelns, zu seinem Freunde, um ihm mitzutheilen, daß er sich zur Abreise entschlossen habe. Ramberg schien heute andern Sinnes. Er machte Einwürfe, aus denen Schönburg abnahm, daß ihm die Stelle der heiligen Schrift, die er gestern angeführt, noch tiefer zu Herzen gegangen. Man trennte sich endlich ohne bestimmten Entschluß. Als Schönburg wieder in seiner Wohnung ankam, fand er einen Brief auf seinem Tische liegen. Er war abermals von Constanze. Sie schrieb:

„So war es Recht, mein Freund. Ihre Zeilen haben mir in innerster Seele wohlgethan. Sie weisen stolz meine Hand zurück. Sie stellen dadurch das Weib auf eine und dieselbe Höhe mit sich, und indem Sie mir einen Korb geben, demüthigen Sie mich nicht, sondern räumen mir ganz die gleiche Stellung ein, die ich für das Weib an

der Seite des Mannes verlange. Sie zeigen mir, daß ich Ihnen nicht eines jener untergeordneten, schwachen und schutzbedürftigen Geschöpfe bin, welche der Mann umwirbt, deren Eitelkeit, deren angeborenen Hang zur Koketterie er benutzt und ausbeutet, um sie zu erobern und an sich zu locken, und von denen er dann, wenn die Aermsten sich haben umstricken lassen, wenn sie leichtsinnig sich ein wenig zu weit in sein Netz vorgewagt haben, mit gebieterischer Sittenrichterlichkeit ewige Hingabe, ewige Unterwerfung fordert.

Und indem Sie auf den Boden gleichen Rechts auf Freiheit für Weib und Mann treten, geben Sie mir auch das Recht, welches sonst nur dem Manne zugestanden wird, das Recht, um den, den ich mir gewinnen möchte, zu werben. Ja, mein Freund, ich liebe Sie und weil ich Sie liebe, will ich um Sie werben. Ich habe in unseren letzten Zusammenkünften Ihnen Zorn und Abneigung gezeigt. Ich war erbärmlich genug, Sie meine Unzufriedenheit mit mir selber entgelten zu lassen, denn Sie mögen es wissen, ich haderte und stritt mit mir selber, ich war zornig auf mich, weil ich nicht vermochte, den Zorn, den ich Ihnen zeigte, innerlich zu fühlen. Sie hatten meine Anschauungen erschüttert, meine Entschlüsse umgestürzt, meinen

Cultus der Freiheit umgestoßen, meine Ruhe erschüttert, mir die ganze Seele gewendet — und doch vermochte ich Ihnen nicht zu zürnen! Wollen Sie mir vergeben, daß ich hart gegen Sie schien? Und wollen Sie mein Werben sich gnädig gefallen lassen, wollen Sie kommen, damit ich die üblen Eindrücke, die ich Ihnen gemacht habe, verwischen kann? Ich weiß, es ist Vieles in mir, was Ihnen mißfällt. Aber Sie wissen auch, daß ich viel gelitten habe. Es ist nicht gut, daß der Mensch leide! Aber, ich muß enden, Sie würden mich sonst ertappen auf dem besten Wege — zur Hingebung! Ihre Constanze."

Schönburg las diese Zeilen in tiefster Rührung, voll innern Jubels, wie von einer Woge von Glück überströmt. Welche rührende Inconsequenz lag in diesen Zeilen, welch stolzer und doch welch demüthiger Rückzug über die Grenze, jenseits welcher auch in ihr das Weib begann! Welche weibliche Unterwürfigkeit unter das Gebot des Herzens, unter die Stimme der Leidenschaft in diesem sich demüthigenden Werben, das doch so stolz und selbstbewußt auftrat. Schönburg eilte mit beflügelten Schritten, als ob die Luft ihn trage, zu ihr. Als er in ihr Zimmer trat, sprang sie auf und mit heller Röthe übergossen, reichte sie ihm die Hand,

schüchtern zu ihm aufschauend, mit bebender Lippe... er zog sie an seine Brust, ebenfalls keines Wortes mächtig.

„Mißfalle ich Ihnen denn nicht gar zu sehr?“ sagte sie, sich losmachend und mit feuchtem Auge zu ihm aufschauend.

„Sie haben mir immer ganz entsetzlich mißfallen, Constanze“, antwortete er, leuchtenden Blicks in diese Augen sehend und ihre beiden Hände ergreifend... „und doch habe ich Sie vom ersten Augenblicke an, wo ich Sie sah, mehr geliebt, als Alles, was mir je gefiel! —“

Sie legte ihr Haupt an seine Schulter und flüsterte:

„Und was, sagen Sie mir es, was mißfiel Ihnen am meisten an mir?“

„Daß Sie gar, gar Niemanden auf Erden lieben wollten... Doch nein, das gefiel mir ja schon... nur daß Sie mit mir nicht eine Ausnahme machen wollten, eine einzige kleine Ausnahme, das war's, was mich rasend machte! Denn ich, ich hatte Sie ja so übermenschlich, unsäglich lieb! Und dann, daß Sie mir heute noch so stolz und fast zornig schrieben, was die armen Männer Alles verschuldeten, wenn sie um ein Weib würben, — was geht es uns an, wie Andere es machen? wes-

halb viel fragen, ob Eines um das Andere werben darf? Wir fühlen, daß wir uns gehören, Eines in dem Andern lebt, Eines ohne das Andere nicht leben mag — was braucht es mehr?"

Sie barg ihr Gesicht an seiner Schulter und sagte dann leise:

„Sie sind grausam, Schönburg. Soll ich denn nicht ein klein wenig vom Schein retten — so nur einen Schatten von ehrenvollem Rückzuge? Soll ich denn als armes Dir hingegebenes Weib nun auch die volle Schwäche des Weibes, seine Inconsequenz, verrathen? Ach ja, was hilft es mir — ich will Dir Alles gestehen und nie, nie mehr mich und Dich zu täuschen suchen. Sieh", fuhr sie halblaut, kaum vernehmbar fort — „ich habe Dich geliebt, weil Du so wahr warst, weil Du mir nicht zu gefallen suchtest, indem Du mir nachsprachst, was Du nicht dachtest, weil ... ach weil Du Du warst, Du, wie ich Dich sehe, Dich in meinem Arme halte, mein Glück, mein Leben, meine Zukunft. Und wenn ich so hochmüthig zu Dir sprach, ich sei ein Mann, so war es ja nur, weil ich fühlte, wie Dein Blick, wenn er auf mir lag, mich zum Weibe machte; und wenn ich so heftig sagte, ich haßte jeden Mann, der um mich werben würde, so war es ja nur, weil ich dein Werben fürchtete, da ich fühlte, ich würde

ihm nicht widerstehen können, ich würde hingerissen, überwältigt in Deine Arme fliegen! Ich that so stark, weil ich mich so jämmerlich schwach fühlte! Habe ich Dir nun genug gestanden?"

Er drückte sie an sich, er nahm ihren Kopf und küßte ihre beiden geschlossenen Augensterne — sie aber riß sich plötzlich von ihm los und die Hände faltend, zu Boden blickend, sagte sie tonlos:

„O, Ihr Männer seid fürchterlich! Ihr verlangt Alles, Alles ... Euer Glück nährt sich am innersten Blut unseres Herzens... und wir, wir geben es hin! Soll ich jetzt knieen vor Dir? Ich will es thun!"

Er zog sie lachend an sich.

„Constanze!" sagte er — „wir verlangen nichts, als was wir selber geben — uns selbst, ganz ungetheilt, ohne Rückhalt. Willst Du knieen vor mir — ich bin's zufrieden — nur laß mich's dann auch vor Dir thun!"

„So laß uns auf unseren Füßen bleiben!" sagte sie jetzt auch lachend und ihn umarmend. „Du hast Recht — so ist's am besten ... an Deine Brust, dahin gehöre ich!"

Als Schönburg zu seinem Freunde kam und diesem sein Glück verkündete, sagte Ramberg lachend: „Das habe ich immer vorausgesehen, daß Eure plastischen Studien Euch dahin führen würden,

endlich eine plastische Gruppe zu bilden. Unterdeß bitte ich mir Ihr Beileid ebenfalls aus, Freund Schönburg — sie hat die Koketterie so weit getrieben . . ."

„Beatrice?"

„Nun wer anders — also: die Koketterie so weit getrieben, auf einen Antrag, den ich ihr gemacht habe, Ja zu sagen und ich bin so grenzenlos leichtsinnig, mich darüber ganz namenlos glücklich zu fühlen . . . wie dies entsetzliche Rom Einen um alle Selbstkritik und Vernunft bringt — mir ist zu Muthe, als könnt' ich fliegen, und das ist doch eine bodenlose Thorheit — haben Sie je einen Ehrenbürger von Swammerdam fliegen sehen . . . o Ikarus, o Ikarus!"

„Weshalb Ikarus?" fiel Schönburg ein, indem er ihm zum Glückwunsch die Hand schüttelte — „wir werden nach Deutschland heimkehren und die Flügel, die hier das Glück uns giebt, wird wahrlich der kalte Norden nicht schmelzen!"

„Ist das eine Stelle aus Ihrem Trauerspiel?"

„Ich schreibe gar kein Trauerspiel — ich dichte nur eine harmlose Geschichte von einem unschuldigen Tannhäuser und wie sein Stab ergrünte, und wie er glücklich wurde . . ."

„Das ist aber gegen die Sage!"

„Thut nichts, wenn ein Mann etwas schaffen will, ein Werk oder sich sein Lebensloos, darf er sich nicht um alte Sagen kümmern!“ —

Die beiden Freunde machten sich nun gegenseitige Mittheilungen über die nächsten Schritte, die sie thun wollten. Beide mußten nach Deutschland zurück, um die Einleitung zu ihrer Verbindung zu treffen. Schönburg auch deshalb schon, weil er es passender fand, Rom zu verlassen, bis dort Constanzens Sache mit Stratelli zu Ende geführt und Alles geschlichtet sei.

Sechsunddreissigstes Kapitel.

Monte Citorio.

Hugo Schönburg stand eben im Begriff, nach Deutschland abzureisen, er hatte seine Koffer schon gepackt, nur noch einen Tag wollte er in Rom sein. In der Nacht vor diesem letzten Tage wurde er früh Morgens plötzlich geweckt. Heftige Schläge des Klopfers erschütterten die äußere Thür seiner Wohnung. Er hörte bald nachher draußen seine Wirthsleute mit den Einlaßbegehrenden Rufe hinüber und herüber wechseln, er hörte das Wort: „La forza“ — die bewaffnete Macht! Dieser Ruf öffnete sofort alle Thüren; Schönburg sah nach wenig Augenblicken, als er kaum die Kerze auf seinem Nachttisch entzündet, zwei Männer in Civiltracht und zwei Gendarmen eintreten. Von jenen ersteren fragte der Eine nach Schönburg's Namen, und als dieser geantwortet, bat er ihn mit ruhiger Höflichkeit, sich zu erheben und anzukleiden, und dann seinen unerwarteten Besuchern zu folgen.

Schönburg vernahm diesen Befehl ziemlich ge=

faßt, obwohl er sofort seine Lage als eine mißliche und verzweifelt unangenehme überschaute — dieser abscheuliche Stratelli hatte ihn entweder verrathen, oder die Menschen, deren Schönburg sich als Werkzeuge bedient, waren eingefangen worden und hatten auf ihn, als den Urheber eines ihrer letzten Verbrechen, ausgesagt. Sehr zürnen konnte er im Grunde weder dem Einen noch den Anderen. Es war eben die Nemesis; in Gestalt päpstlicher Sbirren und Gendarmen, in einer noch ziemlich milden Erscheinungsform, war sie nächtlich bei ihm eingetreten.

In sein Schicksal ergeben, warf sich also Schönburg in seine Kleider; man bat sich während deß seine Schlüssel aus, da man seine Papiere und Sachen untersuchen wolle. Schönburg gab die Schlüssel her, ein wenig verwundert, daß die vier Männer seinen Kleidungsstücken eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken schienen und namentlich seinen Ueberzieher sorgfältig betasteten und am Lichte betrachteten.

„Haben Sie Waffen?“ fragte der eine der Sbirren dann.

„Einen Revolver“, versetzte Schönburg . . . „er liegt dort in der Lade des Tisches.“

Der Mann schien kein Gewicht darauf zu

legen — er fragte nach einem Dolch oder Messer, und obwohl Schönburg ihm sagte, daß er keinen besitze, zog er doch alle Laden der Meubel auf und wechselte mit den anderen Dienern der Gewalt einige Worte, die Schönburg verriethen, daß er vorzugsweise danach geforscht wissen wollte.

Der Gefangene war bereit zu folgen. Man führte ihn hinunter; einer der Sbirren und einer der Gendarmen begleiteten ihn, während die zwei anderen zur Durchsuchung der Wohnung zurückblieben. Durch die todtenstillen Straßen wurde er zur Piazza Colonna, dann hinauf zu dem hochliegenden und einen großen Theil Roms überragenden Gerichtsgebäude gebracht, welches vielleicht das größte und stattlichste der Welt ist, dem auf den Trümmern des Amphitheaters des Statilius Taurus gebauten Monte Citorio. Der riesige Palast, in dem die Rota Romana, ehedem der oberste Gerichtshof der Christenheit, die Segnatura, das Untersuchungsgericht und die Polizei ihren Sitz haben, lag in der Morgendämmerung doppelt ernst und schweigend da — auf dem weiten Arcadenhofe rauschte die Cascade eintönig ihren schäumenden Wasserstrom in die große Granitschale nieder. Schönburg wurde eine Treppe hinaufgeführt, über einen Corridor, dann eine Treppe hinab, dann

öffnete sich eine ziemlich geräumige und anständige Gefängnißzelle vor ihm — ein Aufenthalt, über den ein Mann, der mit Räubern gemeinsame Sache gemacht, sich nicht beklagen durfte!

Als man Schönburg allein gelassen, konnte er sich auf das in der Ecke stehende schmale Bett werfen, um ungestört seinen Gedanken nachzuhängen.

Seinen Gedanken! Alles menschliche Leben gipfelt in den Gedanken, sie sind die Athemzüge unsrer Seele, der göttliche Odem, der die ganze Maschine unserer Existenz in Bewegung setzt und im Gehen erhält ... und doch, wie wohl wäre jedem Menschen zuweilen, wenn er nicht denken könnte, nicht zu denken brauchte!

Schönburg empfand das in diesem Augenblicke; die Gedanken über seine Lage versetzten ihn nach und nach in eine fieberhafte Aufregung; er sprang endlich wieder auf und rannte wie ein Verzweifelnder in seinem Käfig umher. Hundertmal sagte er sich: „Du hast's gewagt darauf hin — Du wußtest um die Gefahr — nun trag auch wie ein Mann die Folgen!“ — Aber der Zuspruch half nicht; seine Aufregung wuchs nur, er fühlte, wie Recht Constanze habe, wenn sie gesagt, die Behauptung, daß das Weib sich in den

Schutz des Mannes geben müsse, empöre sie; er fühlte sein ganzes Wesen in dieser Stunde Hülfe suchend zu ihr gedrängt; er fühlte, welcher Schutz gegen seine fieberhafte Unruhe, seine verzweifelnde Aufregung in einem Wort, das sie zu ihm sprechen würde, in einem Blicke ihres Auges jetzt für ihn liegen würde!

Es wurde Tag, die Stunden vergingen — endlich klirrte das Schloß seiner Thür; sie wurde geöffnet und warmer Sonnenstrahl drang herein. Es mochte neun Uhr Vormittags sein.

Ein Schließer trat ein und winkte ihm, zu folgen. Schönburg gehorchte und wurde durch lange Corridore und weite Säle in ein großes Gemach geführt, in welchem an getrennten Tischen ein paar Herren saßen, während ein Gendarm auf einer Bank an der Thür Platz genommen hatte. Der Schließer verschwand, nachdem er Schönburg eingeführt.

Die beiden Herren plauderten von ihren Sitzen hüben und drüben gemüthlich zusammen... hätte Schönburg die Stimmung dazu gehabt, er hätte mit Muße die schönen Deckengemälde und farbigen Arabesken des Saales betrachten und Vergleichungen zwischen diesem hohen, künstlerisch geschmückten Raume und den kahlen, geweißten

Kammern voll jämmerlicher Meubeln anstellen können, welche in seinem Deutschland daheim für die Priester der Themis ausreichen müssen. Endlich wandte sich einer der Herren zu ihm, nahm, während er ihn betrachtete, langsam eine Prise, gab ihm dann einen Wink, sich zu setzen und sagte:

„Sie sind ein Deutscher... wünschen Sie einen Dolmetscher?"

„Ich bin Deutscher ... aber vielleicht reicht mein Italienisch so weit, um einen Dolmetscher überflüssig zu machen."

„Va bene", sagte der Mann, ein Assessor des Governo, und fuhr dann fort: „Nach dem, was uns vorliegt, heißen Sie Hugo Schönburg, sind Eigenthümer aus S...." Der Beamte verzichtete darauf, das Wort Scheidingen, das er in dem ihm vorliegenden Passe Schönburgs fand, auszusprechen und setzte nur noch hinzu: „seit fünf Monaten in Rom ... ist das richtig?"

„Ja."

„Wie alt sind Sie?"

„Sechs und zwanzig Jahre."

„Katholisch?"

„Ja!"

Während der andere Beamte drüben, der „No-

tario", diese Aussagen niederschrieb, fuhr der erste fort: „Sind Sie verheirathet?"

„Nein."

„Die Namen Ihrer Eltern?"

„Gehören die zur Sache?"

„Weil ich danach frage, muß es wohl so sein! Geben Sie sie an und den Stand Ihres Vaters."

Schönburg befriedigte ihn und der Beamte fuhr, nachdem Alles aufgeschrieben, fort:

„Waren Sie je in politischen Verbindungen, je in Untersuchung wegen solcher?"

„Niemals."

„Wo waren Sie am gestrigen Abend zwischen acht und elf Uhr?"

„In einer befreundeten Familie."

„In welcher?"

„Bei dem Maler Korn in Via Margutta."

„Wer hat Sie dort in jenen Stunden gesehen? Niemand außer dem Maler und seiner Tochter, Signora Stratelli?"

„Eine Aufwartefrau des Malers."

„Sonst Niemand?"

„Nein."

„Sie gingen allein nach Hause?"

„Allein."

„Geben Sie genau die Stunde an."

„Ich habe sie nicht genau gemerkt ... es mochte elf sein, als ich ging.“

„Sie sind der Amico der Signora Stratelli ... dieselbe wollte sich Ihretwegen von Stratelli scheiden lassen?“

Schönburg wurde roth vor Entrüstung bei dieser Frage. Sie wirkte auf ihn, wie eine unsägliche Rohheit.

Und doch, wenn er in Allem, wie er fest entschlossen war, die Wahrheit sagen wollte, konnte er anders, als dem Manne vor ihm einräumen, es sei so?

„Nun?“

„Ich kann Ihnen nicht einfach Ja darauf antworten“, sagte er, „das Verhältniß war ein anderes. Stratelli ...“

Er stockte; es widerstrebte ihm in innerster Seele, sich hier vor dem Verhörrichter über sein Verhältniß zu Constanze auszusprechen.

„Also Stratelli ... er widersetzte sich der Scheidung?“

„Nein — er war damit einverstanden.“

„Aber Sie fürchteten ihn ... und kamen ihm deshalb zuvor?“

„Ich verstehe Sie nicht.“

Der Mann nahm ruhig eine Prise.

„Sie fürchteten, daß Stratelli sich Ihrer zu entledigen suchen würde?“

„Ich fürchtete Stratelli durchaus nicht“, fiel Schönburg ein.

„Also bloßer Haß war das Motiv Ihrer That . . . oder Sie waren in einen Streit mit ihm gerathen?“

„Nicht im Mindesten, ich mußte nur so handeln, wie ich handelte, um Papiere von ihm zu erlangen . . . doch ich glaube, ich bin nicht gezwungen, mehr zu sagen, als ich im Interesse meiner Vertheidigung für zweckmäßig halte. Ich gestehe, was ich gethan, ein; ich werde schweigen für's Erste und bis ich mit einem Vertheidiger geredet, über meine Motive.“

„Va bene“, sagte der Beamte wieder sehr gemüthlich — „einen Vertheidiger werden Sie späterhin erhalten. Für heute genügt, daß Sie einräumen, Stratelli ermordet zu haben.“

„Ermordet zu haben?“ fuhr Schönburg auf.

„Nun ja . . .“

„Ermordet . . . aber um's Himmelswillen, was sagen Sie da? Ist Stratelli denn ermordet?!“

Der Assessor des Governo sah ihn scharf und mißtrauisch an.

„Sie spielen sehr gut den Ueberraschten“, sagte er.

In Schönburg's Wangen schoß alle Röthe des Zorns bei dieser Bemerkung.

„Ich versichere Sie", rief er aus — „ich weiß nicht das Mindeste davon!"

„Sie wüßten nicht, daß er gestern Abend ermordet wurde in der Straße de tre Canelli, wo ihn um halb elf Uhr eine Patrouille fand?"

„Mein Herr", versetzte Schönburg, „ich weiß; daß es in diesem Lande, Gott sei's geklagt, keine schlimme Ehrenkränkung ist, wenn man Jemandem ins Gesicht sagt: Du hast einen Menschen ermordet. Bei uns ist das anders, und deshalb muß ich Ihren Verdacht, ich hätte Stratelli ermordet oder ermorden lassen, mit aller der Entrüstung zurückweisen, die er nach meinen Anschauungen verdient. Ich erkläre Ihnen auf das Bestimmteste, daß ich nichts von der Sache weiß und des Mannes Tod, den ich durchaus keinen Grund hatte, zu wünschen, aufs Tiefste beklage!"

„Sie läugnen also?"

„Ja. Ich verweise Sie darauf, daß ich den Abend bis elf Uhr im Hause des Malers Korn zugebracht habe; die Bewohner desselben werden es mir bezeugen und ebenfalls, daß ich kein Interesse hatte an Stratelli's Tod!"

„Man wird sie vernehmen", sagte der Beamte

ruhig, „obwohl ihr Zeugniß nicht unverdächtig ist. Und wenn auch; was Sie nicht selbst thaten, können Andere an Ihrer Statt, in Ihrem Solde gethan haben. Doch genug. Wir können das Verhör für heute beendigen."

„Ich bin damit einverstanden", versetzte Schönburg. „Ich bitte nur um die Erlaubniß, einige Briefe schreiben und Bücher erhalten zu dürfen."

„Das Erstere darf ich Ihnen heute noch nicht verstatten. Die Bücher, die Sie zu erhalten wünschen, schreiben Sie auf einen Zettel; man wird ihn prüfen, und nach Befund Ihnen dann erlauben, die Bücher holen zu lassen. Haben Sie sonst noch Wünsche?"

„Nein!"

Das Verhör war beendigt, Schönburg wurde von dem Gendarmen zu seiner Zelle zurückgeführt. An der Thür derselben nahm ihn der Schließer in Empfang und fragte neugierig:

„Eh, Signor, was haben sie Euch gesagt?"

„Daß ich unschuldig bin", versetzte Schönburg lebhaften Tons.

„Das sagen die da drüben den Leuten nicht oft", entgegnete der Mann lachend.

„Und doch haben sie mir es erst gesagt; als ich den Verhörsaal betrat, war ich viel weniger darüber im Klaren, als ich es jetzt bin!"

„Ob Ihr Stratelli kalt gemacht habt oder nicht?“

Schönburg antwortete nicht auf diese Frage; er sagte nur:

„Man hat mir die Erlaubniß gegeben, auf einen Zettel die Titel von Büchern zu schreiben, die ich zu erhalten wünsche, und die ich dann werde holen lassen dürfen. Nun ist aber, um solche Dienste, wie das Herbeischaffen von Büchern, von Euch zu verlangen, nöthig, daß man sie mit einem Trinkgelde belohnen könne; und da man mir nicht erlaubt hat, Geld zu mir zu stecken, als man mich verhaftete, so ist nichts Anderes zu thun, als daß Ihr Euch entschließt, mir vor allen Dingen Geld zu verschaffen!“

„Und wie soll das geschehen, Signor?“ sagte der krausköpfige alte Knabe mit einem höchst intelligenten Blinzeln seiner Augen, von denen eins sehr stark schielte.

„Ich gebe Euch ein Brieflein, und da, wo Ihr es abgeben laßt, wird Euch Geld für mich ausgehändigt.“

Der Schließer nickte sein Verständniß dem Gefangenen zu, aber er sagte:

„Es ist gefährlich — es könnte mich um meinen Dienst bringen und ich habe Weib und Kind, Signor!“

„Es wird so arg nicht sein. Euer Bote wird zwei Scudi für den Weg erhalten — das wird der Gefahr die Spitze abbrechen, denk' ich?"

„Wenn Ihr so meint, Signor, so könnte man es versuchen!" sagte lächelnd der Schließer.

„Wie heißt Ihr?"

„Giacomo, Signor."

„Wohl, Giacomo", fuhr Schönburg fort, „so laßt mich vor allen Dingen zuerst Schreibzeug haben."

Giacomo ging und schloß sorgfältig die Thür hinter sich zu — er schien an dem Gefangenen und dessen sicherer Aufbewahrung ein erhöhtes Interesse zu nehmen.

Nach kurzer Zeit kam er zurück und brachte Schreibmaterialien. Schönburg warf die folgenden Zeilen aufs Papier:

„Ich schreibe Ihnen aus der Gefangenschaft, Constanze. Stratelli ist ermordet gefunden; es mag verzeihlich und erklärlich sein, daß man aus unserem Verhältniß den Schluß zog, ich müsse dies Verbrechen begangen haben. Und doch empört es mich grenzenlos. Aber meine völlige Unschuld wird ja bald zu beweisen sein. Seit ich weiß, weshalb ich verhaftet bin, ist mir alle Zuversicht zurückgekehrt. Darum sorgen Sie nicht zu viel um mich. Meine

Zelle in Monte Citorio ist ganz anständig; und meine Lage auch sonst erträglich zu gestalten, halte ich meinen Kerkermeister für ganz geneigt und beflissen, wenn seine Humanität die Unterstützung einer bona mancia findet. Geben Sie ihm oder seinem Boten deshalb eine kleine Summe Geldes für mich und ein paar Zeilen Ihrer Hand, welche mir sagen, daß Sie ruhig und gefaßt sind! O, könnte ich bei Ihnen sein in diesem Augenblick! Ihr H. S."

Giacomo steckte das Billet zu sich und versprach es pünktlich zu besorgen; aber er kam nicht eher zurück, als um dem Gefangenen sein Mahl zu bringen, um eine späte Nachmittagsstunde; eine Antwort hatte er nicht — er reichte Schönburg nur eine in ein Papier gesiegelte Zwanzig-Scudi-Note. Dieser fühlte sich sehr betroffen, daß Constanze ihm nicht schrieb; er hatte die langen Stunden hindurch bis jetzt nur gelebt in der Erwartung einer Antwort von ihr.

Die Stunden des Abends und der Nacht verflossen dem Gefangenen nur desto peinigender und unruhevoller.

Am andern Morgen, als Giacomo das Frühstück brachte, sagte er schlau lächelnd:

„Forse c'è una risposta, Signor . . . was

gebt Ihr mir für eine Antwort? . . . ich denke, eine Antwort wäre einen kleinen Schatz werth . . . und den Schatz, den Zwei finden, müssen sie brüderlich theilen!"

Er zog dabei einen Zettel hervor und indem er ihn hin und her wendete, fuhr er fort:

„Also taxirt, Signor . . . wie viel . . ."

Ehe er geendigt, hatte Schönburg ihm das Papier entrissen.

„Demonio, Du hast es gewiß schon gestern gehabt", rief er aus, „und mir vorenthalten, um es mir heute mit mehr Muße verkaufen zu können, Spitzbube . . ."

Giacomo lachte.

„Spitzbube!" wiederholte er . . . „das sagt Einer, der hier eingesperrt ist, zu dem, der ihn einsperrte!"

Aber Schönburg hörte nicht mehr auf seine Späße — er hatte das Billet aufgerissen und las:

„Mein Freund! Ich bin durch dies Alles zu erschüttert, zu sehr außer mir, um Ihnen schreiben zu können. Dank Ihnen, daß Sie mir Ruhe zu geben suchen — Dank Ihnen für jedes Ihrer Worte. Geduld! Geduld! Das arme Menschenherz! Wie oft muß es sich mit dem Aufschrei tiefsten Schmerzes dieses Wort zurufen! Und das

Wort enthält doch keinen Zauber, es enthält keine Hülfe! Mächtiger ist der Wille! Sie werden von mir hören! Bis in den Tod Ihre Constanze."

Diese von größter Aufregung zeugenden Zeilen enthielten mehr des Beunruhigenden als des Tröstlichen für Schönburg; aber es war wenigstens ein Lebenszeichen von Constanze und auch so war er ihr dankbar dafür. Er sagte Giacomo, daß er durchaus darauf antworten müsse, und Giacomo versprach ihm, am andern Tage dazu behülflich zu sein. Bis dahin hatte Schönburg den Trost, seine Zeit hinbringen zu können, indem er sich in Gedanken vorsagte, was er Constanzen Alles schreiben wolle, um sie zu beruhigen.

„Mächtiger ist der Wille", hatte Constanze geschrieben. Aus der furchtbaren Erschütterung, in welche sie versetzt worden, als man die Leiche Stratelli's mitten in der Nacht ins Haus gebracht; als am Morgen Beatrix gekommen, um ihr die Nachricht, die diese von ihrem Oheim, dem Monsignore, vernommen, zu bringen, daß Schönburg, als des Verbrechens zunächst verdächtig, verhaftet worden — aus dieser furchtbaren Erschütterung hatte sie sich schon durch einen festen Entschluß ihres Willens erhoben. Beatrix hatte ihr in großer Erregung mitgetheilt, daß sie bei dem ersten Wort,

welches ihr Oheim von der Ermordung Stratelli's zu ihr gesprochen, wie durch eine innere Offenbarung gewußt, wer der Thäter sei . . . daß Stratelli durch Niemand anders gefallen sein könne, als durch die Hände der Menschen, mit deren politischen Umtrieben er sich zu schaffen gemacht, sei es nun als Theilnehmer, der abtrünnig geworden, oder gar als Verräther. Sie hütete sich, die ganze Unterredung, welche sie mit Mordini gehabt, zu erzählen; sie hätte für Vieles nicht das ganze Gespräch, an welches sie mit gewissenbeklommener Scheu, mit Reue über ihre Geschwätzigkeit dachte, Constanze mitgetheilt; aber um ihre Behauptung zu rechtfertigen, erzählte sie ihrer Freundin, daß sie Mordini über den Ermordeten als einen „falschen Bruder" habe reden hören und daß sie später vernommen, wie Mordini ein wüthender Italianissimo sei.

„So verlange ich Eines von Deiner Freundschaft, Beatrix", hatte Constanze darauf ausgerufen — „Eines, das Du mir erwirken mußt, es koste, was es wolle . . ."

„Und was — was kann ich thun?!"

„Du mußt Deinen Oheim bewegen, daß er mir heute noch oder spätestens morgen eine Audienz bei dem Papst erwirkt, daß er mich zu ihm führt ohne Zeitverlust!"

„Du wolltest ... Du selber wolltest ...“

„Was könnte es fruchten, wenn ich nicht selber ginge ... wenn ich nicht selber dem Papst meine Ueberzeugung von Schönburg's Unschuld ins Herz flößte?“

„Und Du bist überzeugt, das zu können?“

„Ich bin überzeugt ... er hat ja ein Herz, dieser Pius, ein großes und edles Herz, und zu dem spricht man niemals umsonst!“

Constanze stand hochgeröthet vor ihr, eine solche Entschlossenheit in allen ihren Mienen, daß Beatrix nicht zu widersprechen wagte. Und indem sie dann an ihre eigene Schuld in dieser traurigen Sache dachte, versetzte sie bereitwillig:

„Ich zweifle nicht, daß ich so viel über meinen Oheim vermögen werde.“

„So geh und eile, mit ihm zu reden! Geh, bevor mein Vater, der um Nachrichten einzuholen, fort ist, heimkommt und uns dazwischenredet!“

„Ich gehe“, antwortete Beatrix, indem sie ihr Tuch nahm — „ich gehe schon — Du sollst bald Antwort haben.“

Sie ging und kam am Nachmittage mit dem Bescheide ihres Oheims zurück. Der geistliche Herr hatte Anfangs von dem Schritte abgerathen, er hatte ihn unzeitig genannt, er hatte gewollt,

daß man erst weitere Ergebnisse der Untersuchung abwarte — endlich hatte er Beatrixens Drängen nachgegeben und versprochen, zum Vatican zu gehen, um wegen einer Audienz Schritte zu thun, und dann Constanze am folgenden Tage um die Stunde, welche man ihm bestimmen würde, zu demselben Gange abzuholen.

Siebenunddreissigtes Kapitel.

Pio Nono.

Zwischen ein und zwei Uhr am folgenden Tage fuhren ein greiser geistlicher Herr mit wohlwollenden Gesichtszügen, den die carmoisinrothe Schnur um den breitrandigen Hut als Monsignore bezeichnete, und eine in schwarze Seide gekleidete Dame, welche statt des Hutes einen weiten schwarzen Schleier über Haupt und Schultern niederhängen hatte, durch die langen Straßen, die nach Sanct Peter führen.

Ueber die Tiberbrücke, den drohenden Mündungen der Geschütze entgegen, welche von den Wällen der Engelsburg nieder die ewige Stadt bedrohen, der sprechende Ausdruck der weltlichen Gewalt, wenn sie jetzt auch nur von Zeit zu Zeit ihre eherne Stimme erschallen lassen, um ein Fest der Kirche, die Bereicherung des Kalenders mit irgend einem neuen Heiligen zu feiern — durch die schmutzige Straße des Borgo nuovo, dann über den weiten grandiosen Platz von San Pietro

kamen sie unter den letzten Säulen der Colonnade an, wo der Wagen am Fuße der mächtigsten, hochragendsten Königsburg der Welt hielt. Sie stiegen aus und an der Schweizerwache vorüber führte ihr Weg sie in die marmorglänzende Treppenhalle, welche das schönste Werk ist, womit Pius IX. seine Hauptstadt bereichert hat. Oben empfing sie der weite Damasushof, mit den dreifachen Loggienreihen, die die Hand Rafael's und seiner Schüler mit ihren Fresken geschmückt haben. Wie oft war Constanze mit ruhigem Herzschlag, mit gehobener Seele über diesen Hof geschritten, der unübersehbaren reichen Welt von Schönheit zu, welche da links, im „alten Palaste", in den Räumen seiner Stanzen, seinem Belvedere sich birgt . . . mit wie hochklopfendem Herzen wandte sie sich heute rechts der Gebäudemasse des Palazzo nuovo zu, an dessen Eingang ein Paar der schweren Prachtcarrossen hielten, worin die Cardinäle fahren, zwei Schweizer in ihrer gelb-roth-schwarzen Landsknechttracht mit den blankgeschliffenen Hellebarden Wache standen. Sie ließen schweigend den Monsignore und seine Begleiterin eintreten und diese begannen von Neuem breite Marmorstufen zu ersteigen; dann kamen weite, hohe, mit Gemälden und Kunstwerken geschmückte, aber in einem ernsten

und strengen Style decorirte Säle, ohne jenen Comfort, jene hundert Ueberflüssigkeiten des tändelnden und weichlichen Luxus, der die Wohngemächer moderner Paläste zu füllen pflegt. All' diese Räume hatten den Charakter ernster, fast düsterer Größe; dafür boten sie den wunderbarsten Ausblick dar auf die Stadt, auf die Gebirge — einen Ausblick, wie keine Herrscherburg der Welt einen großartigeren darbieten kann. Und belebt waren sie von einzelnen Gestalten in wundersamen malerischen Trachten; von Herren in schweren purpurnen Damastgewändern; von „Camerieri segreti in Spada und Cappa", Männern in schwarzer spanischer Tracht, mit Degen und goldenen Ehrenketten; von Bussolanten, von Edelgardisten — zu Gruppen gesellt, oder schweigend und still auf und ab wandelnd oder in den Fensternischen des Dienstes harrend. Es war nicht möglich, sich in diesen Räumen, unter diesen Gestalten dem Eindruck zu entziehen, als sei man zurückversetzt um viele, viele Jahre, um ganze Jahrhunderte, in Zeiten anderer Menschen, anderer Anschauungen, anderer Lebensformen; wie in eine Arche, wohin vor der vernichtenden Sturmfluth der Gegenwart sich die Geschichte geflüchtet, mit den glänzendsten Resten dessen, was sie einst gestaltet und geschaffen,

und was ihr treu geblieben trotz aller Stürme. Stand nicht dort der Schweizer auf seinem Posten so alterthümlich gekleidet und gewappnet, wie er geschildert hatte im Vorgemach der Päpste des Mittelalters? Hob nicht dort der „Thürhüter vom rothen Stabe" den Vorhang vor einem aus der Audienz zurückkommenden Cardinal im Purpurgewande, wie er ihn vor Julius II., vor dem zehnten Leo gehoben? Die Zeit hatte nicht an dieses hohe mächtige Haus getastet; es stand wie eine von den Lüften getragene Insel hoch über dem Verfall, dem Wechsel, der ewigen zerstörenden, auflösenden Macht, die alles Irdische wandelt!

Der deutsche Monsignore sprach auf seinem Wege durch die Räume hier und dort einige Worte zu bekannten Gestalten; im letzten Vorzimmer zu einem Cameriere, einem Herrn in violetter Soutane und der weiten ärmellosen Soprana, die seine Würde kennzeichnet. Er hieß den Monsignore mit seiner Begleiterin warten, bis ein geistlicher Würdenträger aus der Audienz zurückgekehrt sei; als dieser nach kurzer Zeit das Arbeits- und Wohngemach des Papstes verließ, trat der Cameriere in das letztere ein und kehrte mit dem Bescheide zurück, nach fünf Minuten, die der

heilige Vater zur Ruhe bedürfe, könne die Dame eintreten.

Constanze zog sich in eine Fensternische zurück, sie drückte ihre Stirn an die Scheiben, ihre Rechte auf ihr hochklopfendes Herz.

Nach fünf Minuten trat der Cameriere zu ihr mit den Worten:

„Ihre Handschuhe, Signora!“

Sie verstand ihn anfangs nicht, er mußte die Worte wiederholen, mit dem Zusatz, daß sie vor der Audienz die Handschuhe ablegen müsse. Als sie es hastig gethan, schlug ein Bussolante oder Thürsteher die Portiere vor dem Zimmer Pius' IX. zurück, öffnete vor Constanze die Thür und schloß sie wieder hinter ihr.

Constanze stand in dem weiten Raume, der dem Papste zum Arbeitszimmer diente. Das Gemach war so einfach, so ernst in seiner Einrichtung und Ausschmückung, wie die anderen. Ein großer Schreibtisch stand in der Mitte, bedeckt mit Papieren und Actenstücken, mit kleinen Schalen, Dosen und Anderem, was sich auf einem Arbeitstisch ansammelt; in der Mitte ein schönes Crucifix von Elfenbein und ciselirtem Gold.

Pius IX. saß in einem Armsessel hinter diesem Schreibtisch. Constanze hatte erwartet, ihn aus-

ruhend zu finden; sie sah, daß er in rascher Thätigkeit eines der vor ihm liegenden Papiere nach dem andern ergriff und überflog, einige davon dann unterzeichnete. Und es war wunderbar, wie dabei in raschem Wechsel bald Zufriedenheit, bald ernstes Nachdenken, bald Trauer sich auf seinen klaren durchsichtigen Zügen spiegelten, als seien diese Züge ganz durchleuchtet von der inneren Seelenflamme und ihren rasch wechselnden Affecten. Er sprach dabei leise Worte vor sich hin ... wie Stoßseufzer ... wie ein kurzes Gebet ... wie halblaute Ausrufe des Unwillens ... einmal hörte sie die Worte: „Iddio ha parlato", während er seinen Namen auf ein Papier warf — endlich blickte er auf und sah auf die Gestalt, welche an der Thür kniecte, seines Winkes harrend.

Er winkte sie freundlich lächelnd herbei — als sie näher trat, reichte er ihr die Hand zum Kusse, dann sagte er:

„Was wollen Sie, meine Tochter?"

Es lag nicht der Ton von Innigkeit, von Seelenweiche in dieser Stimme, der zu der milden Klarheit des Antlitzes gepaßt hätte; es lag etwas von männlicher und ans Heisere anklingender Kraft darin — aber diese, von aller gemachten Salbung freie Stimme, die ganz frische, natürliche und so

viel aufrichtigen Wohlwollens zeigende Art, wie Pius IX. sie empfing, ließen Constanze unendlich erleichtert aufathmen.

„Sprechen Sie frei", fuhr er fort — „ich weiß, daß Sie mit einem von Kummer belasteten Herzen zu mir kommen — sehen wir, was sich thun läßt... Sie sind die Wittwe des ermordeten Stratelli... il povero Santo Padre... wenn er nur auch die Todten erwecken könnte!"

„Aber er kann die Unschuldigen aus dem Kerker befreien, heiliger Vater", sagte Constanze, „und darum komme ich zu flehen. Es ist ein Unschuldiger verhaftet worden, weil man ihn im Verdacht hat, der Mörder Stratelli's zu sein, und doch..."

„Sind Sie dessen so gewiß, daß er unschuldig ist, meine Tochter?" unterbrach der Papst, sie forschend ansehend.

„So gewiß, wie ein Mensch von der reinen Seele eines Andern überzeugt sein kann, so gewiß, wie ich jetzt mit der Zuversicht, daß meine Ueberzeugung die Ihre werden wird, vor Ihnen stehe. Lassen Sie mich nur Alles, Alles sagen, ohne Furcht, daß es Jemandem zum Schaden gereiche, wenn ich Eure Heiligkeit in das Treiben von Menschen blicken lasse, die mit anderen Vorstel-

lungen aufgenährt, andere Wege durch das Schicksal geführt, sich um Fahnen schaaren und um Ziele mühen, die vor Ihren Augen verdammlich und verbrecherisch sind..."

Pius IX. sah mit seinem großen forschenden Auge die aufrecht und hochgerötheten Antlitzes vor ihm stehende schöne Frau an.

„Sprechen Sie offen, wie in der Beichte zu mir", sagte er dann mit mildem Ernst. „Nehmen Sie den Sessel dort!"

Constanze nahm den in der Nähe stehenden Stuhl, aber nur, um ihre rechte Hand darauf zu legen und sich so zu stützen... es war ihr, als könne sie stehend besser reden, freier sich aussprechen, aber es war ihr willkommen, sich stützen zu können.

„Heiliger Vater", nahm sie dann das Wort, „wenn ein Mensch einen andern ermordet, dann haßt er ihn, fürchtet ihn oder sieht ihn zwischen sich und seinen Wünschen stehen; aber er wird nicht morden, um das Ziel seiner Wünsche sich ferner zu rücken und schwerer zugänglich zu machen. Der Mann, den man in den Kerker geworfen hat, fürchtete Stratelli nicht, denn er hatte von diesem Alles erreicht, was er begehrte; er haßte ihn nicht, denn Stratelli war seines Hasses nicht würdig..."

„Das sagen Sie, des Ermordeten Gattin?" unterbrach Pius sie mit immer ernster werdenden Zügen.

„Ich, heiliger Vater, die Stratelli verachtete, so lange ich ihn kannte und die nicht seine Gattin war, wenn ich auch seinen Namen trug."

In geflügelten kurzen Worten schilderte jetzt Constanze ihr ganzes Verhältniß zu Stratelli. Offen und ohne Rückhalt sprach sie sich aus. Sie schloß mit den Worten: „Die Beweise sind hier! Dies" — Constanze legte ein kleines Convolut von Schriften auf den Schreibtisch des Papstes — „sind die Papiere, welche, den Behörden ausgeliefert, viele Männer, und meinen Vater unter ihnen, auf die Galeeren gebracht hätten."

Der Papst nahm die Papiere und warf einen Blick hinein.

„Und gegen wen war diese Verschwörung gerichtet?" fragte er dabei.

„Gegen Eure Heiligkeit, gegen die weltliche Gewalt des Papstes..."

Pius legte die Schriften rasch aus der Hand und wieder vor sich auf den Schreibtisch; er faltete dann beide Hände darüber und blickte empor, während seine Lippe sich leise bewegte.

„Ich habe diese Schriften Eurer Heiligkeit gegeben... wie in der Beichte!" sagte Constanze.

„Gewiß, gewiß!“ antwortete Pius rasch. „Und sind diese Papiere wirklich so gefährlich, meine Tochter,“ sagte er dann milden Tones, „so wollen wir Sorge tragen, daß sie Niemandem mehr Schaden thun... Nehmen Sie sie und tragen Sie sie dort in den Kamin. Mögen sie zu Asche verbrennen!“

Constanze nahm das Convolut aus der Hand des Papstes, aber sie konnte sich nicht enthalten, in begeisterter Rührung diese Hand abermals zu küssen.

„Wie groß und gut Sie sind, heiliger Vater“, rief sie mit Thränen im Auge aus.

„Erzählen Sie mir weiter, mein Kind“, sagte Pius, ihr zuschauend, wie sie die Papiere sorgfältig auf die flammende Kohlengluth legte, von der sie im Augenblick verzehrt wurden.

„Es kam ein Herr aus Deutschland zu uns“, fuhr Constanze fort, „ein Mann von klarem starken Geist und reinem guten Willen. Er erfuhr durch Andere das Geheimniß meiner Lage. Diese Lage erweckte seine volle Theilnahme. Durch seinen Muth, seine Nichts scheuende Entschlossenheit entwand er Stratelli jene Papiere dort; er brach damit die Gewalt, welche dieser Mann über uns hatte. Im Gefühl, daß er einem stärkeren und

besseren Manne gegenüberstehe, willigte Stratelli friedlich ein, darauf anzutragen, daß unsre Scheinehe als nichtig aufgelöst werde. Wir willigten ein, daß mein Vermögen, um dessentwillen Stratelli meine Hand gesucht, und welches Alles war, was er von mir erhalten hatte, ihm zu eigen bleibe. So war Alles gut, Alles geschlichtet — bis zu der unglückseligen Stunde, in welcher Stratelli ermordet, Hugo Schönburg wegen dieser That in den Kerker geworfen wurde!"

Der Papst blickte sie eine Weile mit traurigem Ausdruck an, dann schüttelte er leise das Haupt und sagte:

„Und aus diesem Allen soll ich sehen, daß dieser Deutsche unschuldig an dem Morde ist?"

„Ja — denn dieser Deutsche liebte mich. Er wußte, daß meine Hand in kurzer Zeit frei sein würde. Er wußte auch, daß ich meine Hand nie in die Hand eines Mörders legen würde. Und darum stehe ich so voll fester Zuversicht in dieser Stunde vor dem Antlitz des heiligen Vaters... sein Auge wird auf meiner Stirne geschrieben lesen, daß ich nicht einen Mörder, daß ein Mörder nicht mich liebt!"

Pius sah sie an — es leuchtete etwas von unendlichem Wohlwollen in seinen Zügen auf, dann sagte er mit fast heiterem Tone lächelnd:

„In der That, es ist noch kein Mann durch ein schöneres Zeugniß vor seinem Richter in Schutz genommen worden, noch durch einen gewinnenderen Zeugen!“

Er schwieg eine Weile, sein klares Auge voll warmen Gefühls auf der schönen, mit begeistertem Stolze ihn anblickenden Frau ruhen lassend.

„Es ist nur traurig“, fuhr er dann fort, „daß eine reine Seele, welche allein das Gute und Fromme in den Menschen erblickt, nicht ahnt, welche Leidenschaften in ihnen wirken... wie groß der Antheil ist, den das Böse, der Geist der Hölle an Denen, die im Fleische wandeln, besitzt! Sie selbst haben mich in Verhältnisse und Vorgänge blicken lassen, welche mich daran mahnen, daß ich streng und stark sein muß wider die Menschen, die auf geheimen Wegen ihren sündhaften Zielen nachrennen; ich fürchte, ich kann nichts thun in dieser Angelegenheit, als der Gerechtigkeit überlassen, in den vorgeschriebenen Formen des Deutschen Schuld oder Unschuld zu ergründen... Ich hege die tiefste Theilnahme für Sie, meine Tochter, aber ich kann, ich darf nichts Anderes thun!“

„Aber, heiliger Vater“, rief Constanze erschrocken aus, „wenn es doch so offenbar ist, daß

Stratelli ermordet wurde, nicht durch den Deutschen, sondern die ehemaligen Genossen, welche er mit meinem Vater hätte verrathen müssen und die von seiner treulosen Gesinnung erfahren . . ."

„Spricht etwas dafür?" warf der Papst, abermals das Haupt schüttelnd, ein.

„Alles!"

„Und was?"

Constanze zauderte einen Augenblick. Sollte sie hier die, in ihrem Gespräche mit Beatrix ausgetauschten Verdachtsgründe wider Mordini geradezu aussprechen und zur Anklägerin werden, statt zur Fürbitterin für einen Unschuldigen? Während sie so stand und ein rasches Wechseln der Farbe ihren inneren Kampf verrieth, öffnete sich die Thür und ein Bussolant trat ein, um dem Papst ein Schreiben mit großem Dienstsiegel zu überreichen. Pius erbrach es und las.

Dann sagte er, Constanzen sich wieder zuwendend mit plötzlich verändertem Ton:

„Nun ja, ich glaube Ihnen; Sie sprechen die Wahrheit; ich glaube an die Unschuld Ihres Deutschen! Gehen Sie, seien Sie ohne Sorge um ihn, meine Tochter — gehen Sie mit meinem Segen!"

Er machte eine segnende Bewegung mit der Hand, die er ihr noch einmal zum Kusse reichte.

„Heiligkeit...“ rief sie aus — „so ist er frei?“

„Man wird ihn der Freiheit zurückgeben — gehen Sie in Frieden heim! Gott segne Sie — Gott sei mit Ihnen!“

Ihre Thränen fielen auf die Hand, von welcher sie gesegnet worden — dann wandte sie sich und verließ mit einem Herzen voll Jubel das Zimmer des Papstes, der schon beschäftigt war, einige Zeilen unter die ihm überbrachte Depesche zu schreiben.

Als sie draußen den deutschen Monsignore mit fragenden Blicken auf sich zukommen sah, sagte sie halb athemlos:

„Alles ist gut — er ist frei, er ist frei!“

„Frei ... in der That? ... Ist es Ihnen wirklich gelungen?“ fragte der geistliche Herr, während sie hastigen Schrittes durch die Vorzimmer forteilte.

„Ich wußte es ja“, versetzte sie, „wenn er mich nur anhören würde, er werde mir glauben... er ist so gut, so gut!“

„Er ist ein Engel von Güte, freilich...“

„Ein Engel? Nein! Ich habe nichts von einem Engel gesehen, nichts vom Heiligenschein; nur einen edlen, trotz der Last der Jahre und der Bürde dessen, was er gelitten, starken Mann.

Aber er ist ein ganzer voller Mensch, von seiner Stirn leuchtet die reinste Menschlichkeit mit ihrem göttlichen Licht, mit ihrer heiligen Weihe — und das ist sein Heiligenschein!"

Der geistliche Herr führte Constanzen erfreut in ihre Wohnung zurück und ging dann, der Neugier seiner Nichte Beatrix Genüge zu leisten, während Constanze die Treppen in ihre Wohnung hinaufeilte, um der Spannung ihres Vaters ein Ende zu machen, der sie daheim mit der vollen Ueberzeugung, daß ihr Schritt ein gründlich fruchtloser sein werde, erwartete. Desto überraschter war Meister Korn, als Constanze in höchster Aufregung ihm in die Arme flog und ihm in Freude und Triumph erzählte, was sie ausgerichtet, was der Papst zu ihr gesprochen und was er ihr versprochen: die Freiheit Schönburg's!

„Nun, dann können wir uns Glück wünschen, und am meisten Hugo", sagte der ehemalige Mann der Actionspartei — „eine Untersuchung in römischen Gefängnissen, vor einem römischen Gerichtshofe ist ein Ding, über dem der Geduldigste den Verstand verlieren kann. Dieser Pio Nono ist trotz alledem noch immer ein Stück von dem alten, rührend guten und gescheidten Menschen von 1847. Du liebe Zeit, wie begeistert man damals

die Pio=Nono=Hymne sang! Nur die infamen Philister, die Nachteulen, nannten ihn einen Don Quichote der Volksbeglückung und Ciceroвacchio seinen Sancho Pansa. Die Jammerseelen, die! Sie haben ihn jetzt richtig herumgebracht und ins alte Geleise zurückgeholt. Wir werden sehen, wie lange es dauert! Die weltliche Gewalt war nur durch Pio Nono zu retten, der Pio Decimo, den sie aus ihm gemacht, wird's nimmermehr können!"

Constanze hatte sich unterdeß in einen Fauteuil gelegt, um auszuruhen; in ihrer Erregung horchte sie gespannt bei jedem Wagenrasseln auf, als ob jetzt schon Schönburg, seiner Haft entledigt, zu ihr kommen könne.

Schönburg kam auch, wenn auch erst nach zwei Stunden, und in Begleitung Korn's, der ausgegangen war, Kundschaft von ihm einzuziehen.

Korn war Schönburg auf dem Platze vor Monte Citorio begegnet, als der letztere grade entlassen worden war mit der Bemerkung, daß er der That nicht mehr verdächtig sei und sich in seine Wohnung zurückbegeben könne, wo man die bei ihm mit Beschlag belegten Gegenstände, seine Papiere und seine Baarschaft ihm noch in den Abendstunden oder spätestens am andern Morgen wieder zustellen werde. Korn hatte ihm nach den

ersten freudigen Glückwünschen gleich erzählt, wie er seine Freiheit dem Schritte Constanzens zu verdanken habe.

Als Schönburg Constanze wiedersah, knieete er vor ihr nieder und zog ihre beiden Hände an seine Lippen.

„Sie haben mich befreit — Sie allein!“ sagte er. „Wie soll ich Ihnen danken?“

„Habe ich Sie befreit — habe ich es wirklich?“ rief sie mit von Thränen überströmenden Augen aus... „o lassen Sie mich es wenigstens glauben, es sei mir gelungen, zu vergelten, was Sie an mir gethan, die Freiheit, die Sie mir gaben, zu zahlen durch die, welche ich Ihnen verschaffte! Mein schönster Traum ist erfüllt! Nun bin ich nicht Ihr schutzbedürftiges, schwaches Weib, sondern Ihre Freundin, Ihre Gehülfin für das Leben, auf die Sie zählen und bauen können!“

„Und konnte ich das nicht ohnehin — wußte ich das nicht ohnedies?“

„Vielleicht — aber es ist doch besser so“, antwortete sie jubelnd in ihrem Glück, indem sie sich in seine Arme warf.

Und dies Glück wurde von diesem Augenblicke an durch nichts mehr gestört, nicht einmal dadurch, daß Schönburg oder Constanze je erfuhren, was

eigentlich Jenem die Freiheit verschafft hatte. Sie erfuhren nie, daß die Depesche, welche dem Papst gebracht worden war, während Constanze vor ihm die Unschuld Schönburg's vertheidigte, die Worte enthalten hatte:

„Der Generaldirector der Polizei berichtet an Se. Heiligkeit. Im Verfolg der wegen des Mordes des Mercante di Campagna Stratelli angestellten Nachforschungen ist es der Thätigkeit unsres geheimen Agenten Fratucci gelungen, die Fäden des begangenen Verbrechens zu ermitteln. Dasselbe ist in der letzten Sitzung des Revolutionscomites beschlossen worden, nachdem diesem letzteren die Kunde von compromittirenden Papieren zugekommen, in deren Besitz sich Stratelli gesetzt habe, um damit für eigene Rechnung Privatzwecke zu verfolgen. Die Revolutionspartei hat dies um so mehr bestrafen zu müssen geglaubt, als ihr Stratelli's Verbindung mit dem Governo nicht unbekannt geblieben. Die Ausführung des Mordes ist dem Bildhauer Mordini übertragen worden, der, als er am heutigen Morgen verhaftet werden sollte, sich durch die Flucht dem Arme der Gerechtigkeit entzogen hatte. Die nach Fratucci's Versicherung in Stratelli's Besitz befindlichen compromittirenden Papiere wird es uns zu

ermitteln gelingen und wird noch heute deshalb der Nachlaß des Ermordeten saisirt werden."

Diese Worte waren es gewesen, welche so plötzlich Pius bewogen, Constanze einen Bescheid zu geben, den sie einzig und allein durch ihre Bitten, ihre Beredtsamkeit erwirkt glaubte — der Papst hatte natürlich ihr nicht mittheilen können, was seiner Entscheidung plötzlich eine ihr so günstige Wendung gegeben — er konnte sie nicht einen Einblick thun lassen in diese Mittel der Spionage und geheimen Polizeikünste, welche seine Regierung anzuwenden für gut fand, wenn sie Verbrechen nachspürte — vielleicht gezwungen durch die Verhältnisse und ihre eigenthümliche Lage, aber sicherlich nicht anders, als zum Kummer Pius' IX. selbst! —

Darum auch hatte der Papst Constanze so rasch entlassen und sich von ihr gewendet — er wollte sich ihrem Dankgefühl entziehen, das er nicht verdiente; er that ja nichts als etwas, was die Lage der Dinge gebot, als er unter den Bericht des Generalpolizeidirectors schrieb:

„Ich will nicht, daß man in dem Nachlaß Stratelli's nach den compromittirenden Papieren suche. Die Entlassung des als verdächtig verhafteten Deutschen ist möglichst zu beschleunigen."

Des obersten Hirten der Christenheit Beruf ist es, der Welt den Glauben zu geben. Er hatte auch Constanzen ihren Glauben gegeben. Und der Glaube machte sie glücklich. Ihr Bund mit Schönburg beruhte von diesem Augenblicke an auf der idealsten Grundlage, auf welcher die Vereinigung zweier Menschen beruhen kann, auf der gleichen Höhe der geistigen Ausbildung, der gleichen Größe und Weite des Gedankenlebens ... dem vollen „Gleichgewicht der Gewalten!"

Schönburg verließ Rom in Gesellschaft Ramberg's sehr bald. Er eilte in seine Heimath zurück, um seine Verhältnisse so zu ordnen, sein Haus so zu schmücken, daß er eine junge Gattin darin einführen konnte. Ramberg war unterdeß bald in gleicher Weise thätig; er hatte sich Frankfurt zu seinem künftigen Wohnort auserseßen und konnte schon im nächsten Monat bei Schönburg in Scheidingen eintreffen, um ihn zu einer zweiten Römerfahrt abzuholen.

„Das gute, ehrenwerthe und solid altfränkische Haus!" sagte Ramberg, als Schönburg ihn durch die Gemächer seines alten Edelsitzes führte, um dem Freunde seine ganze Einrichtung zu zeigen — „wie wird es ihm ergehen!"

„Und weshalb bedauern Sie das Haus ...

was wird ihm denn widerfahren?“ fragte Schönburg.

„Ich bedauere es wegen der Umwandlung ins Classische, die diesem vortrefflichen und respectabeln alten Bau bevorsteht! Ich sehe schon in allen Wänden Nischen gebrochen, um weiße Gypsabgüsse berühmter Götterbilder aufzunehmen; Büsten und Torsos in allen Ecken, und die Tapeten seh' ich von den Mauern gerissen, damit Vater Korn die reinlichen Flächen mit Sonnenauf- und Untergängen in historischen Landschaften beklecksen kann, worin Nausikaa den vom Abendlicht beschienenen nackten Ulysses erblickt, oder Penelope bei der Morgentoilette mit ihren Freiern kokettirt . . . es wird großartig, plastisch werden!“

Schönburg lachte.

„Einige Gefahren“, sagte er, „drohen uns von dieser Seite, es ist wahr. Doch das schönste aller Dinge ist das Maß — ich hoffe, auch dieses classische Wort zählt zu den Resten aus der antiken Welt, die uns in diese moderne begleiten werden!“

„Und der Garten dort draußen wird nur noch Lorbeer, Orangen und Cypressen nähren sollen“, fuhr Ramberg fort; „wenn Sie nur auch den blauen Himmel Italiens darüber ausspannen könnten!“

„Das geht freilich nicht“, sagte Schönburg... „allein ich hoffe, der blaue Himmel und der Sonnenschein Italiens wird in unseren Herzen bleiben!“

Der helle Sonnenschein leuchtete nie mehr in Hugo Schönburg's Herzen, als an dem Tage, wo er seine junge Frau den Freunden in Schönstetten gebracht hatte. Diese waren überrascht durch die glänzende Erscheinung, die an Schönburg's Arm ihnen entgegenschritt, und bald waren sie enthusiasmirt von ihr. Constanze selbst war aufs Tiefste gerührt von der rückhaltlosen Herzlichkeit, die ihr entgegengebracht wurde; sie hatte nicht geglaubt, daß andere Frauen, daß weichere weibliche Naturen sich ihr so zuneigen könnten, wie sehr bald Geraldine es that. — Früher war das ja nicht so gewesen, sie hatte bei Mädchen und Frauen nie viel Glück gemacht und ja auch nicht danach gestrebt. Aber freilich, Geraldine war auch anders; sie war so reich an Gemüth wie viele andere Frauen es sind; aber sie war klarer, selbstbewußter, energischer, als viele; daß sie, Constanze, selbst viel, viel anders geworden, daß eine weichere Empfindung, ein wärmerer Hauch ihr ganzes Wesen durchdrungen, daß die innere Liebenswürdigkeit, welche großen Naturen

das Glück giebt, sie umstrahlte, das sagte sie sich nicht.

Mit dieser Liebenswürdigkeit kam sie auch Ottilie Ramberg entgegen. Was das Streben in dieser Frau, ihre Nichte zu strenger Pflichterfüllung im engen Hauskreise zu erziehen, und den Unabhängigkeitssinn zu beugen, der gewiß mit der scharfen Natur der Erzieherin frühe in Reibungen gerathen war, was dies Streben an ihren jungen Tagen gesündigt haben mochte, das hatte Constanze vergessen. Constanze war voll Herzlichkeit gegen die Schwester ihres Vaters; sie sagte ihr, wie sie sich freue, in der Fremde die so nahe Verwandte zu finden und wie sie von ihr Rath und Hülfe in ihrem neuen Hauswesen verlange — für Ottilie Ramberg war Constanzens Wärme und Güte wie ein heller Sonnenschein, der in ihre Tage fiel — es hob, es veränderte ihre ganze Stellung in diesem Kreise, in dem Constanze nun einmal Stern und Mittelpunkt war. — —

„Sie haben gefunden, was Sie bedurften, Hugo, und Sie sind ein glücklicher Mensch jetzt", sagte Emil Hattstein, die Hand auf die Schulter seines jungen Freundes legend, sobald sie allein waren am Tage von Hugo's Ankunft in Schönstetten.

„Ja", versetzte dieser, „wir sind Beide dunkle Lebenswege geführt, Sie, wie ich; aber das Schicksal, glaub' ich, meint es gut mit Allen, die eines redlichen Willens sind. Wir sind Beide zum Licht gekommen. In mir ist Licht und ich denke, volle Klarheit. Die Liebe hat sie mir gebracht. Sie hat mein Auge erhellt und hat mir einen tiefen Frieden gegeben. Ich bin kein schmerzlich bewegter Faust mehr, der über den Satz nachgrübelt: „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben." Sie haben Recht mit Ihrer Philosophie. Am Gemüth haben wir das Leben — ein wahres und ein genügendes Sein. Und quillt uns aus diesem Leben die volle innere Befriedigung, dann erst können wir mit unserem ganzen, in sich vollfüllten Wesen uns der Welt zuwenden und mit heiler Kraft die Stelle ausfüllen, welche das Schicksal uns in ihr anwies. Wir können dann uns in den Strom des Allgemeinen tauchen — in jenes Bad, das Sie früher mir angepriesen und das ich scheute, weil mein Wesen sich fürchtete, darin unterzugehn. Ich kann nicht mehr untergehn, denn in mir ist das ewige Leben des Gemüths." —

„Und so", sagte Hattstein, Hugo's Hand ergreifend und sie in seinen beiden drückend — „sind wir zu denselben Zielen gekommen, so verschiedene

Naturen wir sein mögen. Erinnern Sie sich der Stunde, wo ich zu Ihnen sagte: Das Gemüth macht den Künstler und den Lebenskünstler?"

„Sie hatten Recht", fiel Hugo Schönburg ein — „und auch Geraldine hatte Recht, die mir einst sagte: Das Glück ist die Liebe!"

Schücking, Levin,

Verschlungene Wege Roman

Bd.: 3. Band

Hannover 1867